

EIGENTUM
DES
INSTITUTS
FÜR
WELTWIRTSCHAFT
KIEL

BIBLIOTHEK

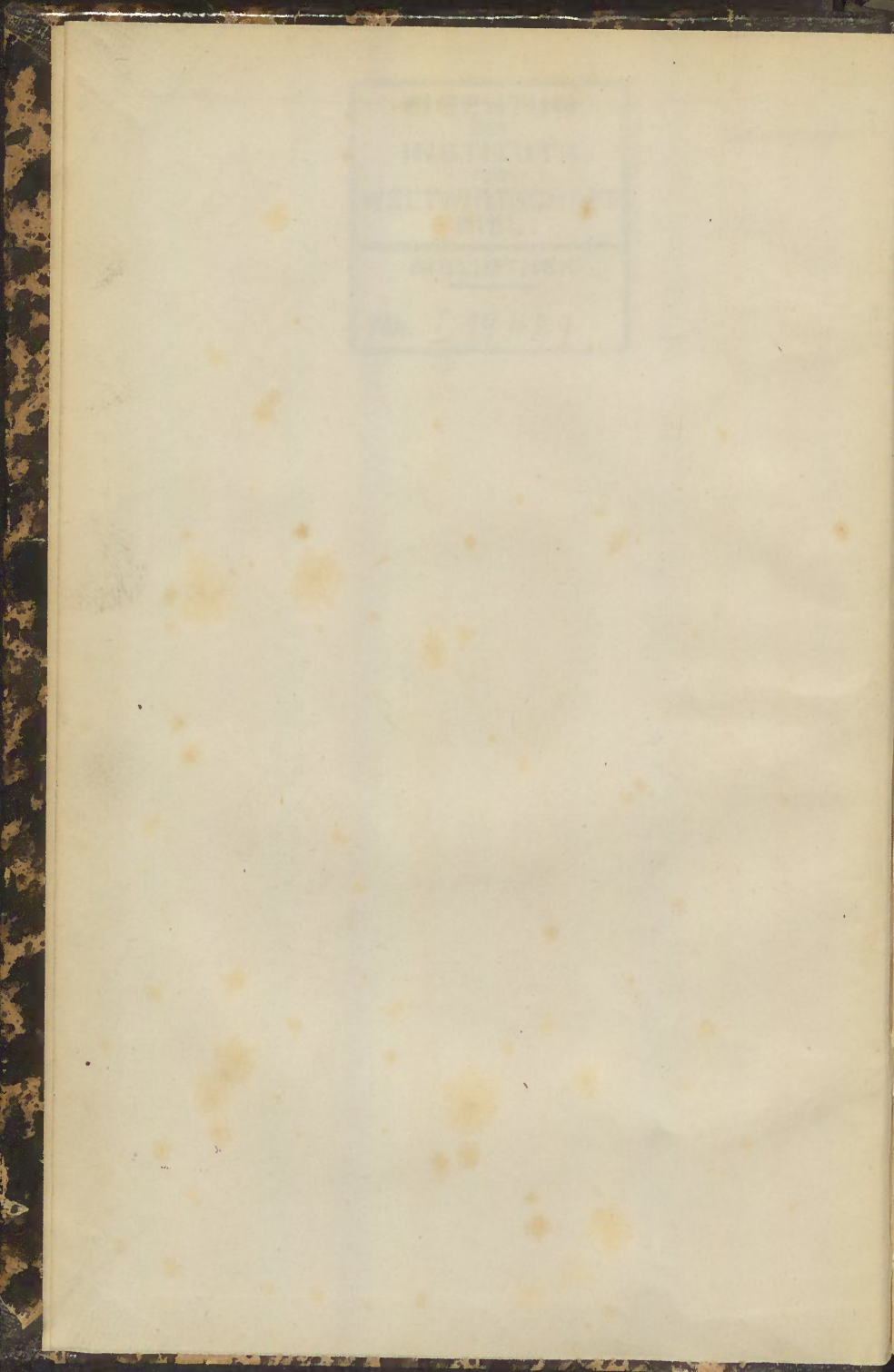
Nr. I 19429

50,74



des deutschen Handwerks.





Beiträge

zur

Geschichte des deutschen Handwerks.

Von

Willibald Koch.



Leipzig.

Verlag von Edwin Schloemp.

1880.



Beiträge
zur
Geschichte des deutschen Handwerks.

Vorwort.

In unserer Zeit, wo man sich lebhaft mit der Reorganisation des deutschen Handwerks beschäftigt und die Discussion über die Sinnungsfrage aller Orten auf der Tagesordnung der Gewerbevereine und gewerblichen Fachverbände steht, wird häufig auf die Geschichte des deutschen Handwerks in den verflossenen Jahrhunderten hingewiesen. Und in der That bietet dieselbe neben einer Fülle interessanter Daten auch eine reichhaltige Fundgrube ernster Mahnungen und weiser Lehren für jeden Gewerbetreibenden, der in diesem Buche der Vergangenheit mit Verständniß zu lesen versteht. Aber leider bildet die Zahl solcher Leser in den gewerblichen Kreisen noch immer die Minderheit. Ich will und kann es nicht verschweigen, daß mancher intelligente Handwerker über die Geschichte seines eigenen Standes nur geringe Kenntnisse besitzt und sich in Folge dessen über das Wesen des Zunftthums oft unklare, auf irrige Meinungen gegründete Vorstellungen bildet, die ihn bei der Betrachtung der Mißstände im Gewerbeleben der Gegenwart gar oft in seinem Urtheile beeinflussen und zu falschen Schlussfolgerungen verleiten.

Diese Wahrnehmung veranlaßte mich, mehrere Artikel

II

über das Zunftwesen, die ich in verschiedenen Journalen, sowie im Feuilleton der „Rostocker Zeitung“ veröffentlichte, zu sammeln und nach vorausgegangen gründlicher Umarbeitung und durch andere noch nicht veröffentlichte Aufsätze vermehrt in einem Buche zusammen zu fassen. Ich widme dasselbe dem deutschen Gewerbestande und darf dabei wohl die Hoffnung aussprechen, daß meine bescheidene Gabe in den Kreisen der Gewerbetreibenden erkenntlichen Anklang finden wird.

Die vorliegende Arbeit verfolgt einen rein praktischen Zweck; sie soll den Leser über den Entwicklungsgang des deutschen Gewerbewesens der Vergangenheit belehren und aufklären und ist deshalb auch in einer populären Sprache geschrieben. Daneben habe ich mich bei der Abfassung der einzelnen Capitel einer möglichst objectiven Darstellungsweise befleißigt. Nur dort, wo die behandelten Gegenstände eine Parallele zwischen den damaligen und heutigen gewerblichen Verhältnissen nahe legten, glaubte ich meine subjective Ansicht nicht zurückhalten zu dürfen.

Die von mir benutzten wissenschaftlichen Hülfsmittel setzen sich aus folgenden Werken und Abhandlungen zusammen:

Wilhelm Eduard Wilda, Das Gildewesen des Mittelalters. Halle 1831.

H. A. Berlepsch, Chronik der Gewerke. St. Gallen.

Karl Werner, Urkundliche Geschichte der Tglauer Tuchmacherzunft, Leipzig 1861.

Rius, Die Preis- und Lohnverhältnisse des 16. Jahrhunderts in Thüringen. (In Hildebrand's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, 1. Band. Jena 1863.)

H. A. Mascher, Das deutsche Gewerbewesen von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart. Potsdam 1866.

Lujo Brentano, Die Arbeitergilden der Gegenwart, 1. Band: Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine. Leipzig 1871.

Es war Anfangs meine Absicht, die Quellen, aus denen ich schöpfte, meinem Buche Blatt für Blatt beizufügen. Nach reiflicher Ueberlegung mit mir selbst stand ich jedoch hiervon ab. Einmal mußte ich mir nämlich sagen, daß eine populäre Schrift auf eine genaue Quellenangabe, wie sie die Kritik von einem gelehrten Werke, das auf wissenschaftlichen Werth Anspruch erhebt, mit Recht fordert, Verzicht leisten kann; dann befürchtete ich aber auch, daß eine fortlaufende Anführung der Quellen dem Handwerker, und für diesen ist ja das Buch in erster Linie bestimmt, das Lesen desselben leicht verleiden dürfte. Uebrigens habe ich an jenen Stellen, wo ich die Aufmerksamkeit der Leser auf ein von mir benutztes Werk hinzulenken wünschte, das Letztere theils im Texte, theils in einer Fußnote erwähnt.

Die Anordnung des Stoffes stieß auf nicht geringe Schwierigkeiten. Eine Geschichte des deutschen Handwerks muß das Gewerbewesen genetisch darstellen, d. h. das zu Gebote stehende Material nach Materien ordnen, welche sich den einzelnen Epochen der allgemeinen Geschichte anschließen. Eine solche Disposition ließ sich indessen nicht immer consequent bei der Abfassung eines Buches durchführen, das kein Geschichtswerk im strengen Sinne des Wortes ist, sondern sich damit begnügt, dem Leser die Hauptpunkte aus dem

IV

Werden, Wirken und Vergehen der deutschen Zünfte in lose aneinander gereihten Bildern vorzuführen.

Das Buch bespricht in seinem Schlußcapitel die Reichszunftordnung von 1731, jenes erste allgemeine deutsche Gewerbegesetz, durch welches man die Mißbräuche im Gewerbeleben der Zunftzeit auszurotten suchte. Wie das Zunftthum bis in unser Jahrhundert hinein ein Scheindasein führte, dessen letzte Reste erst durch die norddeutsche Gewerbeordnung von 1869 beseitigt wurden, das gehört der neuesten Zeitgeschichte an. Sollte das vorliegende Buch eine beifällige Aufnahme beim Publicum finden, so werde ich dem ersten Bande der „Beiträge zur Geschichte des deutschen Handwerks“ einen zweiten folgen lassen, in welchem ich diesen Todeskampf des Zunftthums gegen die Lehren der modernen Volkswirtschaft zu schildern gedenke. Für heute schließe ich meine Arbeit mit dem lebhaften Wunsche, daß die nachstehenden Ausführungen ein wenig zur Verbreitung der Kenntniß von der Geschichte des deutschen Handwerks beitragen mögen.

Rostock in Mecklenburg, October 1879.

Willibald Koch.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Einleitung	5
I. Abtheilung.	
1. Im Werden	17
2. Hofrechtliche Zünfte und freie Zünfte	27
II. Abtheilung.	
3. Die Zunftartifel	51
4. Die Münzerhausgenossen	67
5. Unter dem Zunftregiment	77
6. Der Verdienst der Handwerker im 15. und 16. Jahrhundert	97
7. Die Uniformgesetze des Rastengeistes	110
8. Die Handwerkerfeste der Zunftzeit	127
9. Aus den Werkstätten des Böttchergewerks	153
III. Abtheilung.	
10. Von der Höhe herab	165
11. Die Tuchcompagnie zu Iglau	178
12. Das Lehrlingswesen der Zunftzeit	189
13. Das Handwerkseremoniell	201
14. Vom Meisterstück	219
15. Im Banne des Zunftzwanges	230
16. Die Reichszunftordnung	247
Schluß	260

Die in der vorliegenden Arbeit enthaltenen Untersuchungen sind in der Hauptsache aus dem Jahre 1921 entnommen.

Inhaltsverzeichnis

Die in der vorliegenden Arbeit enthaltenen Untersuchungen sind in der Hauptsache aus dem Jahre 1921 entnommen.

I. Einleitung

Die in der vorliegenden Arbeit enthaltenen Untersuchungen sind in der Hauptsache aus dem Jahre 1921 entnommen.

II. Die Untersuchung

Die in der vorliegenden Arbeit enthaltenen Untersuchungen sind in der Hauptsache aus dem Jahre 1921 entnommen.

III. Zusammenfassung

Die in der vorliegenden Arbeit enthaltenen Untersuchungen sind in der Hauptsache aus dem Jahre 1921 entnommen.

Dem

deutschen Gewerbestände

gewidmet

vom Verfasser.

Einleitung.

Ein urwüchsiger Riese, strotzend von Lebenslust und Kraft, mit dem Ernste auf der Stirne und dem Schelme im Nacken, ruhigen Bluts gutmüthig und langsam, gereizt aber ein wüthender Löwe, bald in seinen Entschlüssen von hochsinniger Weltanschauung geleitet, bald engherzige Kirchthurnpolitik treibend, — das ist die Gestalt, in der uns das Kunstthum auf der Höhe seiner mittelalterlichen Blüthe entgegentritt. Entsprechend dieser Doppelgestalt entrollt sich auch dem Auge des Beschauers das sociale und gesellige Leben des deutschen Gewerbestandes im 14., 15. und 16. Jahrhundert als ein farbenprächtiges Bild, das neben der vorwiegend sehr realistischen Färbung keineswegs der poetischen Momente ermangelt.

Bersehen wir uns im Geiste zurück in diese längst verschwundenen Zeiten, so sehen wir, wie der Knabe sich nach zurückgelegten Schuljahren bei einem Meister des zum Lebensberufe erwählten Handwerks einer 3—4 wöchentlichen Probezeit unterwirft. Fällt diese zur Zufriedenheit beider Theile aus, so erfolgt vor dem Beginne der eigentlichen Lehrzeit die Aufnahme des Lehrlings in die Zunft. Diese Aufnahme, das sogenannte „Einschreiben“, ein Act tief sittlicher Bedeutung, lebt noch lange Zeit in der Erinnerung des Lehrlings und hält ihn von manchen Jugendverirrungen fern. Was er

dort im Kreise der versammelten Zunftmeister vor geöffneter Lade in die Hände des Altmeisters gelobt hat, seinen Beruf mit Gottesfurcht und frommem Sinne zu beginnen und gegen seinen Lehrherrn stets Treue, Fleiß und Aufmerksamkeit zu bewahren, auf daß er dereinst ein nützliches Glied seines Gewerbes und der menschlichen Gesellschaft werde — dies Gelöbniß, in feierlicher Stunde abgelegt, findet in dem patriarchalischen Verhältnisse zwischen Lehrherrn und Lehrling einen fruchtbaren Boden zur Entwicklung der guten Vorsätze des angehenden Gewerbetreibenden. Nimmt doch der Meister den Lehrling nicht wie einen Mietzling, sondern als ein Glied der Familie in sein Haus auf, und wenn der junge angehende Gewerbetreibende sich auch mancherlei Entbehrungen auferlegen muß, wenn er beispielsweise zum blinden Gehorsam verpflichtet und ihm die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten untersagt ist, auf seine Erziehung wirkt diese strenge Zucht und Abhängigkeit gewiß nur fördernd.

Nach beendigter Lehrzeit tritt der Lehrling von Neuem vor die Zunftlade und wird, falls seine sittliche Führung während der Lehrzeit eine gute gewesen ist, vom Lehrburschenverhältniß feierlich losgesprochen. Er erhält hierüber ein gerichtlich beglaubigtes Zeugniß, den Lehrbrief, und tritt nunmehr in den Gesellenstand, in die Reihe fremder und einheimischer Brüder über. Jetzt beginnt für den jungen Gesellen die schöne Zeit des Wanderns. Fröhlich und wohlgenuth durchzieht er auf Schusters Rappen die weite Welt, um neue Arbeitsmethoden in seinem Geschäfte kennen zu lernen, um seine Welt- und Menschenkenntniße aus eigener Anschauung zu vermehren. Aber wo er auch weilt, in der Fremde befindet er sich niemals; denn mag er nahe der Heimath Arbeit suchen, oder hunderte Meilen vom Elternhause getrennt sein, in jeder Stadt findet er einen festgegliederten Verband von Genossen, die ihm, dem Zugereiften, nicht wie einem

Fremdling kalt entgegenkommen, sondern ihn als einen alten lieben Bekannten gerne und freudig aufnehmen und ihm, falls Arbeit am Orte vorhanden ist, solche verschaffen. Denn die Collegialität der Zunftbrüder unter einander hat noch nicht wie bei dem Verfall der Zünfte jenen frivolen, ausgearteten Character angenommen, der die ursprünglichen sittlichen Grundlagen des vertrauten brüderchaftlichen Verkehrs in das gerade Gegentheil verkehrt. Noch sind die Herbergen rein von dem wüsten Treiben der alten, vagabondirenden Gesellen, der „Stromer“, und der junge Handwerker findet dort noch nach des Tages Arbeit in der Vereinigung mit älteren, fremden wie einheimischen Kollegen belehrende Unterhaltung, gewürzt durch einen oft wohl derben, aber keineswegs ungesunden Humor.

So gestaltet sich das Leben des jungen Handwerkers in der Fremde. Nach jahrelangem Umherwandern kehrt er, in seinem Gewerbe erfahrener und in seinen Anschauungen gereifter, in die Vaterstadt heim. Er fühlt sich kräftig genug, in den Verband der einheimischen Meister einzutreten und er unterwirft sich demnach der Meisterprüfung. Da das Meisterstück tabellos ausfällt, so erfolgt seine Aufnahme als Meister in die Zunft, ein Act, der stets mit mehr oder minder großen Festlichkeiten verbunden ist. Mit der Erlangung der Meisterschaft hat der junge Handwerker den sichern Boden für seine weitere Existenz erworben. Er wählt sich unter den Töchtern seiner Gewerksgenossen eine Lebensgefährtin aus und gründet sich ein eigenes Daheim, eine eigene Werkstätte, in welcher er, durch die Zunftgesetze vor unbefugter Concurrenz geschützt, mit Aussicht auf Erfolg für sich und die Seinen arbeitet. Nach vollbrachtem Lebenslauf kann er ruhig die Augen schließen, denn gleichwie die Zunft ihm als ihrem Angehörigen bei seinen Lebzeiten ihren Schutz hat angedeihen lassen, so betrachtet sich auch die Sorge für die Hinterbliebenen

des verstorbenen Kollegen als eine Ehrensache des ganzen Gewerks. Durch die Ueberreichung eines Sterbegeldes, welches man der Wittve aus der Zunftlade oder aus einer zu dem Ende gebildeten Cassé gewährt, wird es dieser ermöglicht, die bei einem Todesfalle unvermeidlichen Ausgaben zu bestreiten. Das eigentliche Begräbniß des verewigten Meister übernimmt die Zunft selbst; sie geleitet den Verstorbenen in feierlichem Zuge zu Grabe und läßt in katholischen Ländern für die Ruhe seiner Seele Messen lesen. Doch dies geschieht nicht nur mit dem Meister, sondern auch mit dessen Ehefrau, Söhnen und Töchtern. Zu dem Zwecke haben sich Zünfte von besonders starkem Mitgliederbestande in den Besitz eines eigenen Leichengeräths gesetzt und erweisen mit diesen auch ihren Mitbürgern den letzten Dienst, selbstverständlich gegen eine gewisse Entschädigung, die dem Sterbefonds der Zunft zu Gute kommt. Der Wittve des verstorbenen Meisters steht es ferner frei, aus der Zahl der in der Stadt arbeitenden Gesellen den tüchtigsten und zuverlässigsten als Werkführer zu wählen, und darf sich dieser der obern Leitung des ihm übertragenen Geschäfts nicht entziehen. Auf solche Weise sind die Wittve und deren Kinder vor materiellem Mangel geschützt, ja nicht selten wird das Anfangs bloß geschäftliche Verhältniß zwischen Wittve und Werkführer durch die Bande Hymnes fest und dauernd geknüpft.

Gestützt auf einem verhältnißmäßig hohen Arbeitsverdienst hat auch während der stetigen Kräftigung des Zunftwesens der Wohlstand des mittelalterlichen Handwerkers zugenommen und dem gesammten öffentlichen wie privaten Verkehre des deutschen Gewerbestandes seine Färbung gegeben. Tritt der deutsche Zünftler auf den Markt des Lebens, was sich in der Glanzperiode der Zünfte häufig ereignet, so trägt er sich mit Würde und Verstand. Die mannigfachen Volkfeste, die öffentlichen Aufzüge, an denen sich der Gewerbetreibende gerne be-

theiligt, bieten in der Regel ein großartiges Schauspiel. Der Luxus, welcher dann von den einzelnen Handwerkern und Künstlern in prächtigen Kleidern und Schmucksachen entfaltet wird, läßt den Wohlstand der Zünfte deutlich zu Tage treten und legt Zeugniß ab von der Macht und dem Ansehen derselben. Nicht minder gut lebt der Handwerker daheim in seiner Häuslichkeit; Alles ist da gediegen und massiv, oft herrscht reichlicher Ueberfluß, hin und wieder an geschmacklose Verschwendung streifend.

Daß bei solcher Prachtentfaltung in Kleidern und Wohnung auch die Nahrung des deutschen Gewerbestandes nichts zu wünschen übrig läßt, liegt auf der Hand. Speisen mit Safran, gebratene Gänse mit Äpfeln, Quitten und Knoblauch, genügend viel kräftiges Fleisch, als Trunk hopfenreiche Biere oder einheimische Weine bilden die gewöhnliche Hausmannskost des wohlhabenden Bürgers. Trockenes Brod kommt selbst nicht auf den Tisch des ärmsten Handwerkers, wohl aber sind bei Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenbegängnissen, hohen kirchlichen Festen, endlich bei Festlichkeiten der Zünfte, wie Aus- und Einschreiben der Lehrlinge, Meisterprüfungen u. s. w. schwelgerische Gastmähler nichts seltenes. Obgleichliche Verordnungen gegen solche Schwelgereien bleiben vollständig unberücksichtigt. Wahrlich kein Wunder! Denn gleichwie der Handwerkerstand des Mittelalters in seinem stolzen Selbstbewußtsein keinen Flecken auf seiner Zunftlehre duldet, ebenso sehr sträubt er sich in seinem urwüchsigen Sinne gegen die Tisch-, Hochzeits- und Kleiderordnungen und durchbricht diese vom ständischen Vorurtheile gezogenen Schranken. —

Wir haben in der obigen Darstellung versucht, in großen Umrissen ein Bild von dem socialen und geselligen Leben des zünftigen Gewerbestandes zur Zeit seiner Blüthe zu zeichnen. Es erübrigt uns nun noch, dasselbe vom Standpunkte der

Gegenwart zu betrachten. Wir wissen da sehr wohl, daß manchen Leser aus den Kreisen des Handwerks bei dem Vergleiche der damaligen und heutigen gewerblichen Zustände ein Verlangen nach dieser Glanzperiode des Kunstthums überkommen wird; ja nicht wenige werden sich aus der Gegenwart mit ihrer Gewerbefreiheit, ihrer Freizügigkeit, ihrer Centralisation der Caputalkraft hinweg sehnen und sich zurückversetzt wünschen in jene längst entschwundene, sogenannte „gute alte“ Zeit. Wir unsererseits können eine solche Ansicht wohl erklärlich finden, zu billigen vermögen wir dieselbe jedoch nicht. Denn man darf bei einem Vergleiche das Günst mit dem Jetzt niemals außer Acht lassen, daß im Laufe der Jahrhunderte der ganze Lebens- und Productionsprozeß der Völker eine vollständige Umgestaltung erfahren hat und daß demnach der Unterschied zwischen den Verhältnissen des Mittelalters und der Gegenwart ein gewaltig großer ist. Wir mit unsern modernen Anschauungen, unsern durch die gesteigerte geistige und wirthschaftliche Thätigkeit so unendlich ausgebildeten Bedürfnissen würden, in jene vergangenen Jahrhunderte zurückversetzt, glauben, daß wir gar nicht darin leben könnten. Ja, dürften wir selbst unsern Aufenthaltsort nach eigenem, freiem Ermessen wählen, gingen wir nach den prächtigsten und in der Cultur am weitesten vorgeschrittenen Städten des Mittelalters nach Augsburg, Nürnberg, Danzig, Lübeck, Köln, überall würden wir wohl eine äußerst rege Industrie, einen mächtig sich entfaltenden Verkehr, einen seiner Macht sich bewußten, wohlhabenden Handels und Gewerbestand antreffen, aber jene gemüthliche Einrichtung des socialen Lebens, jene Toleranz in politischen und kirchlichen Dingen, jene hoch entwickelte geistige Leben, die unserer Zeit ihren Stengel aufdrücken — alles dies müßten wir entbehren. Aller Orten durch die Engherzigkeit, den Hastengeist, die geistige Beschränktheit der Einwohner in unserm Denken und Empfinden auf's Tiefste

verlegt, würden wir schließlich zu dem Endresultate gelangen, daß wir die Riesenfortschritte, welche die menschliche Gesellschaft seit der Befreiung der geistigen und physischen Arbeitskräfte des Individuums von den Fesseln früherer Jahrhunderte gemacht hat, nicht weggeben möchten um den Preis der Rückkehr zu den vielfach gepriesenen Zuständen der „guten alten“ Zeit des Mittelalters.

Darum sind wir auch weit entfernt, uns durch den schimmernden Glanz und die bürgerliche Herrlichkeit, welche das Kunstthum auf seiner Höhe so blendend umgiebt, in unserm Urtheile bestechen zu lassen. Die Verachtung, mit der man auf eine große Anzahl Menschen herabblickte, die im Schweiße ihres Angesichts durch sogenannte „unehrliche“ Beschäftigungen ihren Lebensunterhalt verdienen mußten, die Knechtung der Arbeit und die Ausnutzung derselben durch eine privilegierte Kaste, von deren Mitgliedschaft aus kleinlichen und dann lächerlichen oder aus egoistischen und dann verwerflichen Motiven alle Diejenigen ausgeschlossen wurden, denen es nicht gelungen war, einer Kunst beizutreten: — alles das sind schwerwiegende, gegen Christenthum, Humanität und Volkswirthschaft verstoßende Fehler. Bedenkt man jedoch, daß auch in unserm 19. Jahrhundert, dem sogenannten „Jahrhundert der Aufklärung“, trotz aller Rettungs- und Hilfsvereine, trotz aller wirthschaftlichen Freiheit, trotz aller gepredigten Geistes- und Herzensbildung die Gebote der Humanität und der christlichen Liebe vielfach mit Füßen getreten werden, und berücksichtigt man ferner, daß unter den unbestreitbaren Segnungen der Gewerbefreiheit und freien Concurrrenz auch eine schlimme Frucht, die der wirthschaftlichen Immoralität und der selbstsüchtigen Interessenökonomie, herangereift ist, dann wird man auch die auf wirthschaftlicher Unfreiheit und Kastengeist beruhende Kunstteinrichtung im milderen Lichte beurtheilen, zumal hierbei noch ganz besonders ein Moment in's

Auge gefaßt werden muß. Es ist dies die Verachtung, mit der die höheren Stände auf die ursprünglich hörigen Gewerbetreibenden herabsahen, und welche für letztere ein Sporn wurde, sich eng aneinander zu schließen, um vereint der Geringschätzung zu trotzen und sich ein menschenwürdiges Dasein zu erstreiten. Wohl gelang ihnen bei fortschreitender Cultur und Ausbreitung des Städtewesens das Letztere, aber erst nach schweren, anhaltenden Kämpfen. Lange Zeit mußten sich die Glieder des Gewerbestandes einer aufstrengenden Thätigkeit widmen, die mit den damaligen Anschauungen und Neigungen der Bevölkerung in grellestem Widerspruche stand. Denn stilles Klosterleben und rohes Waffenhandwerk galten in der ersten Hälfte des Mittelalters für ehrenvollere Beschäftigungen wie körperliche Arbeit, und deshalb kann man es den Zünften nicht hoch genug anrechnen, daß sie es gewesen sind, welche die geschmähte Arbeit zu Ehren brachten und durch sie, die Arbeit, das Fundament zu jener Machtentfaltung des Gewerbes legten, dessen echt bürgerliche Herrlichkeit das alte Sprichwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden!“ so treffend und so wahr kennzeichnet.

I. Abtheilung.

Im Werden.

Die Idee der genossenschaftlichen Selbsthülfe, welche in der Geschichte des deutschen Gewerbewesens eine so hervorragende Rolle spielt, wurzelt keineswegs, wie Manche glauben, in dem Zunftthum des Mittelalters, sondern erfreute sich schon im Alterthum bei den römischen Künstler- und Handwerkerzünften, den Collegien, einer ziemlichen Ausdehnung. Es darf uns dies um so weniger Wunder nehmen, da bereits in jenen fernliegenden Jahrhunderten, wo die körperliche Arbeit als eine der freien Römer unwürdige Beschäftigung galt und die höheren Stände mit Geringschätzung und ohne Antheil auf alle Diejenigen herabsahen, welche durch Kleinhandel und Handwerk ihren Lebensunterhalt gewannen, die gewerbliche Ausbildung auf einer Höhe stand, die unsere Bewunderung weckt. Namentlich gilt dies von dem Umfange und der Bedeutung der Kleinindustrie an dem „Versammlungsorte des Erdkreises“, dem „gold'nen“ Rom. Hier hemmte die Beeinträchtigung, welche den selbstständigen Geschäftsleuten dadurch erwuchs, daß die Reichen ihren Bedarf zum Theil durch die Arbeit ihrer eigenen Sklaven deckten, nicht den Aufschwung der freien gewerblichen Thätigkeit, hier machte die Versorgung einer ungeheuren Bevölkerung mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens, sowie die Befriedigung der in Rom am höchsten

gespannten Forderungen des Luxus der Reichen den auf eigene Rechnung arbeitenden Gewerbetreibenden die Concurrenz der Sklavenarbeit wenig fühlbar, und hier endlich finden wir eine sehr entwickelte Arbeitstheilung, die eben nur möglich war, weil trotz der auf dem Kleinerverbe lastenden Mißachtung ein sehr bedeutender Theil der Bewohner Roms sich dem Handwerk und Kleinhandel zugewandt hatte. — So zweigte sich die alte Schuhmacherrinnung in eine Zunft der Stiefelmacher, eine andere der Sandalenmacher, eine dritte und vierte der Pantoffel- und Frauenschuhmacher. Das Gewerbe der Eisenarbeiter setzte sich aus den verschiedenen Unterabtheilungen der Schlosser, Messerschmied, Verfertiger von Nieten und Haken, Sichelmacher und Schwerfeger zusammen. Neben der großen Bäckerinnung gab es verschiedene Gruppen, die sich mit den Specialitäten der Fein- und Kuchenbäckerei befaßten. In der Malerbranche bestanden besondere Werkstätten für Arabesken-, Blumen-, Thier-, Landschafts- und Figurenmalerei, in der Bildhauerei Ateliers zur Anfertigung von Grabdenkmälern, Götterbildern, Genien u. s. w. In ähnlicher Weise hatte die Ausdehnung des Verkehrs auch auf dem Gebiete des Handels die Arbeitstheilung durchgeführt. Der Kleiderhandel zerfiel in besondere Geschäfte für verschiedene Arten von Mänteln und Ueberwürfen, für leichte Sommerkleider, schwerere Winterkleider u. s. w. Der Handel mit den tausendfachen Gegenständen des Luxus und der Toilette schied sich in eine Menge Specialfächer. Es gab gesonderte Verkaufsstände für Salben, Farben, Drogen, Essenzen, Medicamente, Perlen, Juwelierarbeiten, Elfenbeinsachen, kostbare Möbel, Glaswaaren u. s. w.

Auf das sociale Leben der kleinen Leute blieb diese strenge Gliederung nach Berufsarten natürlich nicht ohne Einfluß. Die Gemeinsamkeit der Interessen war ein Band, das die Genossen ein und desselben Gewerbes auch in familiärer

Hinsicht umspannte und sie des Daseins Freuden und Leiden vereint genießen und tragen ließ.

Das römische Handwerkerleben war an Feiertagen und Festen nicht arm. Außer einem allgemeinen Feste am 15. März, dem Tage der Anna Perenna, an welchem die kleinen Leute sich mit ihren Familien an den Ufern des Tiber lagerten und unter Schmausen und Bechen, Spiel und Tanz die Zeit hinbrachten, begingen die Zünfte theils jede für sich in engem Kreise des Gewerks, theils mit andern verwandten Berufsarten vereint, noch eine Reihe anderer Feste. Daneben befaßten sie sich jedoch auch mit ernsteren Aufgaben, indem sie die Sorge für das gemeinsame Begräbniß ihrer Mitglieder in den Kreis ihrer Thätigkeit zogen. Wo die Handwerker einer Zunft zu arm waren, um die Kosten einer eigenen Bestattung bestreiten zu können, da bildeten sie Sterbekassenvereine. Ein Blick in die noch theilweise erhaltenen Statuten dieser antiken Genossenschaften zeigt, daß sie mit den Todtengilden der Zünfte des Mittelalters sehr nahe verwandt sind und sich von Letzteren nur in einem Punkte, dem der Aufnahmebedingungen, unterscheiden. Während nämlich die Hülfskassen der altrömischen gewerblichen Genossenschaften in Uebereinstimmung mit der gedrückten Lage des Gewerbes außer Freien und Freigelassenen auch Sklaven aufnahmen, schloß die Zunftlehre des Mittelalters alle nach damaliger Anschauung nur irgendwie anrühigen Elemente von den Verbindungen der Handwerker aus. Gleich den Zünften, die ihre Heiligen verehrten, hatte jeder römische Sterbekassenverein seinen Schutzgott, dessen „Geburtstag“, d. h. die Einweihung seines Tempelbildes, von den Mitgliedern durch eine Festmahlzeit gefeiert wurde. Die Aufnahmegebühren waren allem Anscheine nach ziemlich hoch bemessen. Die Genossenschaft der Verehrer der „Diana und des Antinous“ zu Lavinium (Citta Lavinia) vom Jahre 133 n. Chr., deren Statuten uns am vollständigsten überliefert

sind, erhob ein Eintrittsgeld von 100 Sesterzen — 21,70 Mark, der jährliche Beitrag belief sich auf 15 Sesterzen — 3,25 Mark und wurde in monatlichen Raten von 5 As — 27 Pfennig entrichtet. Bei vorkommenden Sterbefällen zahlte die Genossenschaft für jede Leiche, falls der Verstorbene seinen Verpflichtungen gegen die Casse pünktlich nachgekommen war, 300 Sesterzen — 65 Mark, eigentlich nur 250 Sesterzen — 54,25 Mark, denn 50 Sesterzen — 10,75 Mark wurden für das Leichengeleite abgezogen und am Scheiterhaufen vertheilt. Selbstmörder, und das ist eine überaus charakteristische Bestimmung, gingen des Anspruches auf das Sterbegeld verlustig. Die Bestattung veranstaltete man gewöhnlich in den Columbarien; unter Letzteren verstand man große Gewölbe mit übereinander liegenden Reihen kleiner Nischen, die zur Aufbewahrung der Aschenurnen dienten.

Auch über die bei den Festlichkeiten der altrömischen gewerblichen Sterbekassenvereine gehandhabte Ordnung giebt das Statut der genannten Gesellschaft manchen interessanten Aufschluß. Um sich einer ungestörten Fröhlichkeit beim Mahle hingeben zu können, durften weder Klagen noch Beschwerden während des Schmausers vorgebracht werden; dieselben wurden in die ordentlichen Hauptversammlungen verwiesen. Außerdem traf die verhältnißmäßig hohe Strafe von 12 Sesterzen — 2,60 Mark Denjenigen, der trotz des Verbots sich bei der Tafel in Schmähungen erging oder Lärm erregte. Wer des Streites halber von seinem Plaze aufstand und zu einem andern ging, mußte 4 Sesterzen — 87 Pfennig zahlen. Es ergiebt sich aus diesen Bestimmungen, daß man jeden Streit, als das Vereinsinteresse gefährdend, sorgfältig zu vermeiden suchte. Zu dem Zwecke beginnt auch das Statut mit der Warnung: „Du, der du neu in diesen Verein eintreten willst, lies erst das Statut durch und tritt so ein, daß du dich nachher nicht beschwerst oder deinen Erben einen Rechtsstreit

hinterläßt.“ Ordentliche Schmäuse fanden alljährlich sechs statt; die beiden hauptsächlichsten wurden an den „Geburtstagen“ der Diana und des Antinous abgehalten. Die Kosten der Mahlzeit bestritt man, wie es scheint, nicht aus dem Cassenfonds, sondern von den Zinsen eines von einem Gönner dem Vereine zugewandten Legats. Für Getränke brauchte man um so weniger Sorge zu tragen, da außer den Neueintretenden auch die der Casse angehörenden Sklaven eine Amphora Wein geben mußten, sobald sie von ihren Herren frei gelassen wurden. Die weiteren Arrangements des Festessens, als Herbeischaffung von Decken und Polstern für die Speisef sofas, von heißem Wasser nebst Geschirr u. s. w. lag je vier jährlich wechselnden Mitgliedern ob; dieselben hatten außerdem vier Amphoren guten Weins und für jedes Mitglied ein Brod zu zwei As und vier Sardinien einzukaufen. — Eine hervorragende Stellung nahm der Vorsteher der Casse ein, welchem zugleich die Führung der Bücher der Gesellschaft oblag. Er wurde von den Mitgliedern auf fünf Jahre gewählt und erhielt als Aequivalent für seine Bemühungen bei allen Vertheilungen doppelte Antheile. Dagegen war er verpflichtet, seine amtlichen Functionen in weißer Kleidung zu vollziehen und vor dem Beginne jeder Vereinsfestlichkeit den Göttern mit Weihrauch und Wein zu opfern. Auf die Beleidigung seiner Person während des Schmauses stand eine Geldbuße von 20 Sesterzen = 4,34 Mark. Hatte er sein Amt rechtlich verwaltet, so empfing er fortan bei allen Vertheilungen das Anderthalbfache des den andern Mitgliedern gelieferten Antheils. —

Ohne Zweifel werden bei der Ueberführung antiker Cultur nach den eroberten Landstrichen des großen Germaniens diese soeben kurz beschriebenen römischen gewerblichen Genossenschaften mit ihrem ausgebildeten Hilfskassenwesen auch in die herrlich blühenden Colonien im Süden und Westen Deutschlands

Gingang gefunden und dort vielleicht eine ebenso weite Ausbreitung wie in Rom erlangt haben. Mit der allmäligen Zerbröckelung und eadlichem Zusammenbruche des Römerreiches und der Gründung des gewaltigen Frankenreiches auf den Trümmern der alten Welt des Heidenthums wurde jedoch die hochentwickelte Civilisation in den ehemals römisch-deutschen Provinzen am Rhein, an der Donau und in der Schweiz vernichtet. Der arme rohe Deutsche, kaum zu einem beglückteren menschlicheren Dasein erwacht, sank wieder auf die unterste Stufe der Cultur zurück. Und wie sich über das langsame, leise Aufleben der früheren römischen Pflanzenstädte am Rhein und an der Donau ein dichter Schleier breitet, so liegen auch jene Zeiten, wo der Drang nach fortschreitender Entwicklung in der Brust des Deutschen wieder rege ward, in das Dunkel der Geschichte gehüllt. Wohl hat man eine Zeit lang geglaubt, daß die alten Römerstädte auf deutschem Boden mit ihrer römischen Gewerbeverfassung die Stürme der Völkerwanderung überdauert und nach dem Eintritte ruhigerer Zeiten und geordneterer Zustände die Bausteine zum Fundament des deutschen Städtewesens geliefert hätten; ja man ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat in den Zünften des Mittelalters die unmittelbaren Nachfolger der Collegien des Alterthums sehen wollen. Allein Dank den eingehenden Untersuchungen hervorragender Forscher steht jetzt unumstößlich fest, daß die Zünfte keineswegs ein Ausfluß der altrömischen Gewerbeverfassung, sondern vielmehr wesentlich germanische Einrichtungen sind, auch wenn nicht bestritten werden soll, daß das Andenken an die Zwecke und das erfolgreiche Wirken der durch die langwierigen Unruhen jedenfalls vollständig vernichteten Collegien die Bildung der mittelalterlichen Zünfte wahrscheinlich förderte, als der deutsche Handwerker bei der wachsenden Macht und Bedeutung der Städte und der stetig zunehmenden Wohlhabenheit des Gewerbestandes die Fesseln der

Hörigkeit von sich abstreifte und zur Sicherung der gewerblichen Interessen seines Gewerks mit den Genossen ein und desselben Lebensberufs Vereine errichteten. „Jeder Geschichtskundige weiß“ sagt H. A. Mascher in seinem umfangreichen, auf den sorgfältigsten Quellenstudien beruhenden Werke: „Das deutsche Gewerbewesen von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart“, „daß selbst in den romanischen Ländern, ebenso wie später in den slavischen, die Städte und der Bürgerstand, die örtlichen und persönlichen Grundlagen des Gewerbewesens, germanischen Ursprungs sind. Nur soviel Wahres ist an jener Vorstellung, daß in den ehemals römischen Städten deutsches gewerbliches Leben sich zuerst, wenngleich auch hier nach und nach, entwickelte. Beides, die Entstehung und das Wachsthum der Städte, ist deshalb auch unzertrennlich von der Entwicklung der deutschen Industrie, bis zu dem ganz in die Neuzeit fallenden Zeitpunkte, wo die Naturalwirthschaft auf dem platten Lande zur Geld- und Creditwirthschaft, der Ackerbau zum Großgewerbebetriebe übergegangen, das Gewerbe, die Mauern der Städte überschreitend, die Fesseln des Zunftthums brechend und mittelalterliche Vorurtheile besiegend, das Fundament des zum Staatsbürgerthums erweiterten Stadtbürgerthums geworden ist.“ —

Betrachten wir nun die gewerblichen Zustände im frühesten Mittelalter, so finden wir, daß dieselben sich in sehr beschränkten Formen bewegen. Sämmtliche Handwerker waren Leibeigene, „Hörige“, und standen in strenger Abhängigkeit zu ihren Hofs Herren, dem fränkischen Adel und der Geistlichkeit. Dieses hoferechtliche Verhältniß ließ natürlich die Entfaltung einer unabhängigen Gewerbethätigkeit, das Entstehen eines selbstständigen Gewerbebestandes nicht zu. Letzterer konnte sich überdies auch gar nicht entwickeln, da es unter der Herrschaft Merovinger, also bis in das erste Drittel des achten Jahrhunderts, Handwerker, welche auf Bestellung um Lohn arbei-

teten oder Waaren zum Verkauf anfertigten, nicht gab. Selbst einheimische Kaufleute, die den Handel auf eigene Rechnung trieben, fehlten damals fast gänzlich. Der Handel war wesentlich passiver Natur und wurde von fremden Kaufleuten betrieben, die theils persönlich, theils durch Vermittelung von Zwischenhändlern die deutschen Rohproducte, als Bernstein, Gänsefedern, Thierhäute, Vieh, ja zuweilen Menschen gegen Gold, Silber, Waffen, Schmuck und allerlei Geräth eintauschten. Ungeachtet dieses rohen Culturzustandes war die Theilung der Arbeit doch schon so weit vorgeschritten, daß man die Hörigen in zwei große Classen: in Hofhörige und Diensthörige schied. Während den Ersteren die Verrichtung der landwirthschaftlichen Arbeiten oblag, mußten Letztere für die Befriedigung der bescheidenen Bedürfnisse der Hofherren an Kleidung, Wohnung, Waffen und Werkzeugen sorgen. Aber mochte der diensthörige Handwerker auch noch so geschickt sein, mochte er als Tischler, Schmied, Zimmermann, Schwerfeger oder Schneider auch noch so gelungene Arbeiten anfertigen, er war doch immer nur ein leibeigener Knecht und konnte aus dem Hörigkeitsverhältniß nicht herauskommen. Gleichwohl strebte der Handwerker nach möglichster Vervollkommenung in seinem Berufe. Er sagte sich nämlich, daß mit dem Wachsen seiner Kunstfertigkeit, seiner technischen Geschicklichkeit auch der Werth seiner Person im Preise steige und letzteres Moment ihm wiederum zu einem besseren Loose ver helfe. Freilich erwies sich diese Hoffnung oft als trügerisch, denn mancher Herr sperrte seinen geschickten diensthörigen Knecht ein, damit dieser ihn nicht entweiche oder von andern freien Grundeigenthümern geraubt werde. Hierauf nehmen auch die Gesetzsammlungen jener Zeit Rücksicht, indem sie auf die Einführung geschickter Arbeiter eine hohe Buße setzen. Am klarsten ergiebt sich die höhere Schätzung der Diensthörigen aus den bis zu Anfang des siebenten Jahrhunderts hinaufreichenden Gesetzbüchern der

Allemannen. Nach dem Rechte dieses gewerblich betrieb= samsten deutschen Stammes hatte der öffentlich geprüfte und bewährt befundene diensthörige Goldschmied, Bäcker, Schmied und Schwertfeger, der nach bestandnem Examen als „Meister“ anerkannt wurde, ein dreimal höheres Werthgeld als der gewöhnliche Leibeigene, nämlich 40 Schillinge, den vierten Theil von der Tage eines Gchtfreien.

Der Druck des hoferechtlichen Verhältnisses, welcher auf dem Gewerbetreibenden lastete, wurde noch dadurch vermehrt, daß der freie Deutsche mit einer gewissen Geringschätzung, ja Verachtung auf die körperliche Arbeit herabblckte. Er hatte nur Sinn für Jagd, Waffenübungen und Fehde, die Beschäftigung mit den Künsten des Friedens, das Anfertigen von gewerblichen Producten erachtete er als eine keines freien Mannes würdige Aufgabe und hielt sich von solcher Herz und Geist veredelnden Thätigkeit fern. Aber gerade dadurch ermöglichte es der fränkisch-germanische Adel seinen Leibeigenen, daß sie sich durch ernste Arbeit, strenges Nachdenken und unermüdblichen Fleiß eine höhere sittliche und geistige Bildung als ihre Gebieter aneigneten.

Weit mehr wie der fränkisch-germanische Adel hat die Geistlichkeit jener fernen Jahrhunderte zur Entwicklung des deutschen Gewerbewesens beigetragen. Man muß es der Kirche rühmend nachsagen, daß sie in Uebereinstimmung mit den Geboten des Christenthums die Aufhebung der Leibeigenschaft anstrebte und die Loslösung der Gewerbetreibenden von dem Hörigkeitsverhältnisse auf jede Weise begünstigte. Durch die Einführung des Klosterwesens schuf die Kirche eine Institution, die sowohl für die Landeskultur im Allgemeinen, wie für die Entwicklung der Gewerbe insbesondere von den segensreichsten Folgen begleitet war. In den Klöstern, die damals noch keine müßigen, sondern überaus thätige Mönche beherbergten, erstand dem geknechteten Handwerk gleichsam

eine Freistätte, unter deren Schutze es langsam, aber stetig emporblühte und in sich selbst erstarkte. Denn die Ordensbrüder beschäftigten auf ihren ausgedehnten Besitzungen, die mit der fortschreitenden Ausbildung des hierarchischen Systems durch immer neue Schenkungen seitens der Könige und der großen Privatgrundeigenthümer vermehrt wurden, stets eine große Anzahl Handwerker, die für die mit dem steigenden Reichtum der Abteien und Bisthümer ganz von selbst größer werdenden Bedürfnisse der geistlichen Herren arbeiteten. Diese Handwerker wohnten innerhalb der Klostermauern. So wies z. B. das bereits im Jahre 954 mit Thürmen und Mauern umgebene Kloster St. Gallen unter seinen Gebäulichkeiten auch Werkstätten für Bäcker, Bierbrauer, Müller, Schmiede, Schuster, Schneider, Walker, Glasbrenner, Degenschmiede und Schildmacher auf. Allerdings waren auch die auf den Bischofsitzen und Klostergütern ansässigen Gewerbetreibenden gleichfalls hörige Diensteute, aber das im Allgemeinen milde patriarchalische Regiment der Kirche ließ den Hörigen eine humane Behandlung angedeihen, sodaß die Stellung derselben immerhin eine erträgliche genannt werden konnte. Dazu kam noch, daß manche Mönche sich mit besonderer Vorliebe gewerblichen Beschäftigungen freiwillig unterzogen. Diese brachten es natürlich vermöge ihrer höheren Bildung zu größerer Geschicklichkeit als die hörigen Handwerker und wurden somit nicht nur die Lehrmeister ihrer Knechte, sondern gestalteten auch die Gewerbe mannigfacher und vollkommener, indem sie durch selbstständiges Nachdenken und mancherlei Versuche mittelbar oder unmittelbar den Anstoß zu neuen industriellen Erfindungen und besseren Bearbeitungsmethoden der Rohstoffe gaben. Kurz, das uralte Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen“ darf, soweit die Verhältnisse des frühesten Mittelalters in Betracht kommen, in mancher Beziehung auf Wahrheit Anspruch erheben.

Hofrechtliche Innungen und freie Zünfte.

Die niedrige Culturstufe, auf der wir die Deutschen zur Merovingerzeit erblicken, mußte naturgemäß den Entwicklungsgang der Industrie, insbesondere den des Handwerkes, hemmen. Erst unter dem Geschlechte der Karolinger trat durch die Ausbreitung der Religion der Liebe, des Christenthums, ein wesentlicher Aufschwung zu höherer Civilisation und mithin auch eine Hebung des Gewerbewesens ein. Karl der Große, „der Banmeister eines Weltreiches, der Gesetzgeber der Nationen und in der Nacht der Zeiten ein einsam leuchtender Stern“, wie ihn der geistvolle Historiker Rotteck nennt und von dem der Geschichtschreiber Eichard rühmt, daß er „an jeglicher Weisheit und menschlicher Tugend Allen gleich liebenswürdig und schrecklich, Allen gleich bewunderungswürdig“ erschienen, war nicht nur der Gründer eines gewaltigen Reiches, er war auch der Schöpfer einer neuen Zeit, einer neuen Cultur. Mit starkem Arm einte er die bis dahin nur in einem losen föderativen Verbande stehenden germanischen Stämme zu einem wahren Staatskörper und legte nach dem Vorbilde des alten untergegangenen Cäsarenreiches durch die Zusammenfügung Frankreichs, Deutschlands und Italiens den Grund zu einem neuen Weltreiche, das indeß unter seinen unmittelbaren Nachfolgern, die der Regierung eines so ausgedehnten Staates

nicht gewachsen waren, wieder zerfiel. Aber nicht nur auf politischem Gebiete steht Karl so glorreich, so erhaben, so achtungsgebietend da, wie kein deutscher Herrscher zuvor, auch auf geistigem Gebiete und in wirthschaftlicher Beziehung erwies er sich als ein wahrer Reformator. Davon zeugen die mannigfachen Maßnahmen, welche er zur Förderung des Gewerbefleißes traf. Er gab den Verwaltern seiner Kammergüter, Villen und Königshöfe sehr genaue Vorschriften über die Einrichtung des ganzen Hauswesens, die Beschäftigung der Leibeigenen und die Ablieferung der gewonnenen Kunst- und Naturproducte. In dieser in lateinischer Sprache abgefaßten Wirthschaftsordnung, dem capitulare de villis, wurde es den Beamten zur strengen Pflicht gemacht, stets gute Künstler (*bonos artifices*) auf den königlichen Gütern zu beschäftigen. Unter diesen führt die erwähnte Ordnung eine ganze Reihe Beschäftigungsarten als Bäcker, Brauer für Bier, Obstwein und Meth, Schuster, Zimmerleute, Drechsler, Schildmacher, Fischer, Vogelsteller, Seifensieder, Netzstricker zur Jagd und zum Vogelfang und endlich dreierlei Gattungen Schmiede: Grob- oder Eisenschmiede und Gold- oder Silberschmiede namentlich an. Die genannten Gewerbe werden bloß beispielsweise erwähnt und es liegt daher nahe, daß es außer diesen Hofhandwerken noch andere in der Verordnung nicht speciell angezogenen schon damals gegeben habe.

Neben der Sorge für das gute Gedeihen seiner eigenen Besitzungen ließ sich der gewaltige Herrscher auch die Ausbreitung des Handels und der gewerblichen Thätigkeit im Allgemeinen sehr angelegen sein. Er hob drückende Zölle auf, war auf die Sicherheit der Landstraßen bedacht und verlieh den städtischen Ansiedelungen sehr ausgedehnte Privilegien in Gestalt von Markt-, Zoll- und Münzrechten. Köln, die alte Hauptstadt Niedergermaniens, Mainz, die erste Stadt Obergermaniens, Koblenz, die glänzende Pfalz der Merovinger,

Trier, die uralte Augusta Trevirorum, Augsburg, das ehemalige Standlager römischer Legionen, Passau, Salzburg, Speyer, Regensburg, Basel, Worms, Straßburg, alle ursprünglich römische Schöpfungen, waren schon im frühen Mittelalter als wieder erstandene deutsche Städte aus dem Dunkel der Geschichte aufgetaucht und hatten bald wieder städtisches Leben gewonnen. Unter der Herrschaft Karls des Großen und seiner Nachfolger fing dasselbe immer mehr an sich zu entwickeln. Es entstand, begünstigt durch die fortwährende Ausdehnung der Grenzmarken des Reiches, die Deutschland mit andern Völkern, z. B. mit dem äußerst unternehmungslustigen Handelsvolke der Friesen, in Verbindung brachte, sowie in Folge der stetig fortschreitenden Ausbreitung des Christenthums und der damit zusammenhängenden Anlage neuer Bischofsitze und Klöster ein reger äußerer und innerer Verkehr, der zum Gedeihen, zur weiteren Ausbildung des Gewerbebetriebes sehr wesentlich beitrug.

In noch höherem Grade hob sich das städtisch-gewerbliche Leben unter der Regierung der sächsischen Könige. Heinrich I., der in der Geschichte neben dem Beinamen des „Finklers“ oder „Vogelstellers“ auch den weit ehrenvolleren des „Städteerbauers“ führt, entfaltete eine umfassende Thätigkeit zur Erhaltung und Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung, die durch die räuberischen Einfälle der Magyaren, Dänen und Slaven oft bedroht und erschüttert wurde. Auf die kriegerische Abwehr der äußeren Feinde bedacht, legte er neue feste Plätze an und ließ die schon vorhandenen, ihm gehörigen oder eroberten Ortschaften seines Stammlandes Sachsen, als Merseburg, Goslar, Quedlinburg, Nordhausen u. A. m. mit Mauern und Thürmen versehen. Aus diesen Orten entwickelten sich in diesem gewerblich aufblühenden Lande die ersten Städte. Eine eigentliche Verfassung hat Heinrich I. den besetzten oder neu gegründeten Orten nicht gegeben; dazu waren die Zeiten zu rauh, die

Civilisation noch nicht weit genug vorgeschritten. Wohl aber hat der Nachfolger Konrad's I. von Franken für den Aufschwung, die Macht und das Wachsthum der Städte, sowie für die Förderung und Kräftigung des gewerblichen Verkehrs in einer so hervorragenden Weise gewirkt, daß Mascher ihn den „Gründer des Gewerbewesens“ nennt. Zudem nämlich Heinrich I. die Ortschaften mit Befestigungen versehen und eine Anzahl der Einwohnerschaft zu kriegsgeübten Männern heranzubilden, gewährte er den Städten eine größere Sicherheit und ermöglichte es somit dem handels- und gewerbetreibenden Theile der Bevölkerung sich in ungestörter Ruhe und mit Aussicht auf Erfolg den friedlichen Erwerbszweigen zu widmen. Ferner befahl der Kaiser die Vereinigung der königlichen Zoll-, Steuer- und Münzbehörden in den mit Marktrechten bewidmeten Orten an und endlich verfügte er die Einsetzung geschickter Meister, die gegen die Einräumung gewisser Vortheile den diensthörigen Knechten Unterricht in den verschiedenen Gewerben erteilen sollten.

Die von Heinrich I. getroffenen weisen Maßregeln führte sein ältester Sohn, Otto I., der Große, noch weiter aus. Unter der glanzvollen Regierung dieses Fürsten erhoben sich Hamburg und Bremen, das „kleine Rom“ (*parvula Roma*) des Erzbischof Adalbert, zu mächtig aufblühenden Handelsstädten, wurde Magdeburg, der Lieblingsitz der Gemahlin des Kaisers, Editha, mit ausgedehnten kirchlichen und städtischen Gerechtsamen ausgestattet.

Während der Herrschaft der Nachfolger des Gründers des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war der Verkehr, die Industrie und der Handel, schon soweit erstarkt, daß er sich aller Orten neben den alten Centralpunkten neue aufsuchte. Es ist die Zeit, wo, begünstigt durch das schwächliche Regiment der letzten Ottonen, die weltliche Macht der geistlichen Herren sich immer weiter ausdehnt und unter der

Regide der Letzteren ein Ort nach dem andern am Rhein, am Bodensee, an der Har, in dem Gebiete zwischen Elbe, Oder und Warthe, im Wendenslande und Ober- und Niederschlesien entsteht. Selbst jenseits der vorgeschobenen Ostmark, dem Wohnsitz der Lufizer, tauchen in dem Lande der Cassuben und Porussen an dem Gestade der Ostsee zwei Orte, Danzig und Elbing, auf, die sich gar bald zu Beherrscherinnen des nordischen Handels in diesen damals noch sehr uncultivirten Länderstrecken aufwerfen.

Das rege commerzielle und industrielle Leben, welches wir am Ausgange des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung in den meisten städtischen Niederlassungen Deutschlands sich entfalten sehen und auf das die zum Austausch der Natur- und Kunstproducte eingerichteten, schnell aufblühenden Märkte einen sehr fördernden Einfluß üben, darf uns nicht verleiten, an die äußere Erscheinung der mit Markt- und Münzvorrechten ausgestatteten Pfalzen, Bisthümer und Klosterorte einen hohen Maßstab zu legen. Die Pracht und der Reichthum an großartigen öffentlichen und privaten Gebäuden, wodurch sich die deutschen Städte des 15. Jahrhunderts vor allen andern europäischen Städten auszeichneten, ging den Städten jener Zeit vollständig ab. Sie waren durchweg ohne Symmetrie angelegt und bestanden entweder aus regellosen Haufen roh zusammen gefügter Holzhäuser oder aus plump ausgeführten Steinbauten. Die kleineren dieser hölzernen Häuser oder, besser gesagt, Hütten hatten einen so geringen Werth, daß sie in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Hessen, zur fahrenden Habe gerechnet wurden. Ebenso entbehrte das Innere der Wohnungen aller zur Bequemlichkeit dienenden Einrichtungen. Der Luxus und Comfort, welchen man in den Bürgerhäusern der späteren Jahrhunderte antraf, fehlte gänzlich. Die Stuben waren eng, dumpf und niedrig, das Mobiliär einfach, ja dürftig, und da man Rauchfänge in

Form von Schornsteinen damals noch nicht kannte, so mußte der Rauch des Herdfeuers sich einen Weg durch die Thür oder die kleinen Fenster bahnen. Vor den Häusern befanden sich gewöhnlich Mistpfügen und Viehställe. Auf den schmalen, krummen, ungepflasterten Straßen und Plätzen tummelten sich die Schweine, deren Zucht von den Städtebewohnern des Mittelalters in beträchtlichem Umfange betrieben wurde, und durchwühlten den Gassenkehricht und das Erdreich. Öffentliche Anstalten zur Fortschaffung der Fäcalien und zur Reinigung der Gassen, Plätze und Canäle gab es nirgends. Die massenweise Anhäufung des Dünge- und Straßenschmutzes verpestete die Luft und trug in hohem Grade zur Entstehung und Verbreitung der in früheren Jahrhunderten so häufig grassirenden Seuchen bei. Nur wenn die Sache zu arg wurde und die in den Straßen lagernden Dunghaufen den Wagenverkehr hemmten, erließen die städtischen Behörden Verordnungen*), die indeß gewöhnlich unbeachtet blieben. Noch weniger vermochte man das freie Umherlaufen der Schweine abzustellen, obgleich auch hiergegen manche Verbote publicirt wurden.**)

*) In Bremen hatte man 24 Stunden Zeit, um Mist (mes) aus der Stadt zu entfernen, während der Unrath von Schweinen (schwine hor) noch an dem nämlichen Tage, an welchem die Schweineföben gereinigt worden waren, in dichten Wagen oder Schiffen fort geschafft werden sollte.

**) Eine interessante Episode aus der Geschichte der Stadt Paris zeigt in eclatanter Weise, wie äußerst mangelhaft die Straßenpolizei jener Tage behandelt wurde. Als der jugendliche König Philipp, der von seinem Vater schon bei dessen Lebzeiten zum Mitregenten angenommen war, an einem Herbsttage des Jahres 1131 durch die damals nach ungepflasterten Straßen von Paris ritt, kam ein Schwein seinem Pferde zwischen die Beine. Der Gaul stürzte und Philipp erlitt dabei so schwere Verletzungen, daß er am andern Morgen starb. Der Pariser Stadtrath decretirte nun sofort, daß sämtliche Schweine nicht mehr auf den Gassen frei herum laufen sollten. Die Bürger kamen der Verordnung nach, die Abtei St. Anton fand indeß

Die unterste und zugleich zahlreichste Bevölkerungsschasse in diesen primitiven, unter Hofrecht stehenden Städten bildeten die Handwerker und Künstler. Sie wurden schlechtweg „Einwohner“ genannt und hingen gleich dem auf dem platten Lande wohnende Gesinde noch immer von ihrem Herrn ab. Eine bevorzugtere Stellung nahmen die Bürger ein, denen die Fiscalinen — königliche Diener, die wohl zur Leistung von Hof-, Haus- und Kriegsdiensten verpflichtet, aber nicht persönlich unfrei waren — und die Kaufleute, welche ursprünglich hörig, frühzeitig dem Stande der Fiscalinen zugeheilt wurden, sowie die Ministerialien — Dienstmannen des Königs oder des Bischofs — angehörten. Später, als diese Zweitheilung der Stadtbewohner scharfer hervortrat, als die Fiscalinen in den Stand der Ministerialien übergegangen waren und Letztere sich als Ritter zu Gliedern des niederen Adels aufgeschwungen hatten, entwickelte sich aus der Classe der alten Bürger, der Vollbürger, das städtische Patriziat im Gegensatz zu den geringeren Bürgern, den Handwerkern und Krämern, für die man eine Art geringeren Bürgerrechts, die Gebuirschaft, wodurch sie des Schutzes und des Rechtes des Gewerbebetriebes in der Stadt theilhaftig wurden, erfunden hatte. *)

den Erlaß der Behörde sehr unbequem und legte gegen denselben Protest ein. Es hieß, so motivirten die klugen Klostergeistlichen ihre Einrede, die Ehrfurcht, welche man dem heiligen Antonius (auch Anton mit dem Schwein genannt) schuldig sei, gröblich verletzen, wenn man seinen Schweinen die Freiheit rauben und sie in dunkle Ställe einsperren wolle. In der That setzten die geistlichen Herren ihren Willen durch und erwirkten von dem Pariser Stadtrathe ein Privilegium für ihren Patron, auf Grund dessen die Schweine des heiligen Antonius, falls sie eine Glocke um den Hals trugen, nach wie vor den Waffenkoth unbehelligt durchwühlen konnten.

*) Diese Unterscheidung zwischen Bürgern und Einwohnern wurde selbst dann noch aufrecht erhalten, als die Handwerker jede Spur der W. noch, Geschichte des deutschen Handwerks.

An der Spitze der Stadtgemeinde stand der bald vom König, bald vom Bischof eingesetzte Vogt oder Schultzeiß. Dieser wählte sich aus der Mitte der Fiscalinen und Ministerialien die Beisitzer zu dem altdeutschen Schöffengerichte. Daneben nahmen die Schöffen auch an der Verwaltung der einzelnen communalen Angelegenheiten Theil. So war es z. B. in Freiburg, Köln, Bern und Bremen, wo ihnen die Ueberwachung des Markt- und Handelsverkehrs oblag. Ob den Schöffen auch die Beaufsichtigung des Gewerwesens unter der Oberleitung des Vogtes zustand *), mag dahin gestellt bleiben. Soviel kann man jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Schöffen als die berufenen Führer der besseren Bürger die Bestrebungen der Bürgerschaft, sich von dem Abhängigkeitsverhältnisse von ihrem Herrn loszurichten, kräftig unterstützten. Nach der Abschüttelung der oberherrlichen Amtsgewalt nahm das Schöffencollegium den Charakter einer die Gemeinde leitenden Behörde an, um später, auf Andringen der andern altfreien Bürger seine Machtbefugnisse mit Aelteren der Art zu theilen, daß die Wahl der Obrigkeit, der Bürgermeister und des Rathes, aus dem städtischen Patriziate erfolgte.

Die Stellung des hörigen Gewerbestandes zu ihrem Hosherrn hatte während der langsamen, aber stetigen Entwicklung des Städtewesens eine wesentliche Aenderung erfahren. Die Arbeiten, welche die nach wie vor dienstpflichtigen Handwerker ihren Herrschaften leisten mußten, wurden nicht mehr

Hörigkeit von sich abgestreift und die gleichen Rechte wie die Patrizier, die Geschlechter, erworben hatten. Hierauf nehmen auch die Kleiderordnungen des 15. und 16. Jahrhunderts Rücksicht, indem sie den Bürgern ein größeres Recht als den Handwerkern einräumen.

*) Dies schließt Wilda (Das Gildewesen des Mittelalters, Halle 1831) aus einer hallischen Rechtsurkunde von 1235, nach der die dortigen Bäcker eine Abgabe an die Schöffen erlegen mußten.

wie früher von dem Herrn willkürlich festgesetzt, sondern regelten sich jetzt nach einem genau vorgeschriebenen auf Herkommen oder Uebereinkunft beruhenden Modus. Die Art dieser Dienstleistungen lernen wir am besten aus dem alten Straßburger Stadtrecht kennen, das über die dem Bischöfe zu leistende Arbeiten sehr genaue Anordnungen enthält. In Straßburg hatte jeder Schmidt dem geistlichen Herrn bei einer Heerfahrt vier, bei einer Hoffahrt zwei Hufeisen und die Nägel zu liefern. Ferner lag dem gesammten Gewerbe die Instandhaltung der Eisenbeschläge an den Thüren und Fenstern der Pfalz, sowie des Eisengitters um den Bärenzwinger ob. Bei einer Belagerung mußten die Schmiede endlich noch 300 Pfeile, den Mehrbedarf indeß gegen Gewährung des Rohmaterials und der Beföstigung liefern. Die Schlosser waren zur Herstellung der Sperrketten an den Thoren verpflichtet. Die Schwertfeger (aus denen späterhin das blühende Gewerbe der Plattner oder Harnischmacher mit seinen verschiedenen Unterabtheilungen hervorging) besorgten, wenn der Bischof eine Reise unternahm oder auf die Jagd ritt, die Säuberung der Waffen und der Helme des Bisthums, Marschalls, Truchseß, Schenken, Kämmerers und des ganzen Hofgesindes, sowie die Instandsetzung des Jagdgeräths. Die Fischer mußten an drei Tagen im Jahre auf den naheliegenden Gewässern für den Bischof mit ihren Netzen fischen. Die Sattler stellten Saumfättel, die Becherer fertigten für bischöfliche Rechnung das Trinkgeschirr, die Küfer (Böttcher) die Geräthschaften in Küche und Keller an. Das nöthige Nußholz lieferte der Kaufmeister. Zu einer ungleich härteren Dienstleistung, die mit ihrem Geschäfte in keinem Zusammenhange stand, waren die Schankwirthe verpflichtet: sie mußten Montags das geheime Cabinet des geistlichen Herrn reinigen. Außerdem mußten sämmtliche Einwohner mit Ausnahme der Ministerialien, der Kausleute und der meisten der soeben angeführten Handwerker

sich während dreier Tage im Jahre zu Dienstleistungen für den Bischof bereit zu halten. —

Mit der Normirung der Dienstleistungen hatte der hörige Handwerker die Basis gewonnen, auf der er eine Verbesserung seiner socialen Lage mit Erfolg anstreben konnte. In der That sehen wir denn auch, wie im Gewerbebestande ein lebhafter Drang nach größerer Selbständigkeit zu Tage tritt und sich Geltung zu verschaffen sucht. Es mußte den Gewerbsleuten dies um so leichter gelingen, da, hervorgerufen durch das stetige Steigen der Consumption und Production, der gewerbliche Marktverkehr zur hohen Bedeutung gelangt war und eine feste, geregelte Gestalt angenommen hatte. Bei dem fortwährenden Wachsthum der Einwohnerschaften der Städte, dem Ausblühen des Handels und dem Fortschreiten der Gewerbe hatte sich nämlich gar bald ergeben, daß die bisherigen Verkaufsplätze neben und sogar in den Kirchen dem Bedürfnisse in keiner Weise mehr genügten. Man war demnach darauf bedacht gewesen, öffentliche Verkaufshäuser herzustellen, die sowohl dem Käufer wie Verkäufer Schutz vor den Unbilden der Witterung und Sicherheit gegen Diebstähle gewährten. Anfangs erbaute man dieselben ganz einfach aus Holz. Später traten an die Stelle dieser hölzernen Buden und aus dem gleichen Materiale hergestellten Gänge in den großen, reichen Handelsstädten solide und geschmackvoll aufgeführte, häufig mit Schwibbogengängen versehene Verkaufsgewölbe, die Lauben. Noch bis auf die jüngste Zeit haben sich dieselben in manchen Städten, z. B. in Bern, wo die Lauben durch alle Straßen der Stadt gehen, in St. Gallen, in Straßburg, in Freiburg im Breisgau, in Magdeburg, in Braunschweig, in den schlesischen Gebirgsstädten, in Berlin (die sogenannte Stech= eigentlich wohl Steegbahn am Schloßplatz) erhalten.

In diesen Hallen, Lauben und bedeckten Gängen boten die Verkäufer ihre Waaren entweder in einzelnen verschließ-

baren Abtheilungen, den Kramläden, feil, oder legten dieselben auf Tischen und Gerüsten, den Bänken, aus. Zur besseren Beaufsichtigung des Handels und im Interesse des kaufenden Publicums hatte man dabei die sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß die Läden und Bänke mit gleichartigen Waaren sämmtlich nebeneinander in einer Halle sich befanden. Zunächst entstanden solche gemeinschaftlichen Verkaufsplätze für diejenigen Gewerbe, welche die Bevölkerung mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen versorgen, also Brod-, Fleisch-, Wein- und Bierbänke. Sodann folgte die Aufstellung von Leder- und Schuhbänken in den Schusterhallen. Die Fleischer besaßen außer ihren Verkaufsständen noch in der Metzger oder dem Schlachthause einen geeigneten Vereinigungspunkt. Für die Fischer, denen die Natur ihres Gewerbebetriebes das Ausbieten ihrer Waaren in den beschränkten Räumlichkeiten der Hallen nicht gestattete, gab es Fischmärkte, auf denen sie die Aufstellung ihrer Fischbehälter bequem bewerkstelligen konnten.

Für die Benutzung der öffentlichen Plätze und Gebäude mußte, solange die Städte noch unter dem Hofrecht standen, den herrschaftlichen Grundeigenthümern ein Standgeld bezahlt werden, das in verschiedenen Städten an Klöster und Privatpersonen veräußert wurde, z. B. in Köln und Regensburg schon im 10. Jahrhundert. In der Folge brachte die Bürgerschaft diese Plätze und Gänge gegen die Erlegung eines Grundzinses an sich. In den später entstandenen fürstlichen Städten wurden den Gewerbetreibenden gleich von vorneherein Stellen zu allgemeinen Marktständen oder zum Verkauf einzelner Waaren eingeräumt. Ueberhaupt nahm der Besitz der Stellen in den gemeinschaftlichen Verkaufshallen bei den Krämern, Kleinhändlern und denjenigen Handwerkern, welche Lebensmittel und Bekleidungsstücke ausboten, bald einen erblichen Charakter an. Es bildete sich nach und nach und

geräuschlos ein Herkommen aus, das die Inhaber der Bänke als ein ihnen zustehendes Recht ansahen und welches sie sich, wenn zwischen ihnen und den Behörden Streitigkeiten über diesen Punkt entstanden, in der Regel durch Zahlung einer Geldentschädigung erkaufen.

Der Transport der fertigen Waaren nach den Verkaufshallen, sowie das Ausbieten derselben an den Bänken und in den Läden war für manche Handwerker mit nicht geringem Zeit- und Geldaufwande verbunden. Man gestattete deshalb mit dem steigenden Wohlstande des Gewerbestandes einzelnen Handwerkern, sich Häuser in der Nähe des Marktplazes oder der Verkaufshallen zu bauen und in diese ihre Läden zu verlegen. Diesem Beispiele folgten die anderen Gewerbsgenossen, und so entstanden neue Gassen, die ihren Namen nach den vorzugsweise darin betriebenen Gewerben erhielten, als Schmiede-, Bäcker-, Wollenweber-, Gerber-, Fischer- etc. Straßen.

Bevor noch alle diese äußeren Verkehrsanstalten zu solcher Vollendung gelangten, und noch ehe sich die Handwerker der Hörigkeit entledigten, hatte schon in einem früheren Zeitabschnitte die Eintheilung der verschiedenen Gewerbegattungen in hoferechtliche Innungen stattgefunden. Jede dieser Genossenschaften stand unter der Leitung eines Vorstehers, des sogenannten Meisters, der meistens aus der Mitte der Dienstpflchtigen frei gewählt war. Zuweilen wurde aber auch die Meisterschaft anderen nicht zum Gewerbe gehörigen Personen übertragen. Die Befugnisse des Meisters bewegten sich in ziemlich weit gezogenen Grenzen. Sein Amt war mit Einnahmen verknüpft. In erster Linie übte er die polizeiliche Aufsicht über den Marktverkehr des ihm untergebenen Gewerks in den öffentlichen Verkaufshallen; eine Mühsal, die durchaus nicht leicht war, da die Behörde ihn für jede Uebervortheilung oder Betrügerei, deren sich die Innungsmitglieder zu Schulden kommen ließen, verantwortlich machte. Ferner stand ihm bei leichten Vergehen die Gerichts-

barkeit innerhalb der Innung zu. Von den Geldbußen, welche er verfügte, erhielt er eine kleine Quote; den größeren Theil der Strafsgelder bekam die mit der allgemeinen Verwaltung beauftragte Behörde, welche die empfangenen Summen noch mit dem Herrn der Stadt theilte. Endlich fiel auch dem Meister ein geringer Betrag von den Steuern, welche die Gewerbetreibenden zu entrichten hatten, zu.

Eine Unterscheidung zwischen fremden und einheimischen Gewerbetreibenden waltete, soweit es sich um die Benutzung der zur Erleichterung und Begünstigung des Marktverkehrs getroffenen Einrichtungen handelte, nicht ob. Jeder, der zum Betriebe eines Gewerbes in der Stadt zugelassen werden wollte, mußte sich den dem Handwerkerstande von dem weltlichen oder geistlichen Herrn der Stadt auferlegten Steuern unterwerfen und erwarb dadurch die Berechtigung zur Ausübung seines Berufs und zum Feilbieten seiner Waaren auf den öffentlichen Verkaufsplätzen, den Lauben, Gewerbshallen und Bänken. Es herrschte also in dieser Beziehung das Princip der freien Concurrenz. Ja, mit dem Besitze eines vollen städtischen Grundstücks, des sogenannten „Stadterbes“, dessen geringster Werth schon frühzeitig festgestellt wurde, war sogar unumschränkte Gewerbefreiheit verbunden. Der Eigenthümer eines „Stadterbes“, der Vollbürger, konnte jede Beschäftigung, jeden Handel treiben, ohne daß er dazu der Erlaubniß seitens der Herrschaft bedurfte. „Gew. Fürstl. Gnaden wissen“, schrieben die Schöffen von Magdeburg in einer aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammenden Rechtsbelehrung an Herzog Heinrich den Märtigen für seine Stadt Goldberg, „daß jedem Bürger, der ein eigenes Haus oder Grundstück besitzt, das Feilbieten aller möglichen Gegenstände freisteht. Er kann die Waaren in seiner eigenen Behausung je nach Belieben verkaufen oder gegen andere umtauschen“. Allerdings werden wohl nur wenige Glieder des

Handwerkerstandes über ein hinreichendes Vermögen zum Erwerbe eines solchen Stadterbes verfügt haben. Wenigstens deutet hierauf der Name der „Armen“ hin, den die Handwerker gewöhnlich führten und welchen sie sich selbst dann noch beilegte, als in den späteren Zeiten des Mittelalters die Verhältnisse sich wesentlich geändert hatten und der Gewerbestand zum Wohlstand gelangt war.

Außer den hörigen Gewerbsleuten gehörten auch persönlich freie Handwerker den hofrechtlichen Zünften an. Diese nicht unter der Botmäßigkeit eines Herrn stehenden Handwerker bildeten gleichsam das belebende Element in den Zünften und regten ihre ihnen an Zahl weit überlegenen Collegen zum Erstreben der bürgerlichen Freiheit an. Und zu ollen dem trat noch ein weiteres hochbedeutungsvolles Moment. Bei der Erblichkeit des Standes hatte die Zahl der hörigen Gewerbetreibenden von Generation zu Generation zugenommen, die festnormirten hofrechtlichen Leistungen ließen, auf die Menge der Dienstpflichtigen vertheilt, dem Einzelnen nunmehr genügend freie Zeit, für Fremde um Lohn zu arbeiten, was dem Leibeigenen auf dem Lande vollständig verwehrt wurde. Auf solche Weise war dem hörigen Handwerker die Gelegenheit zum Erwerbe eines größeren oder kleineren Vermögens geboten, über das er indessen nicht frei disponiren konnte. Denn noch bestand die drückendste Last der Hörigkeit, das Budtheil oder Hauptrecht. Dasselbe äußerte sich darin, daß der Hofherr einen Theil, und zwar das beste Stück, der von dem verstorbenen hörigen Gewerbsmann hinterlassenen Erbschaftsmasse für sich in Anspruch nahm und das Uebrige den Erben ausfolgen ließ. Früher, als die Hörigen noch kein Vermögen erwerben durften, als sie noch gleich dem Gesinde in der Behausung ihres Herrn wohnten und vom Letzteren Kleidung und Kost empfangen, mochte jene Abgabe als eine Entschädigung für die dem verstorbenen Familienvater bei seinen Lebzeiten

gewährten Naturalleistungen sich rechtlich begründen lassen. Aber seit dem Zeitpunkte, wo das knechtische Verhältniß aufhörte, wo der Handwerker von dem Ertrage seiner Arbeit leben mußte und die Sorge für sein Fortkommen allein zu tragen hatte, war das Budtheil zu einer schreienden Ungerechtigkeit geworden, die den wirthschaftlichen Fortschritt in beklagenswerther Weise hemmte. Denn dem Manne der gewerblichen Arbeit schwand bei dem Gedanken, die Früchte jahrelanger Anstrengungen und Entbehrungen, der Lohn anhaltenden Fleißes und ernststen Denkens im Falle seines Ablebens in fremde Hände übergehen und denen entrisen zu sehen, welche durch die Bande des Bluts so eng und so innig an ihm hingen, die Freudeigkeit des Schaffens, die Lust zum Erwerbe, zumal der Bürger von dieser drückenden Bürde, welche auf dem Einwohner, dem Handwerker und Kleinhändler, lastete, verschont blieb. Dessen ungeachtet begannen Kunstfleiß und Gewerbe immer mehr die Stützpunkte des städtisch-bürgerlichen Lebens zu werden. Der Handel, dieser Lebensoden aller Nationen, hatte den hörigen Gewerbsmann seinem bisherigen beschränkten Wirkungskreise entrückt und ihn mit dem Kaufmann und Ackerbauer in regen, wechselseitigen Verkehr gebracht. Die Folge hiervon war, daß sein Arbeitsverdienst stieg, seine sociale Stellung innerhalb der städtischen Gemeinde sich hob. Auch der sich inzwischen langsam und geräuschlos vollziehende Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft ließ natürlich das Verhältniß zwischen dem Herrn und dem hörigen Handwerker nicht unberührt. Der Naturaldienst verwandelte sich allmählich in eine Geldabgabe, deren Entrichtung den wohlhabenden Zünften nicht schwer fiel. Unter der Gunst aller dieser Factoren lockerten sich die Fesseln der Hörigkeit immer mehr. Der Geist der Unabhängigkeit bemächtigte sich des zum Selbstbewußtsein gelangten Gewerbetreibenden und ließ ihn darnach trachten, der letzten, aber drückendsten Reste der Un-

freiheit sich zu entledigen und die volle bürgerliche Freiheit zu erringen.

Dieser Zeitpunkt war gekommen, als zwischen dem Kaiser Heinrich IV. und den die Erweiterung ihrer Hoheitsrechte anstrebenden Stammesherzögen jener erbitterte Kampf ausgebrochen war, in welchem sich der Papst, um die Kirche über die weltliche Herrschaft zu heben, auf die Seite der Großen des Reichs stellte. Die zu Macht und Ansehen gelangten Städte ergriffen dagegen wider alles Erwarten die Partei des Staatsoberhauptes, verjagten, als die Bischöfe auf Geheiß Gregor's VII. gegen den Kaiser austraten, ihre geistlichen Herren und stritten in ausdauernder Treue für die Sache des unglücklichen, mit Acht und Bann belegten Herrschers. Heinrich IV. lohnte solche aufopfernde deutsche Bürgertreue. Dankbaren Herzens leistete er dem Emporblühen der Städte allen möglichen Vorschub. Er stattete sie mit manchen wichtigen Gerechtsamen aus und befreite sie vornehmlich von der schwersten hofrechtlichen Last, von dem oben erwähnten Budtheil. In gleichem Sinne, aber weit planvoller und darum auch mit größerem Erfolge wirkte sein Sohn Heinrich V. Ihm dankten die deutschen Städte des Mittelalters den Beginn ihrer politischen Selbstständigkeit. Er hob in den alten Stammsitzen seines Hauses, in Speier und Worms, die letzten Reste der Hörigkeit auf. In ersterer Stadt geschah dies mittelst eines zweifachen Freibriefes vom 14. August 1111. „... Alle Diejenigen“, heißt es in dem Documente, „welche gegenwärtig in der Stadt Speier wohnen oder künftig Einwohner derselben werden wollen, mögen sie kommen, woher sie wollen, noch sonst Standes sein, welches sie wollen (hörige Leute eines weltlichen oder geistlichen Herrn) werden von dem unnützen und unrechtlichen Gesetz, welches man „Budtheil“ nennt und durch welches die ganze Stadt in Armuth verfallen ist, hiermit entbunden und heben Wir (der Kaiser) dies Gesetz für

sie und ihre Nachkommen auf. Ebenso untersagen Wir hiermit, daß Niemand, sei er hohen oder niederen Standes, weder Vogt noch Erbherr, sich unterfange, von dem Hansrathe eines Sterbenden irgend etwas an sich zu nehmen, vielmehr daß alle Einwohner freie Gewalt haben sollen über ihr Eigenthum und dasselbe vermachen können ihren Leibeserben, oder der Kirche um ihrer Seligkeit willen, oder wem sie sonst wollen; und zwar verfügen und bestätigen wir dies in Gegenwart des Bischofs Bruno von Speier, der an unserer Seite am Schreibtisch gestanden. Jedoch unter der Bedingung, daß alle Einwohner bei den jährlichen Gedächtnistagen unseres seligen Vaters, sowie bei den zu dessen Heil gelesenen Messen und Vigilien mit Lichtern in den Händen erscheinen und von jedem Hause an solchem Tage ein Brod zum Almosen für die Armen gegeben werde. Damit aber diese unsere Zugeständnisse und Verfügung fest und unverbrüchlich für alle Zeiten verbleiben zum ewigen Gedächtniß und weder ein Kaiser noch König, noch Bischof und Graf, oder welche Macht es sonst sei, sich unterstehe, dieselben aufzuheben, so verordnen wir ferner, daß dieses Privilegium auf einer gegossenen Metallplatte mit vergoldeten Buchstaben und unserm Brustbild über der Thür der Kirche angebracht werde, damit es Jedermann kund werde und Zeugniß gebe von unserer Liebe und Fürsorge für die Bürger"... In der andern Urkunde, welche die der Stadt verliehenen Rechte und Freiheiten bestätigt, ist besonders folgende Stelle interessant: "... Wir wollen ferner, daß keiner unserer Bürger genöthigt werden könne, außer der Stadt sich einem Vogt oder Gericht zu stellen, noch von irgend einer außerhalb der Stadt bestehenden Schatzung in Bezug auf sein Vermögen unterworfen werden könne. Sodann wollen wir, daß fürderhin kein Amtmann oder sonst eines Herrn Botschafter in seines Herrn Namen oder Dienst von einem Brodbäcker, Metzger oder sonst Jemand, weß Handwerkes er sei, sich unterstehe

etwas abzufordern oder gegen den Willen des Besitzers zu nehmen. Auch soll kein Amtmann Wein, welchen man gewöhnlich „Bannwein“^{*)} nennt, verkaufen, noch irgend eines Bürgers Schiff wider dessen Willen zur Ausführung ihm aufgetragener Dienste seines Herrn wegnehmen. . . Eine Klagesache, die in der Stadt ist anhängig gemacht worden, soll weder der Bischof noch sonst eine Macht außerhalb der Mauern zu ziehen berechtigt sein.“ — Worms, das schon von Heinrich IV. mittelst einer Urkunde vom Jahre 1074 von den königlichen Bollen zu Frankfurt, Boppard, Hammerstein (am Rhein), Dortmund, Goslar und Aügern befreit worden war, erhielt im Jahre 1114 Privilegium, in welchem Heinrich V. neben dem Budtheil auch das Recht auswärtiger Hofherren, hörige Leute, welche sich in Worms niedergelassen und in eine Ehe eingetreten waren, eidlich als ihr Eigenthum anzusprechen aufhob. Der Grundsatz, daß die Stadluft frei mache, wurde in dieser Urkunde sanctionirt und damit zugleich auch die Einführung unbedingter Freizügigkeit proclamirt. Gewiß eine höchst wichtige Bestimmung! Der Leibeigene, welcher der ländlichen Unfreiheit entfloß, um in den Mauern der Stadt ein minder geknechtetes Dasein zu führen und sich der gewerblichen Beschäftigung zuzuwenden, brauchte nun nicht mehr zu fürchten, daß sein Herr, falls er den Aufenthalt des Flüchtlings entdeckte, ihn wie ehemals als sein Eigenthum eidlich in Anspruch nehmen und zurückfordern konnte. Und die Städte nahmen die vom Lande in ihre Mauern eilenden unfreien Leute gerne auf. Letztere vermehrten die Zahl ihrer arbeitsfähigen und arbeitslustigen Einwohner, erhöhten die Wehrfähigkeit der Bevölkerung und trugen zur Kräftigung des

*) Der Weinbann war ein Privilegium, das der Herrschaft zustand und welches sich darin äußerte, daß nur die kaiserlichen Beamten Wein schenken durften. Für die zeitweilige Ueberlassung dieses Rechts zum Verfaufe des Weins erhoben sie von den Schenkwirthen eine Abgabe.

ganzen Stadtwesens bei. Dieser Erkenntniß verschlossen sich selbst nicht die städtischen Grundherren geistlichen und weltlichen Standes. Sie erkannten, daß die Ansiedelung ländlicher Arbeiten in den Städten nur ihren eigenen Interessen entspreche und sie suchten deshalb die Einwanderung solcher hörigen Dienstleute dadurch zu erleichtern, daß sie ihnen Baustellen zu ihrer Niederlassung gegen eine geringe Rente überließen, die aber immerhin einen höheren Ertrag als die Benutzung des Grund und Bodens zu landwirthschaftlichen Zwecken gewährte.

Die den beiden alten Städten des fränkischen Königshauses ertheilten Privilegien hatten einen gänzlichen Umschwung des städtisch-bürgerlichen Lebens eingeleitet. Die Knechtschaft war von dem Handwerker genommen, die Verachtung, welche man seitens der Patrizier dem Gewerbebestande entgegen gebracht, schwand vollständig, die Arbeit kam zu der ihr gebührenden Ehre. Die in Speier und Worms errungene persönliche Freiheit aller Classen der städtischen Bevölkerung wirkte als nachahmenswerthes Beispiel und rief auch in andern Städten das Ringen und Streben nach gleicher Befreiung wach. Die Kaiser trugen diesem berechtigten Drange vollauf Rechnung. Sie hoben, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu bot, die hoferechtlichen Lasten auf. Aber auch die meisten geistlichen und weltlichen Stadtherren war politisch klug genug, um einzusehen, daß gerade die von dem Staatsoberhaupte den Städten gemachten Zugeständnisse den Flor der Gewerbe, den Wohlstand der Gemeinde, den mächtigen Aufschwung des Handels beförderten und in Folge dessen auch ihre Einnahmen, welche sie aus den Steuern und Abgaben zogen, sich vermehrten. Freiwillig oder auch von den Einwohnern gezwungen, gewährten sie, an dem einen Orte früher, an dem andern später ihren städtischen Unterthanen die Bürgerfreiheit. Zunächst geschah die Emancipation von der Herrschaft der Hörigkeit in den größeren vorgeschrittenen Bischofsstädten, dann in den königlichen Hoffstädten, endlich überall.

In dieser Periode der socialen Hebung des Gewerbestandes und der Entwicklung des Bürgerthums zu einer neuen ebenbürtigen Macht neben der des Kaisers und der geistlichen und weltlichen Aristokratie, den Bischöfen und Fürsten, konnten die auf der Basis der Hörigkeit errichteten hofrechtlichen Zünfte nicht mehr länger fortbestehen. In dem Auflösungsprozeß der alten Ständeverhältnisse gehen sie allmählig unter, an ihre Stelle treten neue gewerbliche Vereine, die freien Zünfte, welche von nun an das Fundament des deutschen Gewerbewesens bilden. Man hat versucht, die Entstehung dieser freien gewerblichen Genossenschaften von den hofrechtlichen Zünften herzuleiten; eine Ansicht, die auf den ersten Blick manches für sich hat. Bedenkt man indeß, daß gerade in den Städten, wo keine Hoflager und Bischofsitze, also auch keine hofrechtliche Zünfte waren, die Zünfte mit am frühesten vorkommen, so verliert die obige Anschauung sehr an Wahrscheinlichkeit. Bestreiten läßt sich freilich nicht, daß die alten Zünfte zur Bildung der neuen Zünfte wesentlich beigetragen und sich langsam und geräuschlos in freie Genossenschaften umgewandelt haben. Aber es waltet doch insofern ein großer Unterschied zwischen diesen beiden Arten gewerblicher Vergesellschaftung ob, als die freien Zünfte von Anfang an eine fast ungeschmälerte Selbstständigkeit besaßen und ihren Vorsteher, den Meister, aus der Mitte der Genossen nach eigenem freiem Ermessen wählten, während die hofrechtlichen Zünfte erst stufenweise zur Unabhängigkeit gelangten. Wir glauben demnach annehmen zu dürfen, daß die Zünfte erst dann entstehen konnten, als der zahlreich und wohlhabend gewordene Handwerkerstand die Unterordnung und Unfreiheit, in der er so lange gestanden, von sich abgestreift und dafür die volle persönliche Freiheit eingetauscht hatte. Das Motiv zur Bildung solcher Vereinigungen lag sehr nahe. Der Gewerbetreibende folgte dem in dem Menschen liegenden genossen-

schaftlichen Drange „Ganz in derselben Weise,“ bemerkt Majcher sehr treffend, „wie der Clerus und die Ritterschaft sich zunftartig vereinigten, ebenso traten die Glieder des in der Bildung begriffenen neuen dritten Standes, die Kaufleute und Handwerker, dergestalt zusammen, daß die Genossen ein es und desselben Berufs eine Zunft, eine freie Zunft bildeten.“

Gleichwie sich die Entstehung der Zünfte unserer genaueren Kenntniß entzieht, ebensowenig vermögen wir für das Auftreten dieser organisirten, mit Zunftartikeln versehenen und von den Stadtoberkeiten oder den Fürsten bestätigten gewerblichen Gesellschaften einen bestimmten Zeitpunkt anzugeben. Am frühesten wird der von 29 Fischern in Worms errichteten und im Jahre 1106 vom Bischof Adalbert sanctionirten Verbindung zu Handwerkszwecken gedacht, die sich, wie man aus dem Schriftstücke deutlich herauslesen kann, auf eine bestimmte, namentlich angeführte Anzahl von Mitgliedern beschränkte. — Sodann besitzen wir eine Urkunde des Königs Lothar vom Jahre 1134, welche die Tuchmacher und Kürschner in Quedlinburg als zwei gleichfalls geschlossene Gesellschaften bestätigt. — Von da an schweigen die Chroniken und Archive bis zum Jahre 1149, in welchem die Leinweberzunft in Köln, welche schon längere Zeit bestanden hatte, die obrigkeitliche Bestätigung erhielt. — Den Gewandschneidern und Krämern in Hamburg soll Herzog Heinrich der Löwe um das Jahr 1152 Zunftbriefe verliehen haben. — In Magdeburg wurden die Zunftstatuten der Schuhmacher 1157, die der Schilderer oder Schwertfeger 1194 bestätigt. — In Wien bestand 1208 eine Zunft der Färber, in Stendal 1233 eine solche der Tuchmacher und 1241 wohnten in Hannover bereits „Meister zünftiger Handwerke.“ — Um 1244 gab es in Helmstädt die Zünfte der Gewandschneider, Eisenschmiede, Flickschneider und Kürschner. — In Basel wurden folgende Zünfte nach-

einander bestätigt: Um 1248 die Zünfte der Metzger und der Spinnwetter (Maurer, Gypfer, Zimmerleute, Rübler oder Böttcher und Wagner) durch Bischof Lütold II; um 1260 die Zunft der Schneider durch Bischof Berthold von Pfirdt und in demselben Jahre die der Gärtner durch Bischof Heinrich von Neuchâtel. Außer den genannten freien Zünften müssen indeß schon früher andere Zünfte in Basel gestiftet sein, deren Urkunden verloren gingen, weil die älteste, die der Metzger vom Jahre 1248, die erste der das Zunftwesen Basels behandelnden Urkunden ist. — In Straßburg gab es 1263 die Zünfte der Rintzler (Schuster), Zymbarklute, Kneffer, Deyklute (Delhändler), Müller, Schmiede u. s. w. — In Wittstock waren 1275 alle Gewerbe in Zünfte abgeschlossen. — In Berlin wurde 1272 die Zunft der Bäcker, 1280 die der Schneider, 1281 die der Tuchmacher, 1284 die der Kürschner, 1288 die der Müller, 1289 die der Weber und 1295 die der Kanzler bestätigt. — In Bremen endlich erhielten 1300 die Corduaner (Schuhmacher), 1305 die Lohgerber Zunftbriefe, während die Schneider erst 1491 in den Besitz eines vollständigen Zunftstatuts gelangten. —

Aus den obigen Beispielen ergibt sich, daß die ältesten Zunfturkunden, welche auf uns gekommen sind, aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammen. Wir schließen hieraus, daß um jene Zeit die Organisation des Zunftwesens ihren Anfang nahm. Wie lange es währte, bis sämtliche Handwerker aus dem hofrechtlichen Verhältniß heraustraten waren und sich alle Gewerbe in Zünfte abgeschlossen hatten, entzieht sich unserer Kenntniß. Nur soviel kann man mit Sicherheit behaupten, daß die Zahl der Zünfte, obgleich schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts zuverlässige Nachrichten von deren Bestehen in den größeren Städten vorkommen, erst am Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts zum Abschluß gelangte.

II. Abtheilung.

W. Koch, Geschichte des deutschen Handwerks.

4

Die Zunftartikel.

Die Organisation des Zunftwesens, also das Fundament, auf dem sich das wirthschaftliche und sociale Leben des mittelalterlichen Gewerbestandes erbaute, regelte sich nach den Zunftordnungen, Amtsrollen, Gildebriefen, Zunftweisthümern oder, wie die Zimmungsstatuten schlechtweg genannt wurden, den Zunftartikeln. In diesen vom Kaiser oder den Landesherrn, hin und wieder auch von den Magistraten einzelner Städte den Zünften verliehenen oder bestätigten Documenten wurde die Summe der Rechte und Freiheiten, welche sich die Genossenschaften der Handwerker im Laufe der Zeit erworben hatten, urkundlich zusammengefaßt und niedergelegt. Da die Einrichtung der Zunft, der Erwerb des Gesellschaftshauses, die Anschaffung eines Leichengeräthes gewöhnlich mit nicht unbedeutenden Ausgaben verbunden war, so kamen die Genossen erst dann um die Gewährung resp. Bestätigung ihrer Ordnung bei der zuständigen Behörde ein, wenn sie hinreichende Mittel zur Deckung der aus der Constituirung der Genossenschaft erwachsenden Geldkosten besaßen. Bis zur Ertheilung einer Amtsrolle standen die unzüftigen Gewerbetreibenden hinsichtlich des Gewerbebetriebes ihren zünftigen Collegen nicht nach. Erst nach der Bestätigung der Zunftordnung hatten Letztere das alleinige Recht zur Ausübung ihres Handwerks. Manche

Gewerbe, die nur über eine kleine Mitgliederzahl verfügten, oder deren Erzeugnisse keinen großen Absatz fanden, blieben fortwährend unzünftig oder vereinigten sich zu einer Zunft. Einer solchen combinirten gewerblichen Genossenschaft begegnen wir z. B. in Flensburg, wo die Maler, Goldschmiede und Glaser eine Gilde bildeten; hierher gehört auch die Spinnwetterzunft in Basel, der wir bereits in dem vorigen Capitel gedacht haben.

Der Inhalt der Zunftordnungen oder Zunftartikel setzt sich aus Bestimmungen über Zunftzwang und Gewerbebetrieb, Marktpolizei und Gerichtsbarkeit, Bußen und Aufnahme neuer Mitglieder zusammen. Außerdem verbreiten sich die ältesten Zunftartikel sehr eingehend über die dem Bischöfe oder Magistrate zu entrichtenden Abgaben und Steuern, woraus wir schließen, daß die frühesten Zunftartikel nicht von den Genossen der betreffenden Corporation, sondern von der Herrschaft abgefaßt wurden. Die späteren Urkunden tragen indeß unverkennbar das Gepräge der Selbstgesetzgebung und datiren meistens aus jener Zeit, wo das Handwerkerthum, zur politischen Macht erstarkt, in gar vielen Fällen den Fürsten und einzelnen mächtigen Herren einen willkommenen Stützpunkt ihres Einflusses bot und die Fürsten daher auch gerne den Gewerbetreibenden das Recht der Selbstconstituierung zugestanden und ihre Zunftartikel bestätigten. Da ist denn oftmals der krasseste Egoismus, welcher späterhin nicht zum geringen Theile mit dazu beitrug, die Würde der Zünfte, ihren Einfluß und ihre politische Selbstständigkeit zu untergraben, durch landesherrliche Gesetze sanctionirt worden. Aber wenn auch durchaus nicht geleugnet werden soll, daß nicht der richtige Tact, das objective Urtheil und die Einsicht des erfahrenen Gesetzgebers die Zunftartikel schufen, sondern daß dieselben vielmehr das Werk des der Gesetzgebung gänzlich unfähigen und nur auf die Ausnutzung seiner Standesinteressen bedachten Empirikers

sind, so darf uns dies bei den damals herrschenden volkswirtschaftlichen Maximen nicht Wunder nehmen. Das ganze Mittelalter hindurch machte sich auf politischem wie volkswirtschaftlichem Gebiete die reinste Interessenherrschaft geltend. Jeder Stand suchte sich auf Kosten der Allgemeinheit materiell so sicher wie möglich zu stellen, und im Geiste dieser mittelalterlichen Anschauungen wollen auch die Zunftartikel beurtheilt sein.

Gehen wir nun an der Hand der Zinnungsverfassungen zur Besprechung der inneren Organisation der Zünfte über.

Wie jedes Vereinswesen konnten auch die Zünfte der Versammlungen nicht entrathen. Diese bestimmten Zusammenkünfte wurden Anfangs „Morgensprachen“ oder auch schlechtweg das „Handwerk“ genannt. Die erstere Bezeichnung verdankten sie dem Umstande, daß manche Gewerbe, unter ihnen namentlich die Tuchmacher und Weber, auf Märkten und Jahresmessen erst am Mittage ihre Verkaufsstände öffneten und den Morgen oder Vormittag zur Besprechung der gemeinschaftlichen Gewerbeinteressen frei hatten. Man berief daher die Handwerkerversammlungen auf die Stunden des Morgens oder Vormittags; fiel eine solche Zusammenkunft auf einen hohen Festtag, so wurde aus der einfachen eine „hohe Morgensprache.“ Während sich die Gewerbetreibenden in der Blütheperiode der Zünfte fast an jedem Markttage versammelten, kam man erst in späteren Jahrhunderten, als die Zünfte bereits politisch ohnmächtig geworden waren, einige Male regelmäßig im Jahre zusammen und nannte diese regelmäßigen Versammlungen „Quartale.“ Von einer Bevormundung resp. Ueberwachung der Gewerksversammlungen, wie solche von den Obrigkeiten bei den Quartalen ausgeübt wurde, wußte man bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts nicht das Mindeste, wenigstens erwähnen die Reichstagsbeschlüsse von 1530 und 1548 einer solchen Ueberwachung mit keinem Worte. Dieselbe scheint erst beim Ueberhandnehmen der Zunftmißbräuche im 17. Jahr-

hundert sich vernothwendigt zu haben. Dagegen schreiben fast alle Zunftstatuten den Gewerbetreibenden vor, sich während der Zunftverhandlungen eines ernsten, gesitteten Betragens zu befleißigen. So wurden die Morgensprachen des Maurergewerks zu Magdeburg mit folgendem Gebote des Friedens, das für den ganzen Tag in Kraft blieb, feierlich eröffnet: „Wir Berordnete des ehrbaren Handwerks der Maurer-Meister befehlen und gebieten allen Meistern und Gesellen unseres löblichen, kunstreichen und ehrlichen Handwerks, so allhier versammelt, daß sich ein Jeder für seine Person fein, züchtig, ehrbar, still und friedlich verhalte, Keiner an dem Andern weder mit unzüchtigen Geberden, noch mit Worten und Werken, heimlich oder öffentlich bei dieser Handwerksversammlung sich vergreifen soll. Wer dawider thut und handelt, soll das Faß wieder füllen. So auch einer aus Zorn oder aber aus unartiger böser Gewohnheit und Uebermuth flucht, Gottes Namen lästert, übel schwört, einen Andern mit unelblichen ehrenrührigen Worten schilt, schmäht und lästert, sich voll trinkt u. s. w., soll dem Handwerk für jede That und Uebel, so oft es geschieht, fünf Groschen sofort ohne Säumen zur Strafe geben. Es soll auch Keiner eine Waffe, welchen Namen sie auch haben mag, bei sich führen. Wer Bier vor die Thür verschenkt (ausgießt), soll zwei Groschen Strafe zahlen. Wer wider diese abgelesene Friedewirkung handelt und es zu grob macht, soll nicht mit oben gedachten Strafen belegt, sondern mit hartem Ernst bei des Handwerks willkürlicher Buße je nach Beschaffenheit des Verbrechens (!) bestraft werden. Darnach sich ein Jeder zu richten und vor Schaden zu hüten wissen wird.“

Das Ceremoniell, welches bei den Handwerksversammlungen aufs Strengste beobachtet wurde, formte sich je nach dem Charakter des betreffenden Gewerks. Demselben lagen ursprünglich tiefsittliche Gedanken zu Grunde; später trat jedoch

beim Einreißen der Zunftmißbräuche an die Stelle der einfachen, in eine würdige, bilderreiche Sprache gekleideten Ceremonien ein Wust von Bombast und Unsinn.

Wir begnügen uns mit dieser kurzen Andeutung, da wir die Details des Zunftceremoniells in einem der folgenden Bilder zu besprechen gedenken.

Zu ihren Versammlungen waren den Zünften selbstverständlich Locale nothwendig. Entweder nahm man zu denselben Wirthshäuser, und dann traf man mit dem Wirth die Abkommen, daß er allen fremden wie einheimischen Gesellen für einen bestimmten Preis Speise und Trank verabreichen und die zugereisten nächtigen solle, wohingegen die Zunft sich ihrerseits verpflichtete, sämtliche Versammlungen bei ihm abzuhalten; — oder die Mitglieder der Zunft, und dies geschah namentlich in Städten mit einer wohlhabenden Handwerker-Bevölkerung, legten zusammen, bekamen auch hin und wieder kleine Capitalien in Form von Legaten und erbauten mit dem zusammengekauften und ererbten Gelde sich selbst ein Haus für die Zwecke und Angelegenheiten des Handwerks. Diese den betreffenden Zünften eigenthümlich gehörenden Gebäude führten verschiedene Namen; man bezeichnete sie als Gasselhäuser, Zunftstuben, Innungsniederlagen &c. Dem in einem solchen Gasselhanse niedergesetzten Verwalter, dem Stubenknechte, lag neben der Instandhaltung der Räumlichkeiten zugleich auch die Bewirthung der das Gasselhaus besuchenden Meister und Gesellen ob; Letztere fanden auch dort jederzeit Nachtlager.

Die Stellung eines Stubenknechtes im Mittelalter entsprach also vollkommen derjenigen, welche bei uns bis in die neueste Zeit hinein der Herbergsvater bekleidete. Ueberhaupt darf man den Ausdruck „Knecht“ durchaus in keinem niedern, geringschätzenden Sinne auffassen. Im Gegentheile wurden im Mittelalter alle die als Knechte bezeichnet, welche in irgend

einem Abhängigkeitsverhältnisse zu einer Corporation oder einer einzelnen Person standen. Daher führten auch fast alle Handwerksgefallen, namentlich die Bäcker, Schlächter, Müller und Schuhmacher, den Namen „Knechte“. Später, nach Verlauf von Jahrhunderten, als beim Ausbruche der großen französischen Revolution die Ideen der socialen Reform auch nach Deutschland hinüber gepflanzt wurden, empfanden die Gefellen die Bezeichnung „Knecht“ als etwas Drückendes, gegen ihren Stand als freie Arbeiter Verstoßendes und demonstirten gegen die mißliebig gewordene Benennung. So erklärten die Schuhmacher 1799 in einem Gefellenaufzuge zu Nürnberg öffentlich, daß sie von nun an nicht mehr „Knechte“ genannt sein wollten. In der That gelang diese Agitation auch den gewerblichen Industriearbeitern; der Name „Knecht“ kommt als Bezeichnung für einen Gefellen schon im Anfange unseres Jahrhunderts nur noch sehr vereinzelt vor und hat jetzt der unseren Verhältnissen und Anschauungen mehr entsprechenden Bezeichnung „Gefelle“ resp. „Gehülfe“ Platz gemacht.

Zur Bekräftigung der in den Handwerkerversammlungen und Morgensprachen zur Annahme gelangten Beschlüsse bedienten sich die Zünfte eines Handwerksiegels oder Wappens, das späterhin nach erlangter Wehrfähigkeit der Zünfte in die Zinnungsfahnen gestickt oder gemalt wurde. Der Ursprung solcher Wappen ist auf mancherlei Ursachen zurückzuführen. Wohl die meisten Zünfte erhielten dasselbe von ihren Landesherren, ja einzelnen Zinnungen verlieh ein solches der Kaiser, wie z. B. den Augsburger Webern bei Gelegenheit des Sieges über die Ungarn auf dem Reichsfelde bei Augsburg. Erwähnt möge noch werden, daß in späteren Jahrhunderten, als die Gefellenverbindungen in Flor kamen und diese ein eigenes Siegel für ihre Beschlüsse zu führen begannen, der Gebrauch des Gefelleniegels zu großen Streitigkeiten, ja zu Reichstagsbeschlüssen Anlaß gab. — Das gesammte Archiv der Zunft,

als Siegel, Urkunden, Artikeibuch, Documente, daneben etwaige unbeliehene Capitalien wurden in der sogenannten Lade aufbewahrt. Dieselbe war fast immer mit Eisenblech beschlagen, oft auch ganz aus Eisen und vertrat gleichsam die Stelle unserer modernen Documentenschränke, nur mit dem Unterschiede, daß sich an den Gebrauch der Lade ein großer Theil des Zunftceremoniells schloß. So waren an der Lade verschiedene Schlösser angebracht, zu denen die Schlüssel sich in verschiedenen Händen befanden. Der Obermeister hatte jederzeit den ersten Schlüssel, ein näher bezeichneter Mitmeister den zweiten und der Altgeselle den dritten; hin und wieder vertraute man auch dem Herbergsvater den zweiten Schlüssel an oder man depozirte einen der Schlüssel bei der Obrigkeit, von welcher er bei jedesmaligem Gebrauche durch eine Deputation der Zunftmeister abgeholt wurde. Das Oeffnen der Lade diente ferner bei den Morgensprachen als das Zeichen des Eintritts in die förmliche Verhandlungen; dasselbe erfolgte, wenn die Repräsentanten des Gewerks versammelt waren und ihre Plätze eingenommen hatten. Sachen von irgend welcher Wichtigkeit, sei es nun, daß Lehrlinge eingeschrieben oder freigesprochen, Meister ins Handwerk aufgenommen, Capitalien verliehen werden sollten u. d. m., durften nur vor offener Lade verhandelt werden.

Ueber den Inhalt der Zunftartikel verschiedener Gewerbe macht H. A. Berlepsch in seiner „Chronik der Gewerke“ sehr interessante Mittheilungen, denen wir zum größten Theil das Nachstehende entnehmen.

Da ist zunächst die Stiftungsurkunde der vom Bischof Eutold II. bestätigten Metzgerzunft in Basel. Dieselbe ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßt, lautet in deutscher Uebersetzung:

„Eutold von Gottes Gnaden Bischof von Basel etc. Auf Rathen und mit Einwilligung des Propstes Heinrich, des Decan Wilhelm, des ganzen Capitels und der Dienstmannen

der Kirche: Wir haben nach dem Begehren der Metzger zu Basel die Verabredung gut geheißen, welche sie jüngsthin zur Ehre und zum Nutzen unserer Stadt über Sachen ihres Handwerks gethan haben. Sie werden also in genügender Menge an dem höheren und besser gelegenen Theil des Marktes das saubere und beste Fleisch verkaufen, auf den gemeinen Fleischbänken die Gattung Fleisch, welche bisher dort feil geboten wurde, und außerhalb der Metzsig (des Schlachthauses) das unsaubere Fleisch (d. i. das Eingeweide, die Kutteln u. s. w.). Niemandem, der nicht von ihrem Handwerk ist, soll es gestattet sein ihrer Verabredung zuwider, was zu ihrem Beruf gehört, zu kaufen, und wieder zu veräußern. Keiner vom Metzgerhandwerk soll das Haus noch den Knecht eines Andern seiner Gesellschaft mietzen und bingen, damit die Metzger ihre Werkstätte besser und nützlicher einrichten mögen. Ueberdies haben wir ihnen für diesmal einen Meister von ihrem Handwerk gegeben, was wir auf ihr Begehren und nach Verwandtniß der Umstände auch in der Folge thun werden. Unter der Leitung und Aufsicht des Meisters sollen sie ihren Beruf treiben und zur Ordnung angehalten werden. Wenn einer unter ihnen entgegen der Verabredung der anderen Genossen handeln wird, so soll er ohne Widerrede noch Nachlaß uns oder unsern Nachfolgern zwei Schilling, ebensoviel der Stadt und eine dritte gleiche Quote zum Nutzen der Brüderschaft erlegen, die die Metzger zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet haben und welche gemeiniglich „Zunft“ heißt. Wer von ihrem (der Metzger) Handwerk in ihre Gesellschaft und Brüderschaft treten will, soll zehn Schilling bei seiner Aufnahme bezahlen und seine Nachfolger, falls sie sich auch zu ihrer Brüderschaft halten wollen, nur drei Schilling. Wer aber von dem Handwerk der Metzger in deren Gesellschaft nicht eintreten will, soll auf den gemeinen Fleischbänken kein Fleisch verkaufen, ja von aller Gemeinschaft mit den andern Handwerksgenossen ausgeschlossen

sein. Ferner soll der Zunftantheil an den Strafen und die Gebühren der Aufnahme in die Zunft zum Nutzen der Letzteren also verwandt werden, daß immer an den hohen Festtagen zur Ehre und Lob des allmächtigen Gottes, der heiligen Jungfrau und aller Heiligen in der Münsterkirche Licht zum Ueberfluß geschafft werde. Endlich gewähren wir den zünftigen Mehrgern jährlich einen von den Dienstmannen unserer Kirche, damit Alles durch ihn mit gerechter Mäßigung nach den bestehenden Vorschriften in's Werk gesetzt und, wenn nützlich, verbessert werde.“ —

Aus dieser Urkunde ergibt sich zur Evidenz, daß die Mehrgergunst in Basel aus einer hoferechtlichen Zunftung hervorgegangen und der alten Herrschaft nach wie vor zu Abgaben verpflichtet war. Diese Ueberbleibsel des ehemaligen hofrechtlichen Verhältnisses finden wir in noch größerem Umfange in dem Zunftwesens Erfurt's erhalten. Dort mußten, wie Hermann von Vibra in seiner Beschreibung der dem Stifte Mainz zustehenden Gerechtigkeiten vom Jahre 1332 erwähnt, die Gewerke der Schmiede, Wollenweber, Schuhmacher, Schilberer und Hutmacher jährlich aufs Neue die Bestätigung ihrer Zünfte bei den Amtleuten des Erzbischofs von Mainz, unter dessen Oberhoheit Erfurt stand, nachsuchen und für die Gewährung ihres Anliegens dem geistlichen Herrn eine Mark Silber und seinen Beamten fünf Schillinge geben. Außerdem hatten die genannten Handwerke an den Erzbischofe bestimmte Abgaben zu zahlen, die theils aus einer Summe baren Geldes, theils aus Naturalleistungen sich zusammensetzten. Die Schmiede mußten 36 Pfund guten Kupfers in Form von Kesseln, Töpfen und anderen Gegenständen liefern; die Schuhmacher entrichteten eine bestimmte Geldsumme, zwei Paar Bindschuhe, Wein und Hühner „nach laute der Register“; die Wollenweber fanden sich gleichfalls mit Geld ab, ebenso die, wie es scheint, in eine Zunft vereinigten Schilberer, Maler, Sattler und Riemschneider,

sowie die Hutmacher. Doch mußten Letztere außer der Geldabgabe dem Schultheiß zwei Hüte und Filz zu den von den Schuhmachern zu liefernden Bindschuhen geben, und die Riem-schneider hatten dem Erzbischof bei seinem Regierungsantritte einen Sattel zu liefern.

Nach einer weiteren Bestimmung der Stiftungsurkunde der Baseler Metzgerzunft stand den dortigen Metzger das Ver-bietungsrecht zum Gewerbebetriebe allen unzünftigen Kollegen gegenüber zu. Solche monopolistische Bestrebungen, die später in den ärgsten Zunftzwang ausarteten, finden sich in fast allen uns bekannten Zunftartikeln ausgesprochen. Damit contrastirt recht auffallend die Wiener Fleischerzählung im Stadtrecht von 1340, welche eine Erweiterung der Concurrenz herbeizu-führen suchte und es der Gilde zur Pflicht machte, Jedem, der das Gewerbe betreiben wollte, die Aufnahme in die Zunft zu gestatten. Sie setzte zu dem Zwecke fest: „Wer auch in die Stadt kommt und darin Fleischhackerrecht gewinnen und der Stadt dienen will, dem soll es nicht verwehrt sein und die Wiener Metzger sollen ihm ihr Recht geben. Dafür hat der Fremde an die Fleischhackerzuche ein Pfund Pfennige und die gleiche Summe an den Richter zu zahlen. Geschieht es aber, daß die Fleischhacker denselben Mann, welcher ihr Recht ge-winnen will, „verschmeleich und vreseleich“ (verschmähen und frevelnd) nicht empfangen wollen, und zeigt dieser es dem Rathe an, so soll Letzterer ihm, ohne die Fleischhacker zu fragen, dasselbe Recht gewähren. Dann giebt der Neuaufgenommene den Richter ein Pfund Pfennige und in die Fleischhackerzuche nichts.“

Ganz in demselben Geiste, wie die Zunftrolle der Baseler Metzger, sind die ältesten Zunftstatuten der Schuhmacher gehalten. In den vom Erzbischof Wichmann von Magde-burg im Jahre 1157 bestätigten Artikeln der dortigen Schuh-macherzunft wird betont, daß alle der Zunft nicht angehörende

„Fremden“ (unter denen jedenfalls die nicht der Zunft beigetretenen Kollegen zu verstehen sind) fertige Schuhmacherarbeiten innerhalb der gesetzlichen Grenzen des allgemeinen Marktes nicht verkaufen und ihre Waaren nur dann feilbieten dürfen, wenn sie dazu die Erlaubniß der Zunftmitglieder eingeholt haben.

In Bremen bestanden zwei von einander getrennte Schuhmacherzünfte: das Amt der Corduaner und die Zunft der sogenannten schwarzen Schuhmacher. Die erste Genossenschaft bestätigte der Rath 1300 in ihren Rechten. Dieselben bestanden im Wesentlichen aus folgenden Punkten: Wollte ein Corduaner Bürger werden, so mußte er dazu die Erlaubniß des Amtes erhalten, sowie eine viertel Mark dem Hause der Streiter Christi oder des heil. Geistes, eine und eine halbe Mark zum Besten der Stadt und eine viertel Mark zu einem Gastmahle der Amtsbrüder zahlen. Ferner wurde in der Urkunde festgesetzt, daß die Zunftfähigkeit auf Söhne und Töchter erblich übergehen solle, doch hatten diese ebenfalls eine viertel Mark zu entrichten, falls sie die Gerechtsame des Amtes ausüben wollten. Zur Verhütung unsolider Arbeit wurde bestimmt, daß Keiner Schaffelle und Hunde- oder Thierfelle, welche „Sale“ hießen, gebrauchen solle. Auch durfte Keiner einen Hörigen oder den Knecht (Gesellen) eines Andern vor der rechten Zeit in Dienst nehmen; ein Knecht, der mehr als einen Solidus an Werth gestohlen hatte, sollte in der Stadt nicht länger mehr beschäftigt werden. Die Söhne der Leineweber und Lastträger waren von der Erlernung des Schuhmacherhandwerks ausgeschlossen. Bei einem Gastmahle, dem „Gildeschap“, sollten sich die Genossen nicht zu arg betrinken, damit Keiner in den Noth falle, sich übergab oder sonst, was sich nicht schicke, begehe; während der Morgensprachen sollten die Meister sich nicht gegenseitig beschimpfen. Im Kaufen sollte Keiner den Andern hindern, es sei denn, daß er auf die Waare Handgeld oder

den Gottespfennig gegeben habe. Wer sich des Meineids oder des Diebstahls schuldig machte, ging der Zunftmäßigkeit verlustig. Jede Uebertretung wurde mit einer halben Mark gestraft; die Meister zahlten die doppelte Buße. Auch wurde es den Wittiven schon damals gestattet, das Geschäft ihrer Männer fortsetzen zu lassen, so lange sie sich nicht wieder verheiratheten. Endlich erhielt die Brüderschaft der Corduaner, das Recht, geschwärztes Leder zu verkaufen.

Ein unter Beirath des Bürgerausschusses und mehrerer Sachverständigen gefaßter Rathschluß vom Jahre 1308 erweiterte diese Privilegien der Corduaner dahin, daß Jeder, der nicht das Amt erblich erworben hatte, dasselbe nur dann erhalten könne, wenn er mindestens ein Vermögen von acht Mark bremischen Gewichts und Silbers*) besitze, worauf er Niemandem etwas schuldig sei. Auch habe er einen zuverlässigen Bürgen zu stellen, daß er in Jahr und Tag keinem Mitbürger etwas entziehe oder entwende. Wer ein Nebengeschäft betreibe, gehe des Amtes und des Privilegiums, sowie auch des Stipendiums für arme und kranke Schuhmacher am Hause zum heiligen Geist auf immer verlustig.

Zur Abstellung der vielen Streitigkeiten, welche zwischen den Corduanern und den schwarzen Schuhmachern vorkamen, suchten die beiden Brüderschaften 1388 ihre Vereinigung in ein Amt (Zunft) nach. Der Rath erfüllte das Anliegen der Petenten. In der hierüber ausgestellten Urkunde wurde festgesetzt, daß Keiner bei einer Strafe von einer Mark das Geschäft ohne Erlaubniß der Amtsmeister treiben solle. Drängte sich den Zunftvorstehern die Vermuthung auf, daß ein neu eingetretener Amtsgenosse nicht acht Mark im Vermögen besitze, so konnten sie ihn innerhalb eines Jahres zum Eide zwingen, den er bei einer Strafe von einer halben Mark und Verlust des

*) Die Mark hatte in Bremen 12 Loth an Silbergewicht.

Amtes leisten mußte. Wer nach auswärts schlechte Schuhe verkaufte, wurde vom Amt ausgeschlossen und die Schuhe auf dem Markte bei dem Rat (Pranger) öffentlich verbrannt. Endlich wurde bestimmt, daß durch den gegenwärtigen Brief der freie Verkehr auf den beiden Jahrmärkten nicht beeinträchtigt werden solle.

Schon vor der Vereinigung der beiden verwandten Bruderschaften hatte der Rath am Tage der Himmelfahrt Mariä (28. April) im Jahre 1305 denjenigen Bremer Schuhmachern, welche „Lore“ (Lohgerber) genannt wurden, noch ein besonderes Recht ertheilt. Nach demselben sollte Derjenige, welcher die Morgensprache versäumte, sechs Denarien (Schillinge) Strafe zahlen und die gleiche Summe entrichten, wenn er sich während der Verhandlungen ungebührlich betrage. Bekräftigten die Zunftvorsteher auf ihrem Amtseid, daß ein Lohgerber schlechtes Leder zu Markt bringe, so mußte er ein halbes Pfund zur Strafe zahlen. Der Verkauf des Leders fand Montags und Donnerstags im Gemeindehause statt. — Dieses Specialrecht der „Lore“ wurde nach erfolgter Constituierung des vereinigten Amtes der Schuhmacher außer Kraft gesetzt.

Ein getreues Bild des im 14. Jahrhundert herrschenden Zustände und Gebräuche innerhalb des Schneidergewerks giebt uns die Zunfturkunde des Schneidermittels zu Schweidnitz. Wir theilen dieselben im Auszuge nachstehend mit. „Wir Rathmannen der Stadt Schweidnitz, Jęga Reichenbach, Hensel Beman, Nicolaus Kestner zc., thun zu wissen, daß unsere Schneider, mit dem gnädigen Wissen und der Gunst unseres Herrn Volkan, Herzog von Schlesien und Herrn zu Schweidnitz, mit anderen ihrer Gewerksgenossen und Meister nachbenannter Städte, als: Schweidnitz, Striegau, Reichenbach, Landshut, Jauer, Bunzlau, Lemberg, Lauban, Hirschberg, und anderer Städte, die in unseres vorgenannten Herzog Volkan Land gehören, — sodann der Städte Breslau, Neumarkt, Liegnitz,

Hainau, Goldberg, Löbzin, Münsterberg, Strelin, Frankenstein, Glatz, Ohlau, Brieg, Oppeln, Namslau, Dels und Bernstadt übereingekommen sind, unter sich nachbeschriebene Punkte zu Nutzen, Ehre und Frommen des Handwerks zu halten. Wir gestatten demnach unsern Schneidern die Satzungen bei den angedrohten Strafen in folgender Weise zu handhaben“. . . Nach dieser Einleitung wird zunächst festgesetzt, daß weder Meister noch Geselle zu seinem Rock, seiner Hose und seinem Ueberrock Zeug von mehr als zweierlei Farbe nehmen solle. Eine Uebertretung dieses Gebotes werde mit einer Strafe von zwei Pfund Wachs geahndet werden. „Welcher Knecht,“ heißt es dann weiter, „aufsicht (?), der da näht für einen Gesellen, dem soll man wöchentlich einen Groschen, einem Jungknechte dagegen alle drei Wochen einen Scpt*) geben. Ein Meister, der seinem Knecht mehr Lohn zahlt, soll dies mit zwei Pfund Wachs büßen. . . Hat ein Knecht bei einem Meister ein halbes Jahr in Arbeit gestanden, so soll er sich mit Wissen seines Meisters eine Jacke zum eigenen Gebrauch machen dürfen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er die hierzu nöthigen Materialien recht und redlich kaufe. Gestattet ein Meister seinem Knechte, daß dieser sich die Jacke vor Ablauf des halben Jahres anfertigt, so zahlt der Meister zwei Pfund Wachs und für jeden Tag, welchen er im Dienst behält, die gleiche Summe. Im Falle der Knecht ohne seines Meisters Wissen eine neue Jacke sich anfertigt, trifft den Meister keine Strafe; das Kleidungsstück soll indeß dem Knechte genommen und dem ältesten Meister angehändigt werden. . . Ein Meister, der andern Leuten das zum Arbeiten gelieferte Zeug abborgt, wird im Betretungsfalle dem Gerichte überantwortet werden. Hilft

*) Scoter, Scotus, eine kleine Münze die kein Gepräge hatte, sondern bloß nach dem Gewichte geschätzt wurde. Der Scoter soll etwa 75 Pf. werth gewesen sein.

aber ein Meister oder Knecht dem Angeklagten beim Entrinnen, so muß er eine Buße entrichten. . . Welcher Meister Flecken vom neuen Zeuge färben läßt, soll um vier Pfund Wachs strafbar sein. Desgleichen zahlt ein Meister, der den Leuten ihr Zeug nicht ganz wieder giebt, beim ersten, zweiten und dritten Male, vier Pfund Wachs; zum vierten Male werden die Rathsherrn die Strafe für ihn bestimmen. Wo man die „Störren“ (Schneider, die in den Wohnungen ihrer Kunden gegen Kost und Tagelohn arbeiteten) ertappt, soll man sie sammt dem Zeug dem Gericht überantworten, nach vollzogener Strafe forttreiben und in keine Brüderschaft in den eben genannten Städten aufnehmen. . . Zu eigenem Zeugniß und in fester Bestätigung der vorgeschriebenen Dinge und Satzungen haben wir unser Siegel an diesen Brief gehangen in dem 1361. Jahre nach der Geburt Christi, am Montag vor St. Viti Tag.“

Eine andere Urkunde, welche die vorstehende in manchen Punkten ergänzt und ebenfalls über die innere Gesetzgebung des Schneidergewerks interessante Aufschlüsse giebt, ist die aus dem Jahre 1340 stammende „Handfeste“ des Herzog Albrecht von Oesterreich für die Schneiderzunft in Wien. Aus derselben geht hervor, daß die Wiener Schneider entgegen den Bestimmungen der Schweidnitzer Zunftartikel, wenn es verlangt wurde, bei den Kunden im Hause arbeiten mußten. Wir erfahren ferner, daß die Schneider in Wien zugleich Tuchhändler waren. Man war aber trotzdem nicht verpflichtet das Kleid bei dem Schneider, von welchem man das Tuch gekauft hatte, machen zu lassen. Weiterhin bestimmte die Wiener Urkunde, daß kein Geselle seinen Meister vierzehn Tage vor einem Feste, wo bekanntlich die Schneider in der Regel mit Arbeiten überhäuft sind, verlassen durfte, es sei denn mit dem freien Willen seines Meisters. Ein solcher Geselle durfte innerhalb Jahresfrist in Wien nicht arbeiten, und

W. Koch, Geschichte des deutschen Handwerks.

der Meister, welcher ihn dennoch in Beschäftigung nahm, hatte die große Zunftstrafe von 72 Pfennig zu erlegen. Endlich verbot die Zunftrolle der Wiener Schneider, daß ein Meister oder eine Meisters Wittve mit irgend Jemand, der nicht der Zunft angehörte, das Handwerk in Compagnie betreiben sollte. Wahrscheinlich suchte man durch diese merkwürdige Verordnung die Theilnahme der Speculanten und Capitalisten an den gewinnbringenden Privilegien der Schneiderinnung in Wien möglichst zu verhüten. — —

Den gleichen Charakter, wie die oben mitgetheilten Zunftartikel, tragen die Amtszrollen, Zunftbriefe, Zunftordnungen u. d. d. der meisten anderen Gewerke. Wir verzichten deshalb auf ein weiteres Eingehen dieser Quellen des Zunftrechts, zumal wir im Verlaufe unserer Darstellung noch wiederholt auf dieselben zurückkommen werden.

Die Münzerhausgenossen.

Unter den Gilden und Zünften (Einigungen), den Gassen und Bruderschaften, den Leuten und Handwerken, nach denen sich das zünftige Gewerwesen des Mittelalters gliederte, nahmen die Münzer oder, wie sie in der officiellen Sprache genannt wurden, die Münzerhausgenossen eine privilegierte Stellung und den höchsten Rang ein. Ursprünglich vermuthlich Goldschmiede, denen die Könige die Umwandlung der edlen Metalle in Münzen anvertraut hatte, wußten sich die Münzer schon unter dem sächsischen Königshause wegen der Bedeutung ihrer Beschäftigung mannigfache Vorzüge und Rechte vor den andern Dienstleuten, den Ministerialien, zu verschaffen. Um das begreiflich zu finden, braucht man sich nur die ungeheuren Ummälzungen zu vergegenwärtigen, welche die Einführung des Geldes im socialen und wirtschaftlichen Leben im Gefolge hatte. Bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts hinein hielt sich der Gebrauch des Goldes und Silbers in Form von Münzen noch in sehr beschränkten Grenzen. Erst nach und nach erlernte man wieder die in dem Vernichtungskampfe gegen die römische Welt Herrschaft untergegangene antike Münzkunst und entdeckte, daß den edlen Metallen neben ihrem äußern Werthe als die schönste glänzendste Waare noch ein anderer, viel höherer Werth als das bequemste Zahlungsmittel inne-

wohne. Zu dieser Erkenntniß führte die sich immer mehr hebende Production, der immer reger werdende Handelsverkehr und das stetige Wachsen der menschlichen Bedürfnisse. Da erwiesen sich denn die Producte der Landwirthschaft, mit denen der Umtausch der Lebensbedürfnisse bisher vorgenommen war und welche sogar zur Entrichtung der Markt- und Stadtzölle gedient hatten, als zu umständliche und zu unvollkommene Tauschmittel. Als nothwendige Folge hiervon trat an die Stelle der Naturalwirthschaft die Geldwirthschaft; es entstand neben der Herrschaft des unbeweglichen Vermögens, des Grund und Bodens, eine Mitherrschaft des beweglichen in Gestalt des geprägten Geldes.

Die hohe Bedeutung des Geldes für das gesammte staatliche Leben verlieh, wie oben schon angedeutet, bereits im frühesten Mittelalter den Münzern eine wesentlich höhere Stellung gegenüber den anderen Hofministerialien. Die sich allmählig und fast geräuschlos vollziehende Abstreifung der hofrechtlichen Lasten, welche sich bekanntlich zuerst in den am meisten fortgeschrittenen Bischofsstädten, dann in den königlichen Städten vollzog und schließlich aller Orten die persönliche Freiheit sämmtlicher städtischen Einwohner an die Stelle der früheren Hörigkeit setzte, änderte an dieser privilegierten Ausnahmestellung nichts. Mit dem Aufhören der bischöflichen Hausgenossenschaft traten die Münzer in den Stand der Vollbürger, der Patrizier, über. Sie betrieben jetzt, vom Volke wegen ihrer Gemeinucht gehaßt, von den Fürsten und der Aristokratie wegen ihres gewinnbringenden Geschäfts begünstigt, als geschlossene Körperschaft die Umwandlung der edlen Metalle in Geld. Ihr vornehmer Stand, ihre mannigfachen Privilegien und ihr Reichthum ließen auch nach dem Uebergange des Münzrechts auf die Städte die Gilde der Hausgenossen fast aller Orten den hervorragendsten Einfluß auf die Stadtverwaltung ausüben. Noch im 14. Jahrhundert behaupteten die Hausgenossen in Basel, daß ihnen allein die Aemter der Consuln und Richter der

Stadt gehörten. Die Geschichte der Zunft der Hausgenossen ist deshalb so interessant, weil sie einen integrierenden Theil der Geschichte des deutschen Münzwesens im Mittelalter bildet. Aus diesem Grunde mögen einige Notizen über die Organisation der Hausgenossenschaft nicht unwillkommen sein.

An der Spitze der Münzer stand der Münzmeister, dem die Leitung des gesammten städtischen Münzwesens anvertraut war; er hatte demnach den Charakter eines öffentlichen Beamten. Die Genossenschaft selbst war eine geschlossene, d. h. nur eine bestimmte Anzahl Personen konnten an derselben participiren. Desgleichen war die Mitgliedschaft im Münzgewerbe erblich. Der Sohn erbte nach dem Rechte der Erstgeburt; fehlte ein solcher, so rückte die Tochter nach denselben Rechte ein; nur wenn der Hausgenosse kinderlos gestorben war, fielen die Erbschaft der Wittve, in Ermangelung dieser den nächsten Erben zu, die sie veräußern konnten. Wie man sieht, konnte nur durch das Aussterben einer Familie ein Fremder die Mitgliedschaft erwerben, und auch in diesem Fall, der natürlich sehr selten eintrat, war die Aufnahme des neuen Genossen an die Zustimmung sämmtlicher Münzer geknüpft.

Was keine Zunft, keine Gilde je in solchem Umfange erwarb, das Recht der privilegierten Gerichtsbarkeit, das wußten sich die Münzer zu erringen. In allen Städten hatten sie ihr eigenes Gericht, bei dem der Münzmeister als Richter, die übrigen Münzer als Urtheilfinder fungirten. Die Competenzen dieses Gerichts waren sehr weitgehende. Es besaß zuweilen sogar den Blutbann und durfte die Münzfälscher ohne Widerspruch eines anderen Richters an Leib und Leben strafen. Gewöhnlich wurde die Münzfälschung mit dem Abhauen der rechten Hand geahndet, gewiß eine grausame Strafe, die trotzdem, und obwohl das Ausprägen des rohen Silbers nach festem Gehalte unter sorgfamer Aufsicht erfolgte, vor Münzfälschungen nicht abschreckte.

Neben ihrem eigentlichen Geschäfte, dem Münzen des Varrensilbers, betrieben die Münzer das Geldwechselgeschäft, theils allein, theils in Gemeinschaft mit den Juden. Aus diesem Grunde hießen sie auch nicht selten Wechsler. Zu jener Zeit, wo jeder Landesherr, jede münzberechtigte Stadt eigene Münzen schlagen ließ, war das Geldwechselgeschäft sehr einträglich. Jeder zur Messe, zum Jahrmarkt reisende Kaufmann mußte sich schon nothgedrungen beim Abschlusse eines Kaufes der an dem betreffenden Handelsplatze üblichen Münzen bedienen, ganz abgesehen davon, daß in den meisten Ländern und städtischen Gebieten der Umlauf fremder Münzen verboten war. Ueberdies kannten die wenigsten Kaufleute den Gehalt, das Gewicht und das Gepräge der verschiedenen Geldsorten. Sie mußten sich daher beim Besuche fremder Märkte mit rohem ungemünztem Silber oder Gold versehen und Letzteres gegen die auf dem Handelsplatze gültigen Münzen eintauschen. Traten sie die Rückreise an, so tauschten sie die etwa in ihren Besitz gelangten Landesmünze wieder in ungemünztes Gold oder Silber um. Diesem Wechselverkehre verdanken auch unsere heutigen Börsen ihre Entstehung. Anfangs betrieben nämlich die Geldwechsler ihr lucratives Geschäft mit den andern Kaufleuten gemeinsam in den Kauf- und Gildehallen an Geldtischen, die man „Geldbänke“ nannte. Späterhin erhielt der Ort, wo sich die Inhaber der Geldbänke versammelten, den Namen der „Börse“.

Unsere Darstellung über die Münzerhausgenossen wäre eine unvollständige, wollten wir die Aufzählung der einzelnen Geldsorten, deren man sich in den früheren Zeiten vorzugsweise bediente, übergehen. — Die in ganz Deutschland am allgemeinsten verbreitete Münze war der Denar oder Schilling, eine Silbermünze, die anfänglich auf dem Revers ein Kreuz enthielt und deshalb schon damals Kreuzer genannt wurde. Später wurde auch der Schilling, je nach Laune und Geschmack der Münzherren, auf beiden Seiten mit den verschiedensten

Zufchriften und Abzeichen, als Adlern, Kaisern, Fürsten, Kränzen, Aposteln, Städtewappen u. s. w. versehen. Den zwölften Theil eines Schillings bildete der Pfennig, Pennig, Penning, Pfennig genannt. Der Name „Pfennig“ bedeutet soviel als pfündig, d. h. vollwichtig, und rührt daher, daß man die Pfennige, als noch das Silber ganz oder doch fast rein war, bei größeren Zahlungen der Bequemlichkeit halber nach dem Pfunde wog. Das Pfund, gleich der Mark eine eingebil- dete Rechnungsmünze, umfaßte zwei Mark und vier Viertelmark (Vierdung). Das durch den fortwährend steigenden Verkehr hervorgerufene Bedürfniß, kleinere und größere Geldstücke als den Pfennig zu erhalten, führte zur Prägung der leichten Pfennige Halblinge (von Halbling, Hellint) — Heller und der Doppel- pfennige, Dickpfennige, Groten — Groschen. Bei größeren Zah- lungen wog man theils die Groschen, theils rechnete man sie nach Schocken. Die letztere Rechnung fand namentlich Eingang in Sachsen, Böhmen, Schlesien und Preußen. Die in diesen Ländern geprägten Groschen nannte man nach dem Orte ihres Ursprungs böhmische, Breslauer u. s. w. Groschen —

Jahrhunderte behalf sich der Verkehr mit den soeben an- geführten Scheidemünzen. Die Prägung von Goldmünzen, der Gulden, kam in Deutschland erst im 14. Jahrhundert auf. Bis zum Jahre 1356 behielt sich der Kaiser das ausschließliche Recht vor, Gulden zu prägen. Von jenem Jahre an durften auch die Churfürsten nach dem ihnen durch die goldene Bulle verliehenen Rechte in ihren Münzstätten Gulden schlagen lassen. Von dieser Befugniß machten zuerst die vier rheinischen Chur- fürsten Gebrauch; sie setzten 1386 übereinstimmend einen Guldenfuß fest, und da sie die ersten Fürsten waren, welche in Deutschland Gulden prägten, so nannte man letztere auch schlechtweg „rheinische Gulden“. — Die Prägung von Thaler- stücken erfolgte erst fast hundert Jahre später. Streng ge- nommen war der Thaler weiter nichts als eine Nachahmung

der Goldgulden. In Norddeutschland verdrängte diese neue Münze den Gulden, während in Süddeutschland die Herrschaft des Guldens unerschüttert blieb. Heutigen Tages sind der Gulden und Kreuzer, der Groschen und Schilling aus dem Verkehr geschwunden, und auch der Thaler ist auf den Aussterbeetat gesetzt. Das dem deutschen Volke gegebene einheitliche Münzsystem kennt nur noch den Pfennig und die aus einer eingebildeten zu einer wirklichen Rechnungsmünze gewordene Mark.

Nach dieser Ausschweifung kehren wir zu unserm eigentlichen Thema zurück.

Die großen und vielen Mißbräuche, welche sich die Münzer in der Verletzung des Prägschlages und der Veränderung des Münzfußes erlaubten, führten schließlich dahin, daß ihnen das Münzprivileg früher oder später ganz entzogen wurde. Dasselbe ging demnächst auf die städtische Obrigkeit, den Rath, und in der Folge nach Erstarkung der Fürstenmacht als landesherrliches Recht auf die weltlichen und geistlichen Fürsten über. Die Fürsten ließen die Münzstätten selten durch eigene Beamten verwalten, sondern gaben das Münzregal in Zeit- oder Erbpacht. Durch diesen Modus wurden erst recht dem Betrage Thür und Thor geöffnet. Hatten sich die Hausgenossen schon grober Veruntrennungen schuldig gemacht, die Münzunternehmer beuteten das von ihnen gepachtete Münzregal so schamlos aus, daß sich in Deutschland bald eine auffallend große Menge geringerhaltiger Scheidemünze im Umlaufe befand, die, weit über den Bedarf hinaus geprägt, den Cours der reichsmäßigen großen Münzen bedeutend influirte. Und leider muß es hier gesagt werden, daß die Münzherren ihren Pächtern in der Ausnutzung des Münzrechtes mit schlechtem Beispiele vorangingen. Die permanente Geldklemme, in der sich die meisten Reichstände Dank den ihre Kräfte weit übersteigenden Ausgaben für luxuriöse Hofhaltungen befanden, ließ sie in der Münz-

verschlechterung eine ergiebige Goldquelle erblicken, mittelst deren der chronischen Ebbe in ihren Schatullen abgeholfen werden könnte. Sie nahmen keinen Anstand, ihren getreuen Unterthanen zu zeigen, wie man auf legalem Wege Falschmünzerei treibe. Zunächst ließ jeder Regent bei seinem Regierungsantritte eine neue Umprägung vornehmen; viele, hiermit noch nicht zufrieden, änderten alljährlich, einige sogar zweimal im Jahre das Münzgepräge. Das alte Geld wurde kurze Zeit vor Ausgabe des neuen verboten, und so Jedermann gezwungen, sein altes gutes Geld gegen minderwerthiges umzutauschen. Dann wurden die Münzstätten entgegen den gesetzlichen Bestimmungen willkürlich vermehrt und um hohe Summen verpachtet. Die Pächter, die ihrerseits wieder großen Gewinn ziehen wollten, verringerten fortwährend den Gehalt des Geldes, bis schließlich die steigende Münzverschlechterung in Falschmünzerei ausartete. Wohl suchten Kaiser und Reichstag diesem heillosen Wirrwarr, der jeden gewerblichen Verkehr hemmte, nach Kräften entgegenzuarbeiten. Es wurden von Reichswegen Schrot und Korn des gemünzten Geldes fest normirt und die Markwährung, die gezählte Mark im Gegensatz zur gewogenen, eingeführt. Das Reichsregiment erließ ferner allgemeine Münzordnungen. Die erste derselben, auf einen von Sachverständigen ausgearbeiteten Gutachten basirend und im Namen des Kaisers am 10. November 1524 zu Esslingen publicirt, scheiterte an dem Widerspruch der meisten Reichsstände und kam gar nicht zum Vollzug. Eine zweite vom Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1559 errichtete Münzordnung nahmen freilich der Kaiser, der Churfürst von Sachsen und der Erzbischof von Salzburg unter gewissen Vorbehalten, die Kreise Franken, Baiern und Schwaben unbedingt an, im Ganzen genommen bahnte aber auch diese Ordnung keine besseren Verhältnisse im Münzwesen an. Es leisteten eben die übrigen Mitstände den getroffenen Anordnungen keine Folge, und die Central-

gewalt, kraftlos wie sie war, konnte die renitenten Fürsten und Städte nicht zwingen, sich unter das Gesetz zu stellen. Nach wie vor waren die meisten Reichsstände, von den größeren Territorialherren an bis zu den kleinsten Grafen und reichsfreien Städten herab auf die größtmögliche Ausnutzung des ihnen zustehenden Münzrechts bedacht.

Der Anfang des 17. Jahrhunderts sah die tolle Wirthschaft der Münzfälschung auf ihrem Gipfelpunkte. Die sogenannte *Kipper- und Wipperzeit* begann, eine Zeit, in der der Reitzstanz um das goldene Kalb in einem National-Desirium ausartete. Der Gründungsschwindel unserer Tage ist mit dieser Periode des Geldschwindels verglichen nur ein schwacher Abklatsch von jener Speculationsfucht, die damals alle Schichten der Bevölkerung durchdrang. Adel und Geistlichkeit, Gelehrte und Ungelehrte, Obrigkeit und Gemeinde, sie Alle wurden von dem neuerwachten Geldfieber angesteckt, stellten ihre Beschäftigungen ein und kauften Geld auf. Anfangs ging auch das saubere Geschäft sehr flott. Die Münzstätten glichen industriellen Etablissements, in denen die Münzfälschung fabrikmäßig betrieben wurde. Währenddeß zogen die Unterhändler der Münzpächter, die *Kipper* und *Wipper*, im Lande herum, um den Leuten ihr gutes Geld gegen ein hohes Aufgeld abzuschwachen. Willig gab das Volk sein gutes altes Geld hin und empfing dafür eine Menge wunderschöner neuer Münzen. Nur schade, daß diese neuen Münzen ihr glänzendes Aussehen nach kurzem Umlaufe in einen röthlichen Schimmer verwandelten; der dünne Silberüberzug mußte sich gar bald ab und der gepresste Bauer erkannte leider zu spät, daß der innere Gehalt der eingetauschten Münzen nur eitel Kupfer sei. Wahrlich kein Wunder! Früher, als noch die Hausgenossen das Münzen besorgten, war der Abgang von mehr wie zwei Gerstenkörnern an einem Schillinge als Fälschung angesehen und mit dem Verluste des Lebens bestraft worden; jetzt erlaubte man den

Münzpächtern geradezu, gegen einen Profit von zwanzig pCt. alte Münzen umzuprägen. Und die Münzpächter waren zu gute Geschäftsleute, um von dieser Erlaubniß nicht einen ausgedehnten Gebrauch zu machen. Sie fabricirten so wacker darauf los, sie benutzten in ihren Präganstalten so enorme Mengen Kupfers, daß dieses Metall der gesuchteste Artikel wurde und der Preis desselben bei der großen Nachfrage nicht unbedeutend stieg. Zulezt schlug man selbst aus überzinntem Messing, ja selbst aus Glockenspeise Geldstücke, bei denen von irgend welchem Silbergehalte keine Rede mehr war. Dabei wurde die Ausprägung reichsmäßiger grober Münzen auf ein Minimum beschränkt und hörte endlich ganz auf. In nothwendiger Folge hiervon stieg der Cours der Thaler und Gulden auf eine schwindelnde Höhe. Der Reichsthaler sollte nach dem Reichstagsabschiede von 1566 68 Kreuzer gelten; am Ende des 16. Jahrhunderts stieg er schon auf 84 Kreuzer, bis 1619 auf 108, 1620 auf 140, 1621 auf 390, 1622 auf 600 Kreuzer. In Sachsen, wo das Geschäft der Ripper und Wipper am üppigsten blühte, erreichte der Thaler zulezt einen Cours von fünfzehn Thalern leichtes Geld. Auch der Gulden erfuhr beträchtliche Schwankungen im Course. So wurden z. B. in Wien aus dem Centner Kupfer mit einem Zusaße von zehn pCt. Silber 500 Gulden geprägt. Eine solche schamlose Fälschung brachte es denn auch dahin, daß 1622 10 Gulden altes Geld 38 Gulden schlechter Prägung galten.

Erst als das demoralisirende Uebel, zur Riesengröße angewachsen, alle staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse aufzulösen drohte, als der Kaufmann, der Handwerker die Annahme des leichten Geldes verweigerte und seine Waaren nur gegen reichsmäßige grobe Münzen oder auf Rechnung verabsolgen ließ, als die Landleute von der Geld- zur Naturalwirthschaft zurückkehrten, als die Lebensmittel in Folge der Münzfälschung anormale Preise erreichten, als im Volke eine

dumpfe Gährung Platz griff, die sich in vielen Städten in blutigen Unruhen gegen die unmittelbaren Handlanger des schmutzigen Gewerbes Luft machte, — erkannten die Fürsten endlich, daß es die höchste Zeit sei, der finanziellen Verwirrung Einhalt zu thun. Die Verordnungen, welche zu diesem Zwecke die einzelnen Territorialherren erließen, waren hart und theilweise Gewaltmaßregeln, aber sie schufen doch, wenn auch langsam, wieder geordnete Zustände und unterdrückten den Geldschwindel, an dessen Nachwehen Handel und Industrie freilich noch lange Zeit hindurch frankten.

Unter dem Zunftregiment.

Je mehr der Wohlstand des mittelalterlichen Handwerkerstandes, von dem wir in der Einleitung in flüchtigen Umrissen ein Bild entworfen haben, zunahm, je mehr die Bedeutung der Zünfte auf wirtschaftlichem Gebiete wuchs, je mehr die aufblühenden Städte die ausschließlichen Werkstätten des Gewerbesleisses wurden, — um so greller trat das Mißverhältniß zwischen den politischen Rechten und Pflichten des Gewerbestandes zu Tage. Seit der Zeit Heinrich's IV. waren die Städte in den Besitz des Waffenrechts gelangt und konnten jetzt mit Hilfe dieses wichtigen Privilegiums den Brandschatzungen und Ueberfällen des heutelustigen Adels jener Tage, der mit der Willkür und Despotie kleiner unumschränkter Raubfürsten von seinen festen Burgen aus Handel und Verkehr störte, kräftig entgegentreten. Zunächst bewaffneten sich die Altfreien, die herrschenden Geschlechter, welche das neu erworbene Gerechtsame als ein ihnen allein zukommendes Standesvorrecht auffaßten. Aber gar bald erkannten sie, daß ihre Kräfte zur Vertheidigung der Städte nicht ausreichten. Die Handwerker wurden nun gleichfalls zum Kriegsdienste herangezogen; „das Waffenrecht einer Kaste verwandelte sich“ wie Mascher treffend bemerkt, „in eine Waffenpflicht Aller.“ Vereint mit den vornehmen Gilden der Kaufleute und Tuchmacher, welche in der

gewöhnlichen Rüstung der Ritter die Reifigen des städtischen Heeres bildeten, zogen die Bünste, jede mit einem eigenen Banner an der Spitze, Anfangs mit Morgensternen, Hellebarden, Streitärten und Spießen bewehrt, in den Kampf. In späteren Zeiten rückten auch die Handwerker, mit Lanzen und Schwertern bewaffnet und mit Rüstwagen versehen, aus und vertheidigten freudigen Muthes den heimischen Heerd gegen die räuberischen Angriffe der Ritter. Was ihnen an Uebung, Kriegskunst und Erfahrung abging, das ersetzte der Muth und die persönliche Tapferkeit dieser Handwerker in Waffen reichlich.

Aber diese Heranziehung aller städtischen Einwohner zum städtischen Kriegsdienste und die hieraus resultirende kriegerische Bedeutung der Bünste standen in offenem Widerspruche mit den Lasten und Abgaben, welche das Patrizierregiment dem Gewerbebestand aufbürdete. Zu den seit den ältesten Zeiten bestehenden, unter dem Namen „Trank-, Getreide-, Wein- u. a. Steuern“ von den unentbehrlichsten Lebensmitteln erhobenen unmittelbaren Abgaben war am Anfang des 13. Jahrhunderts noch eine neue mittelbare Steuer die „Assia“ (Auflage) genannt, hinzu gekommen. Die Assia wurde an den Thoren der Stadt von allen möglichen Gewerbeerzeugnissen und Handelsartikeln erhoben und mußte von den Kaufleuten und Handwerkern entrichtet werden. Nur murrend und mit Unwillen leistete der Gewerbebestand jene in Folge des immer mehr sinkenden Geldwerthes und der sich fortwährend mehrenden landesherrlichen Bedürfnisse stetig wachsende Steuer; er nannte sie „Ungeld“, das mit Unrecht erhobene Geld, und die mit ihrer Einnahme betrauten Beamten die „Ungelderer“. Erst im 14. Jahrhundert führte man in den größeren Städten zur Bestreitung der Bedürfnisse des städtischen Haushalts eine Vermögens- und Einkommensteuer ein. Man ist leicht zu dem Glauben geneigt, daß diese letztere Steuer in ähnlicher Weise wie heut zu Tage erhoben wurde, aber weit gefehlt. Die Volkswirtschaft des

Mittelalters, soweit man von einer solchen reden darf, hatte noch lange nicht ihre ersten Kinderschuhe soweit ausgetreten, daß an eine nur irgendwie gerechte Vertheilung der öffentlichen Lasten gedacht werden konnte. Die Einkommensteuer des 14. Jahrhunderts bestand in einer umgekehrten Progressivsteuer, bei der nicht wie in unsern Tagen die Steuerquote mit der Größe des zu besteuernenden Einkommens wuchs, sondern umgekehrt abnahm. Und doch erschien dieser durchaus nicht zu rechtfertigende Aufbringungsmodus nach dem Sturze des Patrizierregimentes unter der Hegide der Zunftherrschaft weniger drückend; gewiß ein klarer Beweis von dem harten Drucke, den die Gewerbetreibenden bis zum Sturze der Geschlechter zu erleiden hatten.

Zu der unerhörten Steuerbelastung, welche fast ausschließlich auf dem Handwerker ruhte, traten noch andere volkswirthschaftliche Sünden in Form von schamlosen Erpressungen, wider Zug und Recht dem Gewerbebestande von den Patriziern zugefügt. Ferner störte der Stadtabel durch seine zahlreichen, blutigen Fehden, welche die Parteien auf den öffentlichen Plätzen und Straßen miteinander ausfochten, den friedliebenden Bürger in seiner Beschäftigung. Mit gleicher Rücksichtslosigkeit und einer durch Nichts zu beirrenden Frivolität handhabten die Patrizier die Rechtspflege. Ein Gewerbetreibender, der die gerichtliche Hülfe gegen einen säumigen Schuldner aus dem Stande der Altfreien anrief, wurde entweder mit seiner Klage hingehalten oder abgewiesen; Gerechtigkeit erlangte er nur in den seltensten Fällen. Diese offene frivole Verletzung des Rechts mußte den schlichten Mann um so mehr erbittern und in ihm den tödlichsten Haß gegen das Geschlechterregiment groß ziehen, weil er sich seit der Anwendung der deutschen Sprache in Rechtsdocumenten und öffentlichen Verhandlungen mit dem Inhalt der Gesetzbücher vertraut gemacht hatte und dem Gange der gerichtlichen Verhandlungen ohne Schwierigkeit folgen

konnte. . . „In diesen ziten“, erzählt Königshoven in seiner Straßburger Chronik (Schilter's Ausgabe von 1698), „stund der gewalt der stette (Städte) mitenander an den edlen und under den edeln wart etlicher so hochtragende, wenn ime ein suider oder ein schuhmeister oder ein ander antwergman pfennige hiesch, so slug der edelman den antwergmann und gab ime streiche dran. Sus (sonst) kunde unter antwergluten nieman wol bezalet werden, er machte sich denne an einen edlen man in der stat dem er jores (Jahre) diente. also zu den dörfern ein gebure seine herren dienet. der beschirmete den antwergman vor gewalte und half ime das er bezalet wart.“*) — Bedenkt man dann noch, daß die Geistlichkeit, steuerfrei wie sie war und außerdem noch im Besitze beträchtlicher Betriebsfonds, dem Handels- und Gewerbestande eine schwer zu bekämpfende Concurrenz durch einen schwungvollen Kleinhandel mit dem empfangenen Zehnten, sowie durch die Ausübung anderer Gewerbe bereitete, so wird man sich leicht ein Bild von der gedrückten Lage des Gewerbestandes am Anfange des 13. Jahrhunderts entwerfen können. Wohl klagten die Handwerker laut über den unerhörten Steuerdruck und die immer wiederkehrenden Erpressungen, wohl baten sie hiergegen dringend um Abhülfe, die politische Ohnmacht, zu der sich die Gewerbetreibenden verurtheilt sahen, ließ alle ihre Beschwerden ungehört verhallen. Die herrschenden Geschlechter, welche in schnöder Unterschätzung der bürgerlichen Arbeit, dieser Quelle des Rechts und der Sittlichkeit, nicht arbeiten wollten und konnten, wiesen alle auch noch so billigen Forderungen der beherrschten Gemeinde mit Hohn und Spott zurück.

*) Aus diesem Dienstverhältniß der Gewerbetreibenden, der sogenannten Muntmannschaft, zogen manche reiche und mächtige Geschlechterfamilien oft nicht unerhebliche Renten. In Straßburg gab es Ritter, die von den armen Handwerkern, welche sich in ihren Schutz begeben hatten, alljährlich 3—400 Viertel Getreidefrucht erhielten.

Inzwischen war der sturmbevegte Entwicklungsgang der Städte jenseits der Alpen in der Lombardei, wo sich die Gewerbetreibenden in heißem Ringen mit den Patriziern Antheil am Stadtregerie erkaufpt hatten, zur Kenntniß der Städte im deutschen Süden gelangt und rief auch hier gleiche Bestrebungen wach. Der gewerbetreibende Bürgerstand, in seinem Rechtfertigungsgefühl mit Füßen getreten und in seiner inneren sittlichen Würde auf's Tiefste gekränkt, erkannte, daß nur durch den vollständigen Bruch des Patrizierregiments allen jenen Unbilden und Demüthigungen, denen er unter der Herrschaft der Geschlechter ausgesetzt war, ein Ende gemacht werden konnte. Von der Erkenntniß bis zum ausführenden Beschlusse, bis zur wirklichen That war nur ein kurzer Schritt. Und so sehen wir denn an fast allen Orten Deutschlands die Zünfte sich gegen die Despotie der Geschlechter erheben und mit den Waffen in der Hand Antheil an dem Stadtregerie fordern. Es soll nicht unsere Aufgabe sein, auf die Schilderungen dieser Bewegungen in den einzelnen Städten näher einzugehen, nur im Allgemeinen wollen wir uns über den Charakter derselben verbreiten. In den bischöflichen Städten, den Centralpunkten der Bildung, Kunst und Industrie, ihren Anfang nehmend, theilten sich die Zunfttürme von hier aus den übrigen Städten mit. Bald sehen wir dieses gewaltsame Ringen eines mit Hilfe des individuellen Capitals mündig gewordenen Standes nach politischer Geltung sich in lauten blutigen Ausbrüchen kundthun, bald nehmen die Zunftbewegungen einen friedlicheren Verlauf. Der erste Fall trat dort ein, wo das Patrizierthum nicht gutwillig auf seine Vorrechte verzichtete und es versäumte, auf dem Wege der vernünftigen Reform auch den Zünften Antheil am politischen Leben der Stadt zu gewähren; der letztere Fall hingegen dort, wo weise bürgerfreundliche Fürsten die Zünfte in den Besitz politischer Rechte setzten, oder auch die Stadtkunker ihnen solche, klüglisch genug, einräumten.

W. Koch, Geschichte des deutschen Handwerks.

Kochten nun die Patrizier gutwillig oder dazu gezwungen ihre Standesvorrechte aufgeben, in beiden Fällen hat von jetzt an das Patrizierthum nur noch eine historische Bedeutung. Es starb als dürres Reis am Baume des Lebens ab und seine Glieder bildeten fortan, soweit sie nach dem Verluste ihrer Sonderrechte in den Städten blieben, mit den jetzt auf gleicher Stufe stehenden Zünftlern den neuen modernen Bürgerstand. Uebrigens war es nur eine nothwendige Consequenz dieser sich über mehrere Jahrhunderte erstreckenden Zunftkämpfe, daß die Zünfte aus ihren Kämpfen gegen das Patrizierthum siegreich hervorgehen mußten. Gält doch bei jedem Volke, in jedem Staate die Verfassungsbildung mit der Kulturentwicklung gleichen Schritt. Und weil eben die Harmonie zwischen diesen beiden Factoren im politischen Leben der Städte fehlte, weil ferner mit und nach dem Uebergange von der Natural- zur Geldwirthschaft der Wohlstand des Gewerbestandes dem der Altfreien gleich kam, weil endlich der Arbeiterstand, die Handwerker, den Behrstand, die Patrizier, an individuellem Capitale, d. i. an Fleiß und Geschick, weit überragte, so mußte sich auch die Bewegung vom socialen auf das politische Gebiet hinüberspielen und die städtische Verfassung in weiterer Folge hiervon ihr Fundament nicht in dem der Arbeit abholden Patrizierthum, sondern in dem eigentlichen gewerbetreibenden Bürgerstande, dem Lebensnerv des städtischen Lebens, suchen.

Die Periode der Zunftkämpfe zeigt uns das deutsche Gewerbewesen auf der Höhe seines mittelalterlichen Floris. Es ist die Zeit, in der der deutsche Erfindungsgeist seine höchsten Triumphe feiert, in welcher das Handwerk sich mit der Kunst vermählt und das deutsche Kunsthandwerk aus dieser Verbindung hervorgeht. Die zunftmäßige Theilung der Arbeit und die Verhinderung des einen Handwerkers das Geschäft eines andern mit dem seinigen zusammen zu betreiben, der ausdauernde, nimmer ermüdende Fleiß, die an's Peinliche grenz-

zende Sorgfalt bei der Anfertigung der Arbeiten steigerten die Technik, die Geschicklichkeit des Gewerbetreibenden auf eine bewundernswerthe Weise und ließen das deutsche Kunsthandwerk des Mittelalters mit seinem feinen, edlen Geschmack, seiner Solidität und seiner meisterhaften Fertigkeit unübertroffen dastehen. Niemand dachte in Deutschland daran, fremden Fabricaten den Vorzug vor den einheimischen zu geben, vielmehr arbeiteten die deutschen Künstler und Handwerker neben der Befriedigung des inländischen Marktes auch für den Export. Und das Ausland beschäftigte gerne und vorzugsweise die deutschen Handwerker in seinen Werkstätten und kaufte mit Vorliebe die Erzeugnisse des deutschen Gewerbestrebes, welche so originell, so dauerhaft und so geschmackvoll angefertigt wurden, daß sie den Gewerbetreibenden anderer Völker als Muster dienten. Ein schönes, anmuthendes Bild der Blüthe des deutschen Gewerbestrebes jener Zeiten entwirft uns Felix Faber, ein Mönch von Ulm. „Mit der göttlichen Kunst, Bücher zu drucken,“ sagt er, „sind auch die gewöhnlichen verbessert worden, wie die Handarbeit in allem Erz, in allem Holz und in aller Materie, worin die Deutschen so fleißig sind, daß ihre Arbeiten durch die ganze Welt gerühmt werden. Daher, wenn Jemand ein vortreffliches Werk will im Erz, Stein, Holz geliefert haben, so schickt er es den Deutschen. Ich habe deutsche Goldschmiede, Juweliere, Steinhauer und Wagner unter den Sarazenen Wunderdinge machen sehen, und wie sie, besonders die Schuster, Schneider und Maurer, die Griechen und Italiener an Kunst übertrafen. Noch im vergangenen Jahre hatte der Sultan von Aegypten den Hafen von Alexandria mit einer wunderbaren Mauer, die ein erstaunliches Kunststück für das ganze Morgenland war, umgeben, wobei er sich des Rathes, des Kunstfleises und der Arbeit eines Deutschen bediente, der, wie man sagt, aus Oppenheim gebürtig war. Und damit ich mich nicht länger aufhalte, so sage ich, daß Italien, unter allen

Ländern des ganzen Erdbodens am berühmtesten und das mit Getreide angefüllt ist, kein anderes schmackhaftes, gesundes und annehmliches Brod hat, als das von deutschen Bäckern gebacken ist, die durch Geschicklichkeit und fleißige Arbeit das Feuer dämpfen, die Hitze mäßigen, das Mehl durchsieben, daß ein leichtes, geringes und schmackhaftes Brod wird, das, wenn es der Italiener bäckt, schwer, dicht, ungesund und unschmackhaft hervorkommt. Daher der Papst und die großen Prälaten, die Könige, Fürsten und großen Herren selten Brod essen, wenn es nicht auf deutsche Art gemacht ist. Nicht allein aber das ordentliche Hausbrod backen sie gut, sondern auch den Zwieback, der zur Speise im Kriege und zur See gebraucht wird, wissen sie so künstlich zu bereiten, daß die Venediger bei den öffentlichen Backöfen lauter deutsche Bäcker haben und das Gebackene weit und breit durch Illyrien, Macedonien, den Hellespont, durch Griechenland, Syrien, Aegypten, Lybien, Mauritanien, Spanien und Frankreich und bis nach dem Orkeneyninseln und an die englischen und deutschen Seehäfen für ihre Seelente zur Speise und zum Verkauf für andere verschicken. Nun sind auch in Deutschland die fleißigsten und in jeder Gattung die besten Musiker, so daß sie in allen diesen Gegenden sowohl beim Gottesdienste als bei den Hochzeiten und Gastereien, in Kirchen und auf den Theatern die angenehmste Unterhaltung machen und zwar auf Orgeln, Lauten, Pfeifen, Trommeln, Harfen, Zinken, Flöten, Hörnern, Oboen, Bassgeigen, Geigen, Trompeten und Pauken, als den damals in Gebrauch befindlichen Instrumenten.“ —

Neben den genannten Factoren förderten noch verschiedene andere Umstände den Aufschwung des deutschen Gewerbewesens. Da ist zunächst die dürftige Ausbildung der Nautik zu nennen, welche alle damalige Schifffahrt auf langwierige und gefährliche Küstenfahrt beschränkte. Deshalb zog man den Landtransport der Verschiffung der Waaren vor. Noch war der

Seeweg nach Indien nicht aufgefunden, noch hatte man keine Ahnung von dem Dasein Amerikas, das erst ein Jahrhundert später entdeckt werden sollte, und noch lag der Welthandel in den Händen der deutschen Kaufleute. Fast der gesammte Zwischenhandel mit den Erzeugnissen des Orients und der Länder des südlichen Europas ging von Genua und Venedig die sich zu Weltmärkten aufgeschwungen hatten, auf dem Landwege mitten durch Deutschland. Ein fast unabhängiger Kaufmannsstand, reich an Capital und Unternehmungsgeist, war von der Hanse, jener mächtigsten kaufmännischen Genossenschaft des Mittelalters, herangebildet worden. Der lebhafteste Handelsverkehr dieses Standes mußte natürlicher Weise belebend auf das deutsche Handwerk wirken, indem er ihm ein umfassendes Absatzgebiet schuf, hierdurch eine reiche Quelle des Wohlstandes eröffnete und nach allen Seiten hin den Consum der Kunstproducte steigerte. So erklärt sich der industrielle Glanz und die commerzielle Bedeutung des gediegenen Augsburg, des erfinderiichen Nürnberg. Beide Städte bildeten im 14. und 15. Jahrhundert den Mittelpunkt des ganzen europäischen Landhandels. Insbesondere entfalteten Nürnbergs betriebsame Gewerbetreibenden in der Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen eine erstaunliche, nimmer ermüdende Thätigkeit. Sie machten das Sprüchwort: „Nürnberger Hand geht durch's ganze Land“ zur buchstäblichen Wahrheit. Außer nach Oesterreich und dessen angrenzenden Ländern versandten sie ihre so mannigfachen und den verschiedensten Industriezweigen angehörenden Waaren nach England, Frankreich, Italien und Spanien. Ja, sie zogen sogar die Levante in den Kreis ihres Absatzgebietes; noch im 17. Jahrhundert bestand in Groß-Kairo in Egypten eine Niederlage ihrer Spiegel und anderer Erzeugnisse.

Diesem Flor des deutschen Gewerbewesens, gegründet auf reger Betriebsamkeit, ausdauerndem Fleiße und strenger Reellität, verdanken die Schauanstalten ihre Entstehung. Die Gewerbe-

treibenden mußten nämlich vor allen Dingen darauf bedacht sein, nur gute und möglichst fehlerfreie Waaren in den Handel zu bringen. Zu dem Zwecke gründeten sie Schauen, in denen man die Waaren, bevor sie dem öffentlichen Verkehre übergeben wurden, einer genauen Untersuchung unterzog. Die Zunftgerichtsbarkeit, neben dem Meisterrecht wohl das bedeutendste Zunftrecht, in dessen Besitz die gewerblichen Genossenschaften durch die Zunftkämpfe gelangt waren, gab den Handwerkern bei der Gründung dieser Anstalten den nöthigen gesetzlichen Rückhalt. Anfangs besorgten die Zünfte die Untersuchung allein, später mit Hinzuziehung von Organen der Obrigkeit. Die ersten Schauanstalten finden wir in den Niederlanden, dessen Webereien weit und breit berühmte waren, und wo man durch Tuchschauen den Ruf der Werkstätten zu festigen gedachte. Alle zur Prüfung eingelieferten Tuchstücke wurden nicht nur auf ihre Güte geprüft, sondern auch vermessen. Hierauf Bezug nehmend, enthielten die Tuchmacherordnungen ganz bestimmte Festsetzungen über die Länge und Breite der Stücke, sowie über die Güte des zu verarbeitenden Materials. Ziel die Prüfung günstig aus, so wurden die geprüften Stücke mit Stempeln (Siegeln) versehen und dann ohne Bedenken, auf Treu und Glauben im großen Ganzen von den Käufern erstanden; der Stempel der Schauanstalt bürgte für die Güte und die richtige Ellenzahl der gekauften Waare. — Nicht mindere Sorgfalt wie auf die Tuche verwandte man auf die Leinwand. Auch die Erzeugnisse der Leinwandweberei waren der Schau unterworfen z. B. in Stendal, Frankfurt a. M., Ulm u. s. w. Späterhin dehnte man die Schauen, denen Anfangs nur die für den Export bestimmten Waaren unterlagen, auch auf den inneren Verkauf und auf den gesammten Kleinhandel aus. Die Arbeiten der Goldschmiede, Schlosser, Zingießer, Färber, Buchbinder, Sattler, Schreiner und einer ganzen Reihe anderer Berufsgeschäfte wurden einer fachverständigen Prüfung unterzogen, bevor man

sie zum Verkaufe zuließ. Besonders strenge wurde der Verkauf von Medicamenten und Lebensmitteln überwacht. Da gab es Wein-, Bier-, Gewürz-, Apotheker-, Bäcker-, Schlächter-, Brauntwein-, Schmalz-, Taback-, u. a. Schauen. In Nürnberg besaß außer diesen soeben angeführten Schauen noch eine Canarienvögel-Schau (!).

Bestand eine der Schau unterworfenen Waare die Prüfung nicht, erwies sie sich fehlerhaft angefertigt oder gar, wie es bei den Arbeiten der Weber, Goldschmiede und Färber vorkam, gefälscht, so ward sie nicht nur vom Verkaufe ausgeschlossen, sondern auch confiscirt und vernichtet. Eine offenbare, absichtliche Waarenfälschung wurde überdies, wie wir weiter unten sehen werden, mit harten Strafen geahndet.

Die Richtigkeit der Maaße und Gewichte unterlag schon frühzeitig der obrigkeitlichen Controle. Bereits im Jahre 1268 nahm der böhmische Landtag eine vom König Ottokar vorgelegte Maaß- und Gewichtsordnung an, die zwei Jahre später, 1270, gleichfalls in Bittau eingeführt wurde. Die Behörden mußten diesem Gegenstande um so größere Beachtung schenken, da fast in allen Städten durch polizeiliche Taxen der Preis der unentbehrlichsten Lebensmittel festgesetzt war. — In Regensburg bestimmte beispielsweise der Rath 1320, daß der Eimer welschen Weins 4 Schilling 20 Pfennige kosten solle, während der Preis der österreichischen Weine auf 3 Schlg., der Heilbronner und Elssasser auf 3 Schlg. 10 Pf., der fränkische auf 2 Schlg. 12 Pf. für dasselbe Maaß normirt wurde. — In Eßlingen sollte 1370 das Pfund Bratwurst nicht theurer als um 5 Heller verkauft werden. — In Zürich bedang 1559 je ein Centner Rindfleisch 2 Gulden 20 Schilling, Schafffleisch ebensoviel, Kalbfleisch 2 Gulb. 10 Schlg., Schweinefleisch 5 Gulb. und Unschlitt 7 Gulb. 20 Schlg. — In Basel endlich mußte im 15. Jahrhundert, wenn das Viertel Korn 1 Pfund Pfennige kostete, ein gut ausgebackenes Weißbrod

14 Loth, ein Kornbrod 18 Loth wiegen; stieg oder fiel das Brod nun 1 Schilling, so sollte jedes Mal das Gewicht des Brodes um 1 Loth leichter oder schwerer werden.

Außer diesen Preisbestimmungen für Brod, Wein, Bier, Fleisch u. s. w. gab es auch Lohntagen für fast sämtliche Gewerbe. Wir theilen im Nachstehenden einige Proben aus derartigen alten Verordnungen mit.

Eine der ältesten Lohntagen für die Schneiderarbeiten ist die vom bürgerlichen Magistrate München's im Jahre 1441 herausgegebene Verfügung. Dieselbe führt die Ueberschrift „Sneiderlon“ und lautet in ihren wesentlichen Theilen wie folgt: „Desgleichen haben die Herren vom Rath eine Ordnung für die Schneider in München festgesetzt, da sie bisher so großen unziemlichen Lohn nahmen, daß nicht nur die Herrschaften vom Hofe, sondern auch Arm und Reich sich darüber beschwert haben. In Folge dessen sahen wir uns genöthigt, den Lohn für alle Arten Kleidungsstücke nach beifolgender Tage festzusetzen. Auch hat der Rath den vier Vorstehern des Schneidergewerks zu München (den „Bierherrn“) ein Regulativ gegeben und ihnen empfohlen, daß sie von jetzt an bei ihrem Eide nur den bestimmten Lohn nehmen und Niemandem höhere Preise anrechnen. Eine Uebertretung dieses Gebots will der Rath hart bestrafen“ . . . Es folgen nun eine Reihe Preisbestimmungen für die verschiedenen Kleidungsstücke. Der Arbeitslohn sollte betragen: für einen seidenen Mannsrock 1 Pfund Pfennige; für einen seidenen Frauenrock 6 Schlg.; für einen ganz „gollten (goldenen) fraullen rock mit stainen“ 75 Pf.; für einen schlichten Frauenrock 32 Pf.; für eine einfache schwäbische Toppe 38 Pf.; für eine schlichte Kappe 10 Pf.; für eine „zottaten kappen“ 16 Pf.; für ein Paar Hosen aus gewöhnlichem Tuch 7 Pf.; für ein Paar Hosen aus feinem Londoner (lundiſchem) Tucho 10 Pf.; für einen einfachen Mannsmantel 18 Pf.; für „ainen langen zwifalten mantl ai-

nem man“ 32 Pf.; „Item“, heißt es am Schlusse dieser Verordnung „sollen die sneider auch fürbaz kein Tuch mehr verzoign“ (verziehen, stehlen).

Die Lohntaxe der Böttcher in der schweizerischen Stadt Winterthur wurde, wie aus dem Wortlaute des betreffenden Documents hervorgeht, zwischen dem Rathe und dem Böttchergewerke auf gütlichem Wege festgestellt, denn es wird an der bezüglichen Stelle ausdrücklich hervorgehoben, daß „1484 M. Herren mit den Faßbindern geredet und verschafft haben, daß Keiner ein Saum eichen Faß über 14 Schlg. und ein Saum tannen Faß über 7 Schlg. geben soll. Item ein Band Reif für 6 Heller, einem Meister Tagelohn 4 Schlg. und einem Splettknecht 3 Schlg.“ — Dagegen mußten sich die Faßbinder in Coblenz bei der Berechnung ihres Arbeitslohnes nach einer ihnen vom Rathe im Jahre 1544 erteilten Taxe richten. Ein Faßbindermeister erhielt dort zu jener Zeit 3, ein Knecht $2\frac{1}{2}$ und ein Lehrling 2 Albus Tagelohn. Für Scheibengeld und Bereitung sollte ein Albus bezahlt werden.

Höchst interessante Angaben über die Arbeitspreise der Schuhmacher, Gerber, Goldschmiede und Eisenarbeiter enthält die sehr ausführliche braunschweig-lüneburgische Taxordnung vom Jahre 1646. Inbetreff der Schuhmacher bestimmt sie, daß zur Abstellung der vielen Beschwerden der Schuster, Riemer und Sattler „es mit Einkauf der Häute vom inländischen abgeschlachteten Vieh nachfolgender Gestalt gehalten werden solle. Vor eine gute vollständige friesische oder inländische Ochsenhaut 3 oder $3\frac{1}{2}$ Rthlr.; eine mittelmäßige Ochsenhaut 2— $2\frac{1}{2}$ Rthlr.; eine gemeine Ochsenhaut 1—2 Rthlr.; eine Kuhhaut $1\frac{1}{2}$ —2 Rthlr.; ein Kalbfell vor 7—8 Mariengroschen (3 Mariengr. = ca. 0,25 M.); ein Hammelfell mit der Wolle, danach die Wolle beschaffen und im Kaufe ist, 7, 8—12 Mrgr.; ein Schaffell mit Wolle nach vorigen Umständen 6—10 Mrgr.; eine Hammelfell ohne Wolle

2—3 Mrgr. . . Die Sterbehäute sollen allemal geringer verkauft werden, und damit aller Betrug verhütet und dieselben vor andern Häuten erkannt werden mögen, sollen dieselben allemal bei dem Abdecken am Ende des Rückens vor dem Schwanz mit einem Kreuze von den Abdeckern bei Strafe von 5 Rthlrn., so oft sie solches unterlassen, durchschnitten und gezeichnet werden“ . . . Ueber den eigentlichen Schuhverkauf und den Arbeitspreis der Schuhmacher setzte die angezogene Ordnung Folgendes fest: „Nach gegenwärtigen Umständen und solchem Einkauf des Leders soll es mit Anzeig und Bescheinigung des Einkaufs und aufgewandter Kosten, wie solches bei den Kram- und Handelsleuten der Fall, sowohl von ihnen als der Obrigkeit gehalten werden; Alles bei dero daselbst gesetzten Strafe. Die Schuster sollen Schuh und Stiefel vernähen, Hanf und keine andere aus Flachs gemachte Materie nehmen, oder gewärtig sein, daß sie wegen ihres Betrugs bestraft werden. Vor ein Paar Stiefel, wobei allemal die Unter- und Oberporleder ohne sonderbare (besondere) Zahlung mitausgestellt werden sollen, mit oder ohne Absägen, mit dreien Sohlen, von trockenem Preussischem oder geschmirtem Leder, vor erwachsene Personen, nachdem sie groß oder wohl gemacht, auch die Knie oder Stülpen groß sind, von $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$ Thlr. und nicht darüber die kleineren aber noch Proportion geringer. Vor ein Paar corduanische Stiefel, die größten von $3\frac{1}{2}$ —4 Thlr.; mittelmäßige der Größe nach etwas geringer; die geringeren nach Proportion noch wohlfeiler. Ein Paar solcher Stiefel vorzuschuhen 30—36 Mrgr. Vor ein Paar gemeine Rutscher- oder Bauernstiefel von 1— höchstens $1\frac{1}{2}$ Rthlr. nach ihrer Größe und Güte; ein Paar solche Stiefel vorzuschuhen 20—24 Mrgr. Ein Paar corduanische Schuhe, die größte Gattung Rthlr., die aber kleiner sind, nach Proportion geringer. Vor Weiber- und Mägdeschuhe gedoppelt mit dreien Sohlen mit oder ohne Absägen, jedes nach seiner

Größe, von 18—20 Mrgr. Einfache Schuhe sind zwar nicht mehr gebräuchlich; da aber Jemand deren begehret, vor ein Paar einfache Mannschuhe 12—15 Mrgr. nach ihrer Größe. Vor ein Paar einfache Weiber- oder Mädgeschuhe 9—12 Mrgr. Vor ein Paar gedoppelte Bauernschuhe mit drei Sohlen 20—26 Mrgr. nach ihrer Größe und nicht höher. Vor ein Paar Bauernfrauenschuhe, gedoppelt mit drei Sohlen, nach ihrer Größe von 15—18 Mrgr. und nicht darüber. Vor ein Paar gedoppelte Kinder- Jungen- oder Mädchenschuhe, welche die Schuster zu verfertigen bei willkürlicher ernster Strafe sich nicht weigern sollen, 6—12 Mrgr., einfache von 4—9 Mrgr. Pantoффeln vor Männer, Weiber und Kinder sollen allzeit ihrer Größe nach das Paar den fünften oder sechsten Theil geringer als die Schuhe geachtet und bezahlt werden. Wenn Jemand dem Schuster Corduan- geschmiertes- oder Preussisch trockenes oder ander Leder zu den Stiefeln selbst giebt, und der Schuster nur die Sohlen dazu thut, soll der Schuster von einem Paar Stiefel der größten Gattung mehr nicht zu machen nehmen als einen spanischen Thaler (= 4,10 M.) bis einen Goldgulden auf's Höchste. Wollte aber Jemand von seinem eigenen bereiteten Leder in seinem Hause Schuhe machen lassen, hat er dem Meister oder Gefellen Alles, was dazu gehöret, von Leder, Anschlitt, Fell, Pech und Hanf dazu zuzustellen und zu verschaffen, und gibt ihnen alsdann neben der Kost von ein Paar Schuh, groß oder klein, durcheinander, einfach 2 Mrgr., gedoppelt aber mit oder ohne Absatz 3 Mrgr. In des Meisters Hause bei dessen Kost zu machen vor jedes Paar 4 Mrgr. Weilen auch die Erfahrung bezeuget, daß die Schuster, so Einem oder Anderm in's Haus arbeiten, sich verweigern, Kinderschuhe zu verfertigen und die alten zu flicken, auch das Flicke-Lohn über die Gebühr schlagen und steigern, welches sonderlich dem armen Gesinde zu Nachtheil und Schaden gereicht, so sollen die Schuster gehalten sein, nebst der großen

Arbeit auch Kinderschuhe um obgelegten Preis förderlichst zu verfertigen, das Flicke-Lohn auch nach Proportion des Schuh-Kaufes anzuschlagen und Niemand damit übersehen. Sollten sie dessen vor den Taxatoren oder Vorstehern des Schuster-Amtes überführt werden, sollen die Verbrecher (!) in soviel Thaler Strafe ertheilet werden, als Mariengroschen sie zu viel Flicke-Lohn genommen haben.“

Aus der braunschweig-lüneburgischen Taxordnung lernen wir auch die Preise kennen, welche die Lohgerber für ihre Arbeitsleistungen erhielten „Die Gerber“, heißt es an der einschlägigen Stelle, „sollen die Beichen, so an die ihnen zum Bereiten gebrachten Häute gemacht oder gehängt sein, insonderheit auch diejenigen, welche obberührtermassen von den Abdeckern auf die Sterbehäute geschnitten sein, an oder in den Häuten lassen, bei unnachlässiger Strafe schuldig und gebunden sein. Dem Lohgerber soll die Bereitung oder Gerbung der Häute nachfolgendergestalt bezahlt werden. Von einer guten vollständigen Ochsenhaut 27—30 Mrgr., von einer mittelmäßigen Ochsen- oder Kuhhaut 18—24 Mrgr., von einem Kalbfell 3—4 Mrgr. Dem Weißgerber für eine vollständige Ochsenhaut 16—20 Mrgr., eine mittelmäßige Ochsen- oder Kuhhaut 12—16 Mrgr., eine Roß- oder Pferdehaut 16—20 Mrgr., ein Kalbfell 2—3 Mrgr. Dem Weißgerber auf Sämisch für eine vollständige Hirschhaut 30—36 Mrgr., eine Haut von einem Schmalstück 23—27 Mrgr., ein Reh- oder Kalbfell 5, 6—8 Mrgr., ein Bockfell 11—14 Mrgr.“

Artikel 32 der braunschweig-lüneburgischen Taxordnung schreibt den Goldschmieden folgende Bestimmungen vor: „Alles Silber, so in's Künftige zu verarbeiten, soll jede Mark vor 16 Loth und solches unter 13 Löthig nicht verarbeitet werden. Der Goldschmied soll hierauf bei Antretung seines Handwerkes einen leiblichen Eid abstatten und auf alle von ihm verfertigte Arbeit, keine allerdings ausgeschlossen, zum Ge-

zeugniß jußt und richtiger Probe, bei Verlust seiner Ehren und Amt, sein Zeichen schlagen, auch durch den Altmeister des Ortes, nach vorhergegangener Probe, das Wappen der Stadt, da er wohnet, mit der Jahreszahl, welche in dem Stempel des Rathswappens mit begriffen sein soll, allemal aufschlagen lassen. Das Gold soll er, so gut er es empfangen, wiedergeben, dero Behuf auch jedesmal auf Begehren eine kleine Probe des zur Arbeit empfangenen Goldes auszustellen schuldig sein. Unter rheinisch Gold soll Nichts verarbeitet, kein Kupfer oder Messing verguldet, vielweniger andere Mittel, als Weißkupfer oder wie die Namen haben mögen, zur Verfälschung des Goldes oder Silbers gebraucht werden, Alles bei Verlust Ehren und Amtes auch Vermeidung schwerer unnachlässiger Strafe. Vor ein Loth Silber zu verarbeiten soll ein Mehreres nicht als 4 Mrgr., von grober Arbeit aber ein Geringeres gegeben werden. Von zehen Ducaten, Cronen oder Goldgulden soll mehr nicht als ein Goldgulden und also nach Proportion darunter oder darüber ein Mehreres nicht gefordert oder genommen werden. Wollte aber Jemand ganz und durchaus verguldete subtilere oder durchbrochene Arbeit verfertigen lassen, soll dieselbe absonderlich, jedoch allemal nach der Billigkeit behandelt, angeschlagen und bezahlt werden.“

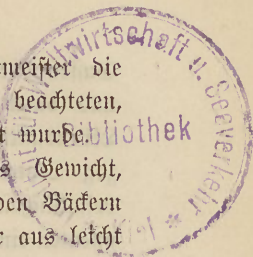
Der Artikel 40 der gedachten Tagordnung beschäftigt sich endlich mit den Lohnsätzen und Verkaufspreisen der Schlosser und Schmiede. „Diejenigen Schmiede“, heißt es in dem „Vom Eisenkauf und Schmieden“ überschriebenen Abschnitte, welche nicht gar zu weit von den Eisenbergwerken, etwa eine gute Tagereise davon, wohnen, sollten die Waaren folgender Gestalt verfertigen und verkaufen: ein neues Rad mit Schienen Büßen und Näbeln i Allem 3 Rthlr. 12 Mrgr.; mit alten Eisen zu belegen, mit Ringen und Löchern 1 Rthlr.; ein neues ohne Eisen, blos mit Bändern und Büßen 24 Mrgr.; eine Achse zu beschlagen mit dem Eisen 30 Mrgr.; eine

Zugfette 9 Mrgr.; eine Ringfoppel 12 Mrgr.; ein neues
Hufeisen 3 Mrgr., ein altes $1\frac{1}{2}$ Mrgr.; ein neuer Pflug
mit Eisen zu beschlagen 27—30 Mrgr.; eine Sichel 27—30
Mrgr.; eine Heufork 3—4 Mrgr.; eine Schaufel 6 Mrgr.;
eine Art 12—18 Mrgr.; ein Handbeil 14—18 Mrgr. u. s. w.“ —

Vom wirthschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, können wir diesen Tagen, die sich bekanntlich bis in die neueste Zeit am Leben erhielten, nicht das Wort reden; denn wenn auch im Mittelalter, was keineswegs bestritten werden soll, den Preisbestimmungen, und dies gilt namentlich von den Fleisch- und Brodtagen, bei dem außerordentlichen Schwanken der Getreidepreise immerhin einige Bedeutung zugemessen ist, ihr eigentlicher Zweck muß als ein vollständig verfehlter bezeichnet werden. Naturgemäß wurden nämlich die Tagen nach dem Preise des Urstoffs, der Arbeit und des Capitals, normirt, jedoch mit der Rücksicht, daß die Arbeit einen möglichst hohen Reinertrag gewährte. Hätte man nun das Publicum vermöge der Tagen wirklich vor Uebertheuerung schützen wollen, dann wäre es unbedingt nöthig gewesen, daß man, da die Preise der Stoffe, der Arbeit und des Capitals fortwährend einer Aenderung unterworfen sind, analog dem auch die Tagen einer Aenderung unterwarf. Dies geschah jedoch nur in den seltensten Fällen und auch dann meistens zu Gunsten der Gewerbetreibenden, welche, sobald eine Mißernte oder Calamitäten auf dem Geldmarkte eintraten, sofort auf eine Erhöhung der Tagen drangen. Waren dagegen die Kornpreise oder der Zinsfuß niedrig, so blieben die Preisbestimmungen hiervon in der Regel unberührt. Die Tagen waren demnach entweder zu hoch oder niedrig und gereichten somit mehr dem Producenten wie dem Consumenten zum Vortheil. Umbiesen noch mehr zu erhöhen, lieferten die Gewerbetreibenden dem Publicum für den festgesetzten Preis die schlechtesten Waaren. Zwar erließen hiergegen die Obrigkeiten

Gesetze über Gesetze, nur schade, daß die Zunftmeister die Bestimmungen über die Güte der Waaren nicht beachteten, obgleich deren Nichtbefolgung strenge genug bestraft wurde.

Diese gewerblichen Strafen für zu leichtes Gewicht, schlechte Waare u. s. w. kamen hauptsächlich bei den Bäckern, Müllern, Schlächtern und Bräuern vor, und zwar aus leicht erklärlichen Gründen. Bei keinen anderen Geschäften treten nämlich Producenten und Consumenten in so nahe und häufige Verührung wie bei den eben genannten Berufsarten. Daß da Streitigkeiten und Reibungen nicht ausbleiben konnten, liegt auf der flachen Hand. Die Strafen nun, welche für eine oft wiederkehrende Benachtheiligung des Publicums über den Straffälligen verhängt wurden, erscheinen nach unseren heutigen Begriffen geradezu für den vollendeten Verbrecher geeignet. — Eine verhältnißmäßig noch milde, jedoch offenbar entehrende Strafe war das Prangerstehen; sie wurde an Denjenigen vollzogen, welche zu leichtes Gewicht führten oder schlechte Waare verkauften, und kommt noch am Anfang unseres Jahrhunderts vor. An manchen Orten vertrat die Stelle des Prangers die sogenannte Schandbank oder Schandschranke, auf der die gewissenlosen Verkäufer ihre Waaren feil bieten mußten. — Eine andere, unendlich schmachvollere Strafe wurde der Schnupfen, der Schnellgalgen, auch die Schnell genannt. Diese Strafe war hauptsächlich im südlichen Deutschland und der Schweiz üblich; so erwähnt ihrer z. B. das Freiburger Stadtrecht, ferner kam sie in Nürnberg, Augsburg, Wien, Zürich, Regensburg u. s. w. vor. Sie bestand in einer rohen Beschimpfung vor dem Volke und äußerte sich darin, daß derjenige Bäcker, Mehger, Bierbrauer oder Weinschenk, welcher sich wissentlich gegen die Fleisch-, Brod- und Getränkegesetze versündigt oder verdorbene und verfälschte Waaren feil geboten hatte, in einen an einer langen Stange befestigten Korb gesetzt und so lange unter dem Hohn des



Gassenpöbels in eine Pfütze getaucht wurde, bis er durch und durch naß war. Hin und wieder sperrte man auch den Lebensmittelfälscher in einen Käfing aus Weidengeflecht ein, zog Letzteren mittelst eines am Querarmer des Schnellgalgens befindlichen Flaschenzuges in die Höhe und gab den Delinquenten eine geraume Zeit den Schmähungen der Zuschauer preis.

Bei der Betrachtung dieser Strafe für gewerbliche Vergehen wissen wir in der That nicht, wie weit die bürgerliche Ehre im Mittelalter ging. Galt sie als ein ebenso unantastbares Gut wie heut zu Tage, dann ist es doppelt räthselhaft, wie ein Gerichtswesen, das auch von Handwerkern, wenigstens in den reichsfreien Städten, mitverwaltet wurde, Vergehen, welche die Neuzeit mit leichten Geldbußen und Confiscation der Waare ahndet, mit solchen barbarischen Strafen belegen konnte. Wir sind deshalb geneigt zu glauben, daß man sich unter den Strafen des Prangerstehens oder gar des Schnellgalgens keine so entsetzliche und unaussprechliche Schande dachte. Die Gesetzgebung hätte sich sonst wohl schwerlich für so relativ leichte Vergehen zu Strafen verirrt, deren Folgen einem moralischen Todtschlage gleichkommen mußten. Und dennoch lassen sich gegen die letztere Ansicht gerechtfertigte Bedenken erheben. Man braucht nur die Strenge zu ermessen, mit welcher die Bünfte auf die makellose Abstammung ihrer Angehörigen sahen, und man wird zu dem Schlusse gelangen, daß die bürgerliche Ehre im Mittelalter genau so hoch geschätzt wurde als in unseren Tagen.

Der Verdienst der Handwerker im 15. und 16. Jahrhundert.

Eine Frage, die den Leser aus gewerblichen Kreisen ganz besonders interessiren wird, ist zu erfahren, wie viel denn der Handwerker im Mittelalter eigentlich verdiente. Wir müssen offen bekennen, daß die correcte Beantwortung dieser Frage äußerst schwierig ist. Einmal läßt sich nämlich der Werth der Münzen früherer Jahrhunderte schwer feststellen, und zweitens stößt die Ermittlung des wechselseitigen Verhältnisses zwischen Metall und Gegenständen auf noch größere Schwierigkeiten. Will man in dieser Beziehung annähernd richtige Resultate herausbringen, so vernothwendigt sich vor Allem die Aufstellung eines brauchbaren Maßstabes, mittelst dessen man den Kaufwerth der im Mittelalter gezahlten Löhne und Waarenpreise messen und mit dem heutigen vergleichen kann. Zu einem solchen Normalmaße eignet sich am besten die Bestimmung des relativen Werthes des Geldes, und Letzteren erfährt man durch eine Vergleichung des Geldes mit dem Preise der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse. „Den sichersten Maßstab zu dieser Ermittlung“, sagt Mascher, „liefert jedenfalls der Getreidepreis, dessen Werth zwar ebenfalls bedeutenden Schwankungen, niemals aber dem steten Sinken unterliegt, wie der Geldwerth“. Daß auch diese Werthmessungen

W. Koch, Geschichte des deutschen Handwerks.

mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft sind, ist oben schon angedeutet. Man berücksichtige nur, daß das Mittelalter ein einheitliches Getreidemaß auch nur für ein Land nicht kannte, sondern daß fast jede Stadt ihr eigenes Maß besaß. So waren z. B. in den verschiedenen Gegenden Thüringens neben dem Erfurter Malter, das dort im 16. Jahrhundert das vorherrschende Getreidemaß bildete, noch ca. 20 andere Gemäße im Gebrauch. Ein Erfurter Malter = 593 Kg. war = 5 Altenburger Scheffeln = 5 Arnstädter Vierteln = 16 Alstedter Scheffeln = $2\frac{1}{4}$ Eisenacher Maltern = $3\frac{1}{2}$ Fuldaer Maltern = 4 Gothaer Maltern = $7\frac{1}{2}$ Heldburger (Cob.) Simmer = 3 Hofer Scheffeln = $4\frac{1}{2}$ jenaischen Scheffeln = 6 Leuchtenberger Scheffeln = 4 Mühlhauser Maltern = $7\frac{1}{2}$ Neustädter Scheffeln = 8 Pöznecker oder 4 Saalfelder Scheffeln = 10 weimariſchen Scheffeln = 4 Zellaer Scheffeln u. ſ. w. — Dazu kommt noch, daß eine locale Mißernte die Getreidepreise an einem Orte rapide in die Höhe schraubte, während eine gesegnete Ernte dieselben oft auf ein fabelhaft niedriges Niveau herabdrückte. Es ist kaum glaublich, wie groß die Differenz der Kornpreise, welche in den damaligen schwerfälligen Communicationsmitteln kein Ausgleichungsmittel fand, zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten war; sie betrug nach Rins*) nicht selten 25—30%**) End-

*) Dr. Rins: „Die Preis- und Lohnverhältnisse des 16. Jahrh. in Thüringen“. (Veröffentlicht in Hildebrand's „Zahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“, 1. Band).

**) Daß trotz der durch die Entwicklung des modernen Transportmittelwesens, namentlich der Eisenbahnen, im hohen Grade begünstigten Preisausgleichung auch heute noch die Getreidepreise für gleiche Zeiten in den größeren Gebietsteilen desselben Staates zuweilen nicht unwesentlich von einander abweichen, lehrt zur Genüge eine Vergleichung der in den einzelnen Provinzen Preußens im Monat Juni 1879 gezahlten Durchschnittspreise. Nach der „Statistischen Correspondenz“ betrugen für Monat Juni die Durchschnittspreise für je 100 Kilo Weizen 19,30 M., Roggen 13,70 M., Gerste 14,20 M. und Hafer 13,70 M. Dagegen war nach der angezogenen Quelle der Durchschnittspreis für je 100 Kilo bei Weizen am höchsten in Hessen-Nassau mit 20,00 M.,

lich ist nicht zu vergessen, daß das Werthverhältniß der einzelnen Getreidegattungen sich im Laufe der Zeiten, je nachdem die eine Getreideart mehr, die andere weniger angebaut wird, ändert. Alle diese Factoren müssen daher bei der Berechnung der Kornpreise zur Ermittlung des Verdienstes des mittelalterlichen Handwerkerstandes in Betracht gezogen werden.

Dies vorausgeschickt, geben wir zunächst eine Zusammenstellung einiger im 15. und 16. Jahrhundert gezahlten Waarenpreise. Das Material zu derselben entnehmen wir den Arbeiten von Berlepsch und Kius.

In Basel kostete 1447 ein Paar Schuhe 5 Schillinge.

In Bremen bedangen ein Paar Schuhe 1410 3 Groot, zwei Paar desgl. 1453 24 Pfennige.

In Augsburg wurde 1567 für ein Siegel (Secret) zu schneiden 19 Fl. 3 Schlg. bezahlt.

In München kosteten zwölf silberne Leuchter 1567 263 Fl., ein „silbrein Pult-Preth“ 1570 300 Fl., „seiner fürstlichen Gnaden Contrefait in vier Eisenstöcke zu schneiden“ 1579 175 Fl.

In Landshut erhielt der dortige Plattner Franz Großschädel für sechs Kürasse, welche für die jungen Herzöge Wilhelm und Ferdinand angefertigt waren, 1325 Fl. 4 Schlg. 2½ Pf.

In Thüringen galt: die Elle „zwickisches“ (Zwickauer) und Neustädter Tuch 1511 5 Groschen 3 Pfennige, gemeines graues Tuch zur Winterkleidung 1550 4½ — 9 Gr., lündisches (Londoner) Tuch (geringste Sorte) die Elle mindestens 12 Gr., „ein Stück (40 Ellen) fein Ruckfalsch Laken

am niedrigsten in Schlesien mit 17,50 M., bei Roggen am höchsten in Hessen-Nassau mit 15,80 M., am niedrigsten in Ostpreußen mit 11,70 M., bei Gerste am höchsten in den Rheinlanden mit 16,80 M., am niedrigsten in Posen und Schlesien mit 12,10 M., bei Hafer endlich am höchsten in Hessen-Nassau mit 15,40 M., am niedrigsten in Ostpreußen und Schlesien mit 11,80 M.

weiß" 1572 die enorme Summe von 168 Thlen., Harraz oder Rasch 4—5 Gr. pr. Elle, Carteck 7—12 Gr., grüner Doppelcarteck 1572 32 Gr., ein Pfund Baumwolle, womit die Ärmel gefüttert wurden (Watte?), 1549 8 Gr., 1557 7 Gr. Die Elle ordinäres Leinenzug, das zu Säcken, Strohsäcken, Streichtüchern, sowie als Futtertuch oder als Benteltuch in den Mühlen benutzt wurde, kostete 1—2 Gr., feineres Leinen, unter dem Namen „Ulmer Leinewand" bekannt, das Stück (60 Ellen) 6—10 Fl., die Elle also 2 Gr. 1 Pf. — 3 Gr. 6 Pf., dünneres und leichteres Leinen („der Schwäbisch"), das zur Anfertigung von feinen Hemden, Taschentüchern und Schleiern diente, die Elle 3—6 Gr., die feinste niederländische Leinewand (1512) die Elle 11½ Gr., eine Tischdecke von 8 Ellen 2 Fl. 6 Gr., 40 Ellen Tisch Tuch 60 Fl., schwarzer und weißer Zwirn pr. Doche 1572 14 Gr. Der Barchent kostete 1513 pr. Elle gegen 1½ Gr., 1549 zu Futter in die Ärmel 4 Gr., 1572 zu Betten und Pfühlen 11 Gr. Feine holländische Leinewand und guter Bettbarchent standen 1572 die Elle im Preise einem weimarischen Scheffel Roggen (= ca. 59.3 Ag.) gleich; die Elle jener feinen Damenzeuge würde also nach dem heutigen Preise der Brodfrucht einen Werth von 8,30 M. repräsentiren. Das Pfund schwarze Nähseide kostete 1511 4½ Fl., offene Seide 1549 40 Gr., kölnische Seide 4 Fl., Steppseide 1550 12 Fl., 1572 5 Fl. 9 Gr. Von Zendel — das geringste und wohlfeilste Seidengewebe, welches theils zu Unterfutter, theils zu leichten Sommerkleidern für Frauen, sowie zu Trauergewändern, besonders zu Florbinden Verwendung fand — kostete die Elle der ordinären Sorte, auch „Postzendel" genannt, 1549—73 17 Pf. 3 Gr., Stadtzendel 1511 4 Gr. 8 Pf., goldener und silberner Zendel 1560 2 Fl., Atlas von Brügge 1511—72 18—8 Gr., die beste Sorte, der venezianische Atlas, 1½—2 Fl. 8 Gr., Sammt in verschiedenen Farben und Sorten (halb

reversirter Sammt, Bimenter sammt, Ricio sammt) 1511—72 2—3 Fl., brauner Carmoisinsammt 1568 3 $\frac{3}{4}$ Fl. Fertige Kleidungsstücke (für die fürstliche Familie): ein Paar gestricke Socken „unter die Stiefeln“ 1555 10 Gr., ein Paar gestricke Söcklein von Zwirn 1558 20 Gr. und 1 Fl. 9 Gr., ein Paar seidene Strümpfe 1560 8 Fl. 12 Gr. (= 12 Thlr.), ein gestricke „wollisch Hemde“ 1555 1 Fl. 3 Gr., ein gewirktes Wollenhemd 1556 2 $\frac{1}{2}$ Fl., Dragen auf die Hemden 2—6 Gr., gestricke niederländische 1546—72 18—21 Gr., das „Paar Schnupftücher“ 2 Fl. und 4 Fl., eine einfache Sammtmütze mit Posamentborten 1555 1 Fl. 2 Gr., ein grünseidener Hut 1558 1 Fl. 9 Gr., ein schwarzseidener 1 Fl. 15 Gr., ein Barett 1560 4 Fl., eine schwarze Goldhaube 1573 2 Fl., eine Goldhaube 1560 17 Fl. 4 Gr., eine kleine Sammttasche, mit Gold gestickt, welche „S. F. G. Johann Friedrich der Jüngere der Karlowitzen für ein verspielt Jahrmarkt gegeben“, 1 $\frac{1}{2}$ Fl. Niederländische Borten, mit welchen die Schnupftücher garnirt wurden, kosteten pr. Elle 1 Gr., seidene Franzen 1—2 Gr., Posamentborten 1 Gr., das Pfund 1549 8 Fl., seidene Borten um die Heuden eine Elle 1555 21 Pf., ein Loth seidenes Band 1572 3 $\frac{1}{2}$ Gr., eine Elle schwarze und goldene Sammtposament 4 Fl., Goldborte die Elle 1512 2 $\frac{1}{2}$ —4 Gr., eine Elle „gulden Tuch“ 1512 7 $\frac{1}{2}$ Fl., eine schwarze Feder 1550—58 5—10 Gr., eine braune 14 Gr., eine rothe 18 Gr., eine graue 1 Fl., eine grüne 1 Fl. 12 Gr., ein Federbusch 3 Fl. Rohe Ochsenhäute kosteten 1549—50 im Durchschnitt (von 50 Stück) 35 Gr., Kuh- und Stierhäute 1544 15 Gr., 1549 16 und 17 Gr., Kalbfelle 1544 1 Gr. 10 Pf., 1549 (von 295 Stück) 2 Gr. 1 Pf., Schaf- und Hammelfelle mit der Wolle 1544 3 Gr. 2 Pf., 1549 (von 858 Stück) 4 Gr. 6 Pf., Hirsch- und Wildhäute (von 115 Stück) 1549 24 Gr., Wildkalbhäute 1549 7 Gr. Der Scheffel Gerberlohe galt 1538 4 Gr.,

Corduan zu Schuhen, Stiefeln und Kollern 1500—55 1 Fl. 3 Gr. bis 1 Fl. 10 $\frac{1}{2}$ Gr., Semischleder zu Stiefeln, mit Tuch gefüttert, 1551 18 Gr., zu Hosen 1 Fl. 19 Gr., zu Strümpfen 16 Gr., schwarzes Leder zu 6 Paar Hosen 4 Fl. 12 Gr., zu 2 Paar Hosen 3 Fl. 17 Gr., ein Paar Schuhe 1553—73 5 Gr., ein Paar kleine Handschuhe 1511 2 Gr., 1512 2 Gr. 8 Pf., 1550 einfache lederne Handschuhe 3 Gr., halbrauhe 4 Gr., raue 5 Gr. 3 Pf., ein fertiger Marderpelz 1502 23 Fl., 1512 24 Fl., ein Harnisch für einen Fußknecht mit Zubehör 1537 2 $\frac{1}{2}$ Fl., 1539 2 Fl. 15 Gr. 9 Pf., eine Pickelhaube 1537 18 Gr., eine Sturmhaube 1542 2 Fl., ein Harnisch 1542 25 Fl., ein Panzerhemd mit Ringtragen 1550 45 Fl., eine neue Klinge 1537 $\frac{1}{2}$ Fl., zwei Waidmesser 1513 3 Fl., eine Hellebarde 8 $\frac{1}{2}$ —10 $\frac{1}{2}$ Gr., ein Spieß 2 $\frac{1}{2}$ —6 Gr., eine Armbrust 1537 1 Fl., eine Feuerarmbrust 1537 3 Fl., eine Handbüchse 1539 1 Fl. 5 Gr., eine Feuerbüchse von Erfurt 1550 3 Fl. 12 Gr., eine solche mit vergoldetem Rohr und Schloß 1557 2 $\frac{1}{2}$ Fl., eine Pulverflasche 1557 12 Gr., ein Handrohr 1537 19 Gr. 3 Pf., lange Handrohre und halbe Haken das Stück 2 Fl., 6 Stück Falkonetten von 2150 Pfund Gewicht 1539 215 Fl., 8 Schlangen 1539 580 Fl. 2 Gr., 3 Stück Geschütz mit allem Zubehör, incl. 6 $\frac{3}{4}$ Ctr. an 150 Kugeln, 1544 922 Fl. 19 Gr. 6 Pf., 750 Pfund eiserne Kugeln zu Nothschlangen 1512 20 Fl., 259 50pfündige zu Rathhauen pr. Stück 1 Fl., 27 Centner an 63 kleinen und 5 großen eisernen Büchsenkugeln 1513 3 Fl. 15 Gr. 9 Pf., ein Schock große Felgen 10 Gr., kleine 7 Gr., ein Schock große Speichen 6 Gr., kleine 2 Gr., eine Achse 8 Pf., ein Ries Papier 1512 18—20 Gr., 1532—38 12—21 Gr., Dresdener Papier 1546 24 Gr., Postpapier 36 Gr., ein Federmesser 1572 1 Gr., 100 Stück Ziegelsteine 6 Gr., und 8 Gr. 4 Pf., Mauerziegel 1530 5 Gr., eiserne Nägel pr. Hundert 1500 1 Gr. 8 Pf., 1537 10 Pf., ein Pfund Leim 1537 1 Gr.

3 Pf. und 2 Gr., einen Ofen zu machen mit Rachein 1500
 4 Fl., eine Rachel 1542 3—4 Pf., ein Schock weiße Spiegel-
 facheln 10 Gr. einen Ofen zu setzen 8 Gr., ein gedoppelt
 Schloß mit 3 Schlüsseln 1550 11 Gr. 10 Pf., ein Pfund
 Wachlicht 1501—1573 4—5½ Gr., ein Pfund Licht
 1502—1572 1 Gr. 3 Pf. 2 Gr., ein Centner benedische
 Seife 1573 15 Fl., böhmische (böhmische) 7 Fl. 3 Gr.,
 eine Schaufel 1512 2 Gr., eine Art 4½ Gr., ein Handbeil
 7 Gr., eine Keilhaue 2 Gr., eine Rodenhaue 2 Gr., ein Grab-
 scheit 2 Gr., eine Sichel 1508 6—9 Pf., zwei Siebe zum Korn-
 fegen 1 Gr. 3 Pf., zwölf glasierte Töpfe 1533 3½ Gr., ein
 Milchhafen 1550 7 Pf., ein steirisches Hackmesser 1559 2½ Gr.,
 ein roth überzogener, gefütteter und gelederter Stuhl 1513
 4 Fl., ein Messinglenchter 1550 ½ Fl., 1572 6 Gr., eine
 Lichtpuße 1 Gr., eine Gewandbürste 1511 2 Gr. 3 Pf., eine
 Rehrbürste 1512 3 Gr. 6 Pf., eine Striegel 1 Gr. 8 Pf.,
 ein Besen 1 Pf., ein Ramm von Bein 2 Gr., von Buchs-
 baum 1 Gr. 3 Pf., ein Bierhahn 5 Gr., ein Barbierbecken
 1511 7½ Gr., eine neu gekaufte Flöte 16 Gr. 4 Pf., ein
 Sattel 1519 1 Fl., und 1 Fl. 4 Gr., ein neuer welscher
 Polstersattel 2 Fl. 6 Gr., ein neuer Kriessattel, mit schwarzem
 Hirschleder gefaßt, 1551 5 Fl., ein Baum mit allem Zube-
 hör 1550 2 Fl., ein Paar Steigleder 4 Gr. —

Unter Zugrundlegung des jemaligen Getreidepreises, der wie
 oben bereits bemerkt, den relativ sichersten Maßstab zur Ermittlung
 des wechselseitigen Verhältnisses zwischen Metall und Gegenständen
 liefert, wollen wir nun versuchen, den Verdienst der Handwerker
 im 15. und 16. Jahrhundert an einigen Beispielen nachzuweisen
 und dabei zugleich eine Parallele zwischen dem Arbeitsertragniß
 der verfloßenen Jahrhunderte und dem der Gegenwart ziehen. Wir
 wählen für die Vergleichung der damals und heute gezahlten
 Waarenpreise den Preis der unentbehrlichsten deutschen Brodfrucht,
 des Roggens, der sich zu solchen Werthmessungen am besten eignet.

Zunächst ein Beispiel aus dem Gewerbe der Schuhmacher. In Basel kostete im Jahre 1447 ein Paar Schuhe 5 Schillinge, während heut zu Tage jeder Schuhmacher ein Paar dergleichen für höchstens 5—6 M. anfertigt. Um nun zu erfahren ob der Schuhmacher im 15. Jahrhundert oder in der Gegenwart mehr verdient hat, müssen wir vor allen Dingen den in Basel gezahlten Durchschnittspreis des Roggens aus dem Jahre 1447 kennen. Es läßt sich nun nachweisen, daß ein Baseler Viertel Roggen = ca. 169 Kilo im 15. Jahrhundert 6—12 Schlg., also durchschnittlich 9 Schlg. bedang; 100 Kg. kosteten mithin 5 Schlg. 4 Pf. Wir wissen ferner, daß jetzt (Ende August 1879) der Durchschnittspreis für 100 Kg. Roggen sich auf 14 M. stellt. Aus diesen Angaben folgt, daß der Baseler Schuhmacher im Jahre 1447 für ein Paar Schuhe eine Summe erhielt, welche dem jetzigen Werthe von 93,8 Kg. Roggen entspricht, während der Schuhmacher heute aus derselben Arbeit nur einen Erlös zieht, für den er 35,7 resp. 42,1 Kg. Roggen einkaufen kann. Demnach stehen jetzt ein Paar Schuhe bedeutend niedriger im Preise, als 1447. Manchen Leser wird dies Resultat überraschen, und man kann uns entgegenhalten, daß wir in unserm Ansätze den jetzigen Preis für ein Paar Schuhe zu niedrig angenommen haben; allein ein solcher Einwurf würde die obige Rechnung wenig beeinflussen, da erst bei einem Preise von 13,12 M. — eine Summe, die wohl Keiner für eine Paar gewöhnliche Schuhe ausgiebt — der Schuhmacher der Gegenwart so viel verdienen würde, wie sein College im Mittelalter. Ueberdies haben wir bei unserer Rechnung ganz unberücksichtigt gelassen, daß das Rohmaterial im Mittelalter bedeutend wohlfeiler war, als jetzt; um wie viel niedriger sich der Preis desselben stellte, ersieht man daraus, daß der Werth des Viehes, folglich auch der des Leders, gegenwärtig 5—10 mal höher ist, als in jener Zeit.

Ein einträgliches Gewerbe muß im Mittelalter auch das

Drechslerhandwerk gewesen sein. In Thüringen, wo der weimarische Scheffel Roggen = 59,3 Kg. im 16. Jahrhundert durchschnittlich 11 Gr. $2\frac{2}{3}$ Pf. galt und 100 Kg. also 18 Gr. 11 Pf. bedangen, kostete 1511 ein Bierhahn 5 Gr; heute bezahlt man dieselbe Waare höchstens mit 1,50 M. Wenden wir die soeben entwickelte Rechnungsmethode unter Zugrundelegung des jemaligen Roggenpreises hier an, so ergibt sich, daß ein Thüringer Drechslermeister im Jahre 1511 für seine Waare so viel erhielt, um dafür 26,4 Kg. Roggen eintauschen zu können; eine Gewichtsmenge, hinter welcher der jetzige Preis eines Bierhahns im Verhältniß zu dem gegenwärtigen Werthe der Brodfrucht um 15,7 Kg. zurückbleibt.

Ein entsprechendes Ergebnis liefern die nachstehenden Beispiele, welche wir zur Vereinfachung der Rechnung den in Thüringen ehemals üblichen Waarenpreisen entnommen haben. Bemerkt mag noch werden, daß die am Ende jedes Exempels angegebene Summe den nach dem heutigen Durchschnittspreis berechneten Kaufwerth der betreffenden Quantität Roggen repräsentirt.

Es kostete:

1511: ein Barbierbecken	7 Gr. 6 Pf.	= 39,6 Kg. Roggen	= 5,54 M.
eine Gewandbürste	2 3 "	= 11,9 "	= 1,66 "
1512: ein Kamm v. Wein	2 " — "	= 10,5 "	= 1,47 "
1 frtg. Marderpelz	14 Fl. — "	= 1554,1 "	= 217,57 "
einen Ofen z. setzen	8 Gr. — "	= 42,3 "	= 5,92 "
ein gedup. Schloß			
mit 3 Schlüsseln	11 10 "	= 62,5 "	= 8,75 "
eine Schaufel	2 " — "	= 10,5 "	= 1,47 "
eine Axt	4 " 6 "	= 23,8 "	= 3,33 "
ein Handbeil	7 " — "	= 37,0 "	= 5,18 "
eine Rehrbürste	3 " 6 "	= 18,5 "	= 2,59 "
ein Besen	— " 1 "	= 0,4 "	= 0,05 "
1519: ein Sattel	1 Fl. 4 Gr.	= 132,1 "	= 18,49 "

1550: ein Saum mit allem Zubehör 2 Fl. — Gr. 222,0 Rg. Roggen = 31,00 M.

1551: ein Kriegssattel 5 „ — „ 555,0 „ „ = 77,7 „

Ebenso lohnend wie die Arbeit des Handwerkers war die Thätigkeit des Künstlers. Der Erzgießer Hermann Vischer in Nürnberg, der Sohn des berühmten Peter Vischer, bekam 1534 für das noch heute in der Schloßkirche zu Wittenberg aufbewahrte Epitaphium des Churfürsten Johann des Beständigen 855 Fl. 10 Gr. 6 Pf., eine Summe, für die man ein Quantum Roggen kaufen konnte, die jetzt einem Werthe von 13296 M. entsprechen würde. — Der berühmte und bis in sein hohes Alter unermüdlich schaffende Maler Lucas Kranach der Ältere (geb. 1472, gest. 1553) erhielt für sein berühmtestes Bild, das Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar, 571 Fl. 10 Gr. Dieses Honorar würde, wenn wir den Kaufwerth desselben auf den heutigen Durchschnittspreis der Brodfrucht reduciren, gleich sein der Summe von 8881,50 M.

Wir können die vorstehenden Beispiele mit leichter Mühe um eine erhebliche Anzahl vermehren, doch auch aus den wenigen hier gegebenen wird der Leser erkennen, daß der Handwerker des Mittelalters im großen Ganzen genommen an den aus seiner Werkstatt hervorgegangenen Arbeiten mehr verdiente, als der Gewerbetreibende der Gegenwart.

Die den Handwerkern baar gezahlten Löhne beruhten gewöhnlich nicht auf freier Uebereinkunft der beiden interessirten Theile, sondern wurden in den meisten Fällen durch die von Seiten der Obrigkeiten erlassenen Lohnsätzen geregelt.

In Basel belief sich der tägliche Arbeitslohn 1470 auf 2 Schillinge für Maurer, sonstige Handwerker und Tagelöhner, 1487 auf 2 Schlg. 4 Pf. für Hebleute und Gärtner.

In Eßlingen erhielt bei dem Bau der Spitalkirche 1482 Mathias Böblinger, Dombaumeister in Ulm, dem die Oberleitung des Kirchenbaues übertragen war, eine jährliche Besoldung

von 10 Fl. und freie Station, so oft er zur Inspicirung des Baues in Eßlingen erschien. Die Gesellen bekamen im Sommer 3 Schlg., im Winter 15 Pf. pro Tag und außerdem Beköstigung an den Sonn- und Feiertagen. Der Polier erhielt neben diesem Lohn eine tägliche Zulage von 6 Pf., sowie 1 Gulden zu Weihnachten, 3 Wagen voll Holz und eine angemessene Wohnung.

In Thüringen betrug der Wochenlohn:

für den Zimmermeister 1500: 18—19 $\frac{1}{2}$ Gr., 1529: 18—21 Gr., 1541: 21 Gr., 1561: 1 Fl. 3 Gr.

für den Zimmergesellen 1500: 12 $\frac{1}{2}$ Gr., 1529: 10, 13, 16 Gr., 1541: 17 Gr., 1561: 18 Gr.

für den Maurer 1500: 15 $\frac{3}{4}$, 16, 18 Gr., 1541: 18 Gr., 1561: der Meister 1 Fl. 3 Gr., der Geselle 18 Gr.

für den Schieferdecker 1529: 14 Gr., 1541: 15 Gr.

für den Ziegeldecker 1556: der Meister 21 Gr., der Geselle 18 Gr.

Um der stetigen Erhöhung der Löhne, die eine nothwendige Folge der sich im Laufe des 16. Jahrhunderts vollziehenden allgemeinen Preissteigerung sämtlicher Lebensmittel war, möglichst Einhalt zu thun, wurde im Jahre 1556 die weimariſche Landesordnung erlassen. Letztere stellte unter Bezugnahme auf eine in der Reichspolizeiordnung von 1530 enthaltene Bestimmung Lohn taxen für Tagelöhner und einige Handwerker auf. „Nachdem wir auch berichtet“, heißt es im Tit. L. XVI des angezogenen Gesetzes, „daß durch die Werkleute die Lente hoch sollten gesteigert und überseht werden, damit auch ein Jeder wisse, was er den Werkleuten und Tagelöhnern zum Lohne geben solle, so ordnen wir, daß man es mit denselben hinfürder folgender Gestalt halten solle. Einem Maurer und Zimmermann, die Meister sein und ihre eigenen Waffen (Handwerkzeug) haben, soll man eine Woche ohne Kost einen Gulden

und derselbigen Gesellen 18 Gr. zu Lohne geben. Einem Steinmeyer, der Meister ist und sein Zeug hat, soll man die Woche einen Gulden geben und ihm dazu die Schärfe halten, auch den Zeug, da derselbige zerschlagen, wiederum zurichten lassen, wie er den an die Arbeit gebracht. Einem Tischler, der sein Waffn und Zeug haltet, soll man die Woche ohne die Kost einen Gulden und seinem Gesellen 15 Gr. geben. Wollte aber jemand die Kost geben, derselbige soll gegen die Kost den halben Theil des Lohnes abziehen. Den Steinmeyern, Maurern und Zimmerleuten, Meistern und Gesellen, soll ein Feiertag und ein Regentag in der Woche verlohnet werden. Da aber in einer Woche ein Feiertag und Regentag und also beide zusammenfielen, so soll ihnen nicht mehr denn ein Tag verlohnet werden. Fielen aber mehrere Regentage ein, so soll man ihnen dieselben alle bis auf einen an ihrem Wochenlohn abkürzen.“*) Auch ein Normalarbeitstag für die Baugewerke war durch die Landesordnung festgestellt. „Und sollen alle Steinmeyer, Maurer, Zimmerleute, Tischler und Tagelöhner von Ostern bis auf Bartholomäi (24 August) früh um 4 Uhr an und gegen Abend, wenn es sechs schlägt, von der Arbeit gehen. Früh mögen sie eine Stunde und im Mittag auch eine Stunde ruhen; früh eine halbe Stunde und im Mittag 1½ Stunde essen und feiern.“ —

Bei der Vergleichung des Kaufwerthes der im 15. und 16. Jahrhundert gezahlten Löhne mit dem heutigen gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß der Verdienst des Gesellen jener Zeit den des gewerblichen Arbeiters der Gegenwart mindestens erreichte, wenn nicht überstieg. Als Beweis mögen folgende

*) Eine ähnliche Bestimmung enthält die Landesordnung des Churfürsten Ernst und des Herzogs Albrecht zu Sachsen von 1482: „Ein Feiertag in der Woche soll vom Lohne nicht abgezogen, von zwei Feiertagen aber einer; bei drei Feiertagen soll die Hälfte Lohn ausgezahlt werden.“

zwei Beispiele dienen. In Basel betrug 1470 der Tageslohn für Maurer und sonstige Handwerker 2 Schillinge, während der tägliche Durchschnittslohn für den unselbständigen Arbeiter, der sich selbst Kost und Logis beschaffen muß, heut zu Tage zwischen 2—3 M. schwankt. Da wir nun bereits wissen, daß 100 Kg. Roggen im 15. Jahrhundert in Basel durchschnittlich 5 Schlg. 4 Pf. kosteten, so folgern wir der aus Vergleichung des damals und heute gezahlten Lohnes mit dem jemaligen Preise der Brodfrucht, daß der Handwerksgehilfe in Basel 1470 einen Tageslohn erhielt, der dem Werthe von 37,5 Kg. Roggen gleichkam, während der gewerbliche Arbeiter jetzt so viel Lohn pr. Tag bekommt, um dafür 14,3 resp. 21,4 Kg. Getreide einkaufen zu können. — In Thüringen setzte die Landesordnung von 1556 den Wochenlohn der Maurer und Zimmerleute auf 18 Gr., den der Tischlergesellen auf 15 Gr. fest. Nach dem Verhältniß des Roggenpreises würden diese als Maximum angenommenen Lohnsätze, die indeß trotz der angedrohten Strafe nicht selten überschritten wurden, einem heutigen Wochenlohne von 13,31 M. resp. 11,10 M. entsprechen; der Tageslohn würde sich also auf 2,22 M. resp. 1,85 M. stellen. In unsern Tagen erhält nun freilich der Gefelle einen etwas höheren Durchschnittslohn, allein sein Verdienst erleidet oft dadurch eine ziemlich beträgliche Schmälerung, daß er wegen ungünstiger Witterung oder in die Woche fallender Festtage die Arbeit nicht selten unterbrechen muß. Der Bauhandwerker im 15. und 16. Jahrhundert war in dieser Beziehung günstiger gestellt, da ihm ein in die Woche fallender Feiertag, sowie auch ein Regentag vom Lohne nicht abgezogen wurde, wie dies nach der heute geübten Praxis nicht nur mit dem ganzen Tag, sondern selbst mit einzelnen Stunden geschieht.

Die Uniformgesetze des Kastengeistes.

Wenn wir einen Blick auf die sittlichen Zustände im Mittelalter und der neueren Zeit werfen und die Gesetzgebung dieser hinter uns liegenden Jahrhunderte einem kritischen Vergleiche mit dem gesetzgeberischen Normen der Gegenwart unterziehen, so fesselt unsere Aufmerksamkeit sofort ein Zweig von Gesetzen, die den Anschauungen und Verhältnissen unserer Zeit direct zuwiderlaufen; es sind dies die Kleiderordnungen. Fast will es auf den ersten Augenblick als ein müßiges Unternehmen erscheinen, alte verrostete Verfügungen, die schon zur Zeit ihres Bestehens die Spottlust wachriefen in den Kreis unserer Besprechungen zu ziehen, und doch bilden diese Kleiderordnungen trotz ihres oft possenhaften Charakters einen Haupttheil derjenigen mittelalterlichen Zunftgesetzgebung, welche das Gewerbe der Schneider berührt. Aus ihnen schöpft der Geschichtsforscher wegen Mangels anderer überlieferten Materialien besonders seine Kenntnisse über das Trachtenwesen des Mittelalters. Wir wollen demnach versuchen, an der Hand der Kleiderordnungen ein Trachtenbild jener längst verschwundenen Zeit zu entwerfen.

Betrachten wir zunächst die Motive, welche bei der Aufstellung der Kleiderordnungen in Anwendung kamen, so finden wir, daß dieselben ursprünglich keinen andern Zweck hatten,

als die Trennung der einzelnen Gesellschaftsclassen durch eine äußerliche Unterscheidung zu bewirken. Die Kleiderordnungen verdienten darum mit Recht als die Uniformgesetze des Kastengeistes bezeichnet zu werden, und man begreift ihre zähe Lebensdauer, die mehr als ein halbes Jahrtausend umfaßt, wenn man sich die trostlosen Rechtszustände nach dem Sinken des deutschen Reiches und der Erstarkung der Fürstenmacht vergegenwärtigt. Die Fürsten weltlichen wie geistlichen Standes waren absolute Selbstherrscher, welche fast nur in einer Scheinabhängigkeit zum Kaiser standen und denen bei der bekannten Ohnmacht des Reiches die Ausführung der Reichstagsbeschlüsse in den seltensten Fällen am Herzen lag.

Ein weiteres, nicht unbedeutendes Moment für diese Linie der Gesetzgebung ist in der von Jahr zu Jahr steigenden Verarmung des Adels zu suchen. Als die Hauptursache dieser Verarmung führen alle Schriftsteller der damaligen Zeit die Turniere und die Hofgelage der Fürsten an. Der Aufwand, welchen ein einziges Turnier verursachte, nahm häufig mehr als die jährlichen Einkünfte der Ritter hinweg und führte im Vereine mit den jährlich wiederkehrenden Reichstagen und den Hofgelagen oftmals den finanziellen Ruin der mächtigsten Herren herbei. Hatte also einerseits die Verarmung des Adels so weit um sich gegriffen, daß sie vielen den Besuch der öffentlichen Kampfspiele und der Hofstage unmöglich machte, so mußte es anderseits im Interesse der Fürsten liegen, die Blößen der festesten Stützen ihrer Throne mit Aufwand zu verdecken und das äußere Ansehen des Adels so viel als möglich zu wahren. Von dieser Nothwendigkeit geleitet, trat zuerst die Ritterschaft des Frankenlandes zusammen und setzte im Jahre 1479, kurz vor dem 28. großen Turniere zu Würzburg, ein Turnier-Prachtgesetz fest. Ein ähnliches Prachtgesetz wurde von der Ritterschaft der Vierlande (Rheinland, Baiern, Franken und Schwaben) 1485 auf dem Turniere zu Heilbronn entworfen und ange-

nommen. Mit diesen beiden Prachtordnungen, die den Luxus der die Turniere besuchenden Ritter nebst deren Frauen und Schwestern bedeutend beschnitten, „auf das der arm den Thurnir als wol, als der Reich besuchen möge“, wie es in dem zuerst angeführten Prachtgesetze heißt, gestand der Adel sein Unvermögen vor der ganzen Welt zu, und es fragt sich sehr, ob die Reichstage jemals die Kleiderordnungen in den Kreis ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit gezogen hätten, wenn es nicht durch die Verarmung des Adels geboten worden wäre. Daß da natürlich, als so mancher Ritter sich nach der Decke strecken mußte, auch die Bürgerschaft in ihrer Tracht und ihrem Luxus beschränkt wurde, darf uns nicht Wunder nehmen; es war dies eben eine nothwendige Consequenz der Regierungsmaximen des Mittelalters.

Nächst den beiden soeben angeführten Ursachen trat mit dem Beginne der neueren Zeit, unmittelbar nach der Reformation, für den Erlaß der Kleiderordnungen noch ein drittes Motiv hinzu. Wie vorauszu sehen war, fand die übermäßige Pracht an den des Höfen bald bei dem Bürger und Bauernstande nur zu willfährige Nachahmung. Auf die Moral und Sittlichkeit übte diese Sucht sich glänzend zu kleiden, einen heillosen Einfluß. An die Stelle des wohlthätigen Luxus der Reichen, welcher zur Blüthe des industriellen Lebens unbedingt erforderlich ist, trat jener verderbliche Luxus des Minderwohlhabenden, der die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse unterläßt, um einem trügerischen Scheine zu fröhnen. Namentlich schien dem weiblichen Geschlechte zur Zeit der Einführung der französischen und niederländischen Moden kein Mittel zu frivol und verwerflich, wenn es zur Verwirklichung ihrer Kleidergellüste dienen konnte. Da traten denn Luther und seine Freunde nicht nur gegen die Omnipotenz des Papstes und die Verderbtheit des katholischen Clerus auf, sondern sie bekämpften auch die Sittenlosigkeit des Volkes im Allge-

meinen mit den schärfsten Waffen des Geistes. Dies gegen-
reiche Vorgehen lebte so frisch, so lebhaft im Gedächtnisse,
ihrer Nachfolger fort, daß Letztere auch nach dem Tode der
Häupter der religiösen Bewegung im Geiste ihrer großen
Lehrer fortwirkten und beim Ueberhandnehmen des Kleiderluxus
die Kanzel einer jeden protestantischen Kirche zum Tummel-
platze der donnerndsten Strafreden machten. Wir werden hierauf
weiter unten noch einmal zurückkommen und dabei zeigen, wie
die protestantische Geistlichkeit sich mit der weltlichen Obrigkeit
verband und die Kleiderordnungen gleichsam zu Sittenman-
daten stempelte.

Am empfindlichsten trafen die Kleiderordnungen den
Schneider. Ihm erwuchs aus diesen Specialgesetzen eine
Censur, die ihn selbst innerhalb der Zunftgrenzen an der
freien Ausübung seines Gewerbes hinderte. Er durfte die
Bekleidungsstücke nicht aus jeglichem Stoffe, nach beliebigem
Schnitte, wie es ihm sein Geschmaç oder die Angabe des
Empfängers vorschrieb, anfertigen, sondern er mußte, mit dem
Gezeibuche in der Hand, jedem Kunden das Maaß nehmen
und bei der Wahl der Stoffe noch berücksichtigen, was dem
Einem erlaubt, was dem Andern verboten sei zu tragen.
Wehe dem Schneider, der es wagte, seinem Kunden ein gesetz-
widriges Kleid zu machen. Empfindliche Geldstrafen, zu einigen
Zeiten die Verweisung aus der Stadt, der Verlust des Bürger-
rechts und die Legung des Handwerks waren die Folgen für
die Uebertreter dieser allerweisesten Gesetze.

Wir überspringen die ersten Anfänge der Kleiderordnungen,
welche sich, beiläufig bemerkt, bis auf die Regierung Karl
des Großen zurückführen lassen, und beginnen unsere geschicht-
lichen Ausführungen mit dem Zeitpunkte, wo die französischen
Moden anfangen, die alten einfachen Landestrachten zu ver-
drängen. Während bereits einzelne reichsunmittelbare Städte,

u. a. Zürich, München, Bern und Ulm*), von Zeit zu Zeit verschärfte Mandate gegen den ausgearteten Luxus und die Kleiderpracht vorgegangen waren, beschloß endlich 1495 der zu Worms versammelte Reichstag eine Kleiderordnung als Reichsgesetz, d. h. als ein von den Ständen auf einem Reichstage beschlossenes, vom Kaiser genehmigtes und für ganz Deutschland gültiges Gesetz, zu erlassen. Es wurde festgesetzt, daß auf dem nächsten Reichstage eine inzwischen zu entwerfende Vorlage ausführlich solle berathen werden. Dies geschah denn auch auf dem Reichstage zu Lindau (1497). Der Reichstagsabschied enthielt eine Reihe allgemeiner Grundzüge zu einer von den einzelnen Landesregierungen weiter auszuführenden Kleiderordnung für alle Stände. Im folgenden Jahre (1498) wurde auf dem zu Freiburg im Breisgau abgehaltenen Reichstage dieses Grundgesetz bestätigt und demselben noch einige Artikel hinzugefügt. Das Reich als solches glaubte hiermit seine Schuldbigkeit vollauf gethan zu haben und ließ den Gegenstand ruhen bis zu dem Reichstage zu Augsburg (1500), auf welchem man, nachdem man zu der Einsicht gekommen war, daß die bisherigen Beschlüsse nur auf dem Papiere ständen, das Kleidergesetz noch einmal durchberath und die energische Ausführung desselben sämmtlichen Reichständen bei Vermeidung kaiserlicher Ungnade und Strafe bis zum Sonntag Lätare des Jahres 1501 zur Pflicht machte. Dessen ungeachtet kam die Sache nicht in Fluß. Erst 1530 beschäftigte man sich von Seiten des Reiches wieder mit der allgemeinen Kleiderordnung und richtete, da Letztere trotz aller vorausgegangenen Verfügungen noch immer unbeachtet geblieben

*) Die in letzterer Stadt vom Rathe erlassenen Kleiderordnungen mußten die in Ulm anässigen Schneider beschwören und zugleich geloben, daß sie sich bei der Anfertigung von Kleidungsstücken genau nach den bezüglichlichen Vorschriften richten wollten. Im Uebertretungsfalle wurden sie ein Vierteljahr aus der Stadt verwiesen und mußten 5 Gulden Buße zahlen.

war, auf dem in diesem Jahre nach Augsburg einberufenen Reichstage eine „neue Kaiserliche Ordnung und Reformation guter Polizei im heiligen römischen Reiche“ auf. Obwohl der Schluß dieser Kleiderordnung nicht nur die Landeseinwohner, sondern auch die Fürsten und deren Beamte mit harten Strafen bedrohte, falls sie sich dem Gesetze nicht fügen würden, so muß dennoch der Einfluß, den die Reichstage in dieser und in mancher anderen Hinsicht ausübten, gleich Null gewesen sein, denn auf dem vom Kaiser Karl V. im Jahre 1548 zu Augsburg abgehaltenen Reichstage kam der Gegenstand abermals zur Sprache, und der bezüglich Schlußparagraph der „erneuerten Polizeiordnung“ lautete wörtlich: „Da durch jezo gebrauchte Köstlichkeit der Kleydung ein überschwenglich Gelt aus Teutscher Nation geführt, auch Meyd, Haß und Unwillen, zu Abbruch christlicher Liebe erweckt, und solche Köstlichkeit der Kleydung, durchaus also unmaßlich gebraucht, daß unter den Fürsten und Graffen, Graffen und Edelmann, Edelmann und Bürger, Bürger und Bauersmann keyn Unterschied erkandt werden mag: So haben wir uns mit Churfürsten, Fürsten und Ständen nachfolgender Ordnung der Kleydung vereinigt und verordnet u. s. w.“ Die Strafen, welche die sämigen Obrigkeiten treffen sollen, falls sie nicht binnen Jahresfrist diese Kleiderordnung einführen, wird sodann auf 2 Mark löthigen Goldes bestimmt. Das scheint denn endlich geholfen zu haben, denn nun schießen in allen Ländern, in fast jeder Stadt die Kleiderordnungen wie Pilze aus der Erde. Bald richten sie sich genau nach dem Reichsschema, bald behandeln sie mit besonderer Rücksicht die landesüblichen Trachten. In einem Punkte ähneln sie sich jedoch alle: in der außerordentlichen Strenge und Kleinigkeitskrämerei, die häufig genug an's Lächerliche streift.

Den Inhalt der verschiedenen Kleiderordnungen wiederzugeben, würde auf den Leser nur ermüdend wirken. Es wird

hier genügen, die Reichskleiderordnung vom Jahre 1530 welche, wie soeben bemerkt, die Grundlage aller in den einzelnen deutschen Ländern erlassenen Kleiderordnungen bildete, etwas eingehender zu skizziren. In dieser Ordnung wird in nicht weniger wie 14 Artikeln (Art. IX bis XXII) lediglich „von unordentlicher und köstlicher Kleidung“ gesprochen, und durch diese Ordnung lernen wir ein ziemlich ausführliches Trachtenbild des 16. Jahrhundert kennen.

Nachdem im IX. Art. mit kurzen, einleitenden Worten auf den Nutzen der Kleiderordnungen hingewiesen, „damit in jedem Stande unterschiedlich Erkenntniß seyn möge“, spricht Art. X zuerst „von den Bauern auf dem Lande“.

Die Bauern, zu denen auch die Tagelöhner gerechnet wurden, sollten nur bis zur halben Wade reichende Röcke und Hosen aus „gemeinem“ (gewöhnlichem) inländischem Tuche tragen und sich alles Goldschmuckes, sowie der ausgestickten Kragen an den Hemden, der Brusttücher, der Straußenfedern und der seidenen Hosenträger enthalten. Ihren Frauen wurde der Gebrauch der seidenen Gewänder, jeglicher Kragen, goldener, silbener und seidener Gürtel, sowie ähnlicher Schmucksachen aus Gold, Silber und Perlen strenge untersagt, „allein mögen ihre Töchter und Jungfrauen ein Haarbündlein aus Seyden tragen; desgleichen mögen ihre Weiber zum höchsten ein Lündisch (soll londonisch, also englisch heißen) Koller und kein andern denn schlechte (d. h. einfache) Belß von Lämmern, Geissen und dergleichen schlechten Futter, alles unverbrämiet, antragen und machen lassen.“

Art. XI, XII und XIII behandeln die Tracht „von den Bürgern und Inwohnern in Stätten“, „von Kauff- und Gewerbsleuten“ und von „Bürgern in Stätten, so von Rath, Geschlechtern oder sonst fürnehmen Herkommens sind und ihrer Zinß und Renten geleben“. Sehr scharf werden die drei ebenangeführten Stände in diesen drei Artikeln

durch die Tracht von einander geschieden. Während den „gemeinen Bürgern und Einwohnern in Städten“ die edlen Metalle, ferner Sammt und Seide zu ihren Anzügen und endlich die gestickten, zerschnittenen und verbrämten Kleider verboten wurden, „sondern sich mit ziemlicher Tracht, auch von rauhen Futter, mit geringen Füßsen, Iltis, Lämmer und dergleichen begnügen lassen sollen“, wurde den „Kauf- und Gewerbeleuten“ „Schamlottene Röck, auch Seyden Wamms, außerhalb Sammet und Carmosin Atlas, unverbrämt“ zu tragen gestattet. Noch mehr durften sich die Patrizier oder Geschlechter in der Pracht der Kleidung hervorthun. Man mußte ihnen die Vergünstigung schon nothgedrungen einräumen, weil die Glieder dieses Standes gar häufig zu den Reichsten im Lande zählten. Ihnen wurde in ihrer Tracht bei der Auswahl der Stoffe, mit Ausnahme des Carmosin, keine ausführliche Vorschriften gemacht. — Eine ähnliche Abstufung dieser drei Stände finden wir auch in der Wahl der Putz- und Schmucksachen. Der Schmuck der Hausfrauen aus dem „gemeinen“ Bürgerstande setzte sich zusammen aus einem goldenen Ringe, „nicht über fünf oder 6 Gulden werth ohne Edelstein, einem Kragen mit Seyden verneht, einem Schleyer mit einem güldenen Leistlein, nicht über zween Finger breit, einem Damast- oder Atlasfoller, einem Gürtel, nicht über zehn Gulden werth, den sie mit Silber, doch unvergüldet, beschlagen.“ Dieselben Sachen, nur in etwas erhöhtem Werth — so konnte der Werth des Gürtels 20 Gulden betragen — trugen die Frauen aus dem Kaufmanns- und Gewerbebestande, während die Frauen der Patrizier „güldene Ketten, von dreßzig, vierzig biß in fünfzig Gulden, auch ein Gürtel, doch daß er nicht über dreßzig Gulden werth sei, antragen mögen.“ Charakteristisch ist endlich die Eintheilung der Haarbänder. Die Jungfrauen der „gemeinen“ Bürger durften sich mit einem „Sammet-Haarbändlein, mit Silber unvergüldeten Beschlags“, die Jungfrauen und

Töchter der Kaufleute und Gewerbetreibenden dagegen mit einem solchen, der 10 Gulden werth war, schmücken.

Art. XIV. und XVI. bestimmen die Tracht des Adels, sowie die der Grafen und Herren. Wir fassen der größeren Kürze halber diese sonst strenge getrennten Geburtsstände des höheren und des niederen Adels hier zusammen. Es heißt im ersten Abschnitte unter anderem: „Ferner sollen die vom Adel kein Sammet- oder Atlas-Carmosin antragen und ihnen zum Höchsten Damasten, oder dergleichen Seyden zugelassen seyn, den sie mit sechs Ellen Sammet, und nicht darüber verbrämen mögen.“ — — — „Item deren vom Adel Hausfrauen mögen vier Seyden Röck ihnen anmachen lassen, und dieselben öffentlich antragen und haben, nemlich ein Sammet, und die übrigen drey von Damast oder dergleichen Seyden Röck, und nicht über vier, doch ohne Perlen (d. h. Perlen), Silber und Gold.“ — Hieraus geht deutlich hervor, daß die ganze Staatsgarderobe einer Ritterfrau, wie auch schon in den oben angeführten Turnier-Prachtgefehen festgesetzt wurde aus nicht mehr denn vier verschiedenen seidenen Kleidern bestehen sollte. Freilich folgt dieser strengen Anordnung ein weiterer Passus, der den ersten beinahe wieder aufhebt, oder doch mindestens den Modedamen eine bequeme Lücke zur Umgehung des Gesetzes bot. Es heißt nämlich weiter: „Ob auch etliche weren, so mehr Kleider, denn jetzt gemeldet hetten, und selbige für ihre Kinder oder Töchter halten wollten, soll ihnen unbenommen sein.“ Ob die vornehmen Damen, natürlich nur auf die Ausstattung ihrer Töchter bedacht, hiervon Notiz genommen haben, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen; soviel wie wir das weibliche Geschlecht kennen, möchten wir die Frage bejahen. Als Schmuck war dem Adel goldene Ringe und Haarhauben, „auch ein Ketten, die nicht über zweihundert Gulden werth sei, die sie doch mit einem Schnürlein umbinden, oder durchziehen sollen, wie von Alters herkom-

men“ zu tragen gestattet. Bei den Rittern fiel diese letztere Bestimmung fort, sie durften sich öffentlich mit goldenen Ketten ohne Schnur im Werthe von 400 Gulden zeigen. Eine noch größere Pracht war den Grafen und Herren in ihrer Kleidung erlaubt. Ihnen wurden neben dem Sammt auch alle anderen seidenen Stoffe zugestanden, nur sollten sich ihre Gattinnen der Vermählung des Gold- und Silberdamastes zum Unterschied der höchsten Stände enthalten. Der Goldschmuck der Edel- und Grafenfrauen wurde lediglich nach dem Werthe unterschieden. Während selbiger bei den Ritterfrauen nicht über 240 Gulden kosten durfte, erreichte er bei den Frauen der Grafen und Herren die Höhe von 600 Gulden.

Der Stand der Gelehrten scheint hinsichtlich seiner Tracht eine ziemlich umfassende Freiheit genossen zu haben. Art. XV gedenkt ihrer mit den kurzen Worten: „Desgleichen mögen und sollen die Doctores und ihre Weiber auch Kleider, Geschnuck, Ketten, gülden Ring und anderes, ihrem Stand und Freiheit gemäß, tragen.“

Wir kommen nun zu Art. XVII, der die Ueberschrift: „Vom Pferdzeug“ führt und außer dem Reitgeschirre noch eine Reihe anderer Bestimmungen ohne irgend welchem Zusammenhang enthält. „Nachdem“, so beginnt der betreffende Artikel, „auch ein übermäßiges Unkost in Pferdezeug befunden, so soll hinfürder keiner einigen Zeug über zween Gulden Werth (wahrscheinlich zu Schabracken und Decken) auch Messing und gelben Zeug führen, es sei denn Ritter oder Doctor u. s. w.“ Ferner wird in diesem Artikel den Hausvätern bei der Hochzeitausstattung ihrer Kinder befohlen, sich strenge an die Ordnung zu halten „und mag ein jeder, seiner Gelegenheit und Vermögen nach, dieselben weniger, aber nicht höher Kleiden und aussetzen.“ — Weiterhin sollen die geistlichen Oberen ihren Klerus anhalten, sich in ehrbarer Kleidung und Benennung in Kirchen und auf Gassen „als ihrem Stande

nach wohl geziemet“ zu befeißigen. — Endlich wird den Goldschmieden „bei Peen und Straff zehn Gulden“ die Vergoldung von Gegenständen aus Kupfer, Holz³ und Stein strenge untersagt.

Art. XVIII. und XIX. handeln von der Tracht der Reifigen und Knechte. Specielle Vorschriften konnten hier nicht gut gegeben werden, da dieselben von der Soldateska jener Zeit nie beobachtet wären. Deshalb erlaubte man auch den Kriegsknechten „sich nach Gestalt der Länfft, und wie ihnen gelegen, zu kleyden und zu tragen.“

Wie im Mittelalter alle Stände der Gesellschaft kastenmäßig durch die Kleidung von einander getrennt waren, so wurde im Art. XX. auch den Priesterinnen der *venus vulgiva*, den fahrenden Frauen des Mittelalters, ihre Kleidung vorgeschrieben.

Art. XXI. spricht von den Nachrichtern, welche bis ins 18. Jahrhundert hinein ein unehrliches Gewerbe betrieben. Wer den Henker berührte, wer mit ihm getrunken hatte, der war unehrlich Zeit seines Lebens. Darum sollte auch eine jede Obrigkeit ihr Augenmerk darauf richten, „daß sich die Abdecker, Nachrichter und Büchtiger mit ihrer Kleidung tragen damit sie vor andern erkannt werden mögen.“

Den Schluß des Kleidergesetzes bildet Art. XXII., er spricht „von der Jüden-Kleidung“. — „Deshgleichen, daß die Jüden einen gelben Ring an dem Rock allenthalben unverborgen zu ihrer Erkandtniß öffentlich tragen.“ Außer diesem gelben Ringe findet man auch noch gewöhnlich gelbe Mützen und Spitzhüte als Abzeichen der Juden im Mittelalter angeführt.

Aber trotz der Reichskleiderordnung, trotz der vielen sich ihr anschließenden Specialgesetze der einzelnen deutschen Länder trieb der Kleiderluxus nach wir vor seine üppigsten Blüten. Eine rühmliche Ausnahme machten nur einige reichsunmittelbare

Städte Süddeutschlands, besonders Augsburg, Nürnberg und Ulm, deren Magistrate wirklich so glücklich waren, ihren Kleidergesetzen Gehorsam zu verschaffen. Und als nun vollends bei der Einführung der niederländischen Moden die Prunksucht den höchsten Grad erreicht hatte, als weder die Gesetze, noch das Ansehen der Polizeiorgane sich hier Geltung verschaffen konnten, da mußte als letzte und wirksamste Hilfsmacht des mittelalterlichen Staatslebens die Geistlichkeit zum Kampfe aufgerufen werden, um durch donnernde Strafpredigten dem leichtfertigen und leichtlebigen Volke in's Gewissen zu reden und die verstockten Sünder mit höllischen Strafen zu drängen. Ob die Mühe den Erfolg lohnte, werden wir gleich sehen.

Den mittelbaren Anlaß zu diesen geistlichen Standreden gaben die sogenannten Plunzer- oder Pluderhosen, eine Hosentracht, die zu den unsinnigsten und geschmacklosesten Moden gehört, die je existirt haben, und welche aus Burgund, dem Brennpunkt der Eleganz und der höfischen Sitte im Mittelalter, mit den feinen wollenen Stoffen der niederländischen Tuchmachereien nach Deutschland gekommen war. Eine solche Pluderhose ging vom Gürtel bis zu den Füßen herab und endete in einen Saum, vermittelt dessen sie wieder aufgerafft und oberhalb des Knies gebunden wurde, so daß sie in dicken Falten über Kniee und Schenkel herabhing. Wie Alles in der Mode auf's Extreme hinausläuft, so begnügte man sich bald nicht mehr, diese Pluderhosen aus einfarbigen Stoffen zu tragen, sondern schnitt dieselben der Länge nach auf und fütterte sie der Art mit grellfarbigem, dünnem Seidenzeuge, daß aus jedem Schlitze eine dicke, volle Puffe herausgezogen werden konnte. Aus den bescheidenen Pluderhöschen von 5 Ellen Tuch und 20 Ellen Futterzeug entwickelten sich allmählig ungeheure Pluderhosen, zu denen man nicht mehr denn 130 Ellen Seidenzeug zum Futter und zu den Puffen verwandte. Da kann es uns nicht Wunder nehmen, daß eine solche Modetollheit vielen

adligen Herrn ihre Finanzen rainirte und daß, wie Schriftsteller jener Zeit versichern, eine Hofe oftmals die Einkünfte eines ganzen Dorfes verschlungen habe.

Gegen diesen entsetzlichen Luxus war die Polizeiordnung machtlos, und als selbst das Eifern der Geistlichkeit nichts fruchten wollte, als die einfachen Predigten wirkungslos verhallten, mußte als letzte Instanz der Teufel mit in's Spiel gezogen werden. Dem Diaconus an der Oberkirche zu Frankfurt a. D. gebührt das Verdienst, in einer erbaulichen Sonntagspredigt im Jahre 1550 als einer der Ersten gegen den Unfug der Pluderhosen geeifert zu haben. Leider hatte die von der Kanzel herabgebonnerte Rede so wenig Eindruck auf einige anwesende Mänsenöhne gemacht, daß sie am nächsten Sonntage vor dem Beginn der Predigt eine stattliche Pluderhose an einen Kirchenpfeiler gegenüber der Kanzel zum öffentlichen Aergernisse aufhängten. Das verpönte Kleidungsstück mußte demnach dem Herrn Diaconus, als er die Kanzel bestieg, in die Augen fallen. Dieser Hohn brachte die gesammte Geistlichkeit Frankfurts in Harnisch. Der Professor Dr. Musculus, Generalsuperintendent in der Mittelmark, ergriff das Wort und hielt eine Predigt, die nach heutigen Begriffen so überaus komischer Natur ist und welche der gelehrte Superintendent in eine so originelle Form kleidete, daß wir es uns nicht versagen können, wenigstens eine charakteristische Stelle aus derselben hier wieder zugeben. Sie lautet: „. . . Ich halte es auch gewißlich dafür, wenn jezunder unsere Eltern sollten aufstehen und an ihren Nachkömmlingen solche pludrigte Hosen sehen, sie würden sie anspeien und verfluchen: erstlich von wegen des Uebelstandes, dadurch sie sich zu Unmenschen machen. Zum Andern, von wegen der Aergerniß und Aurreinung zu allen bösen Begierden; zum dritten von wegen der Unkosten, daß jezunder ein junger Rohlöffel (!), ehe er noch daß Gelbe vom Schnabel abwischet, mehr Geldes zu einem Paar Hosen haben muß,

als sein Vater zum Hochzeitskleide; wie ich denn berichtet werde, nachdem jeztunder 20, 30 oder 40 Ellen Carted*) gemein ist zum Unterfütter und höllischen Flammen (Wie man es aber darein bringet, da lasse ich die Schneider dafür sorgen. Ich achte wohl, sie behalten auch ihr Theil daran), daß sich ein Landsknecht habe lassen 99 Ellen unterfüttern. Da ist er gefragt worden, warum er nicht 100 Ellen genommen habe; da hat er geantwortet, neunundneunzig sei ein lang Wort auf gut Landsknechtisch, hundert aber sei kurz und nicht so prächtig zu reden. Ich darf auch nicht wohl sagen, daß einer 130 Ellen habe unter eine Hose gefüttert. Wie kann Gott solchen Muthwillen leiden und zusehen? u. s. w.“ — Außerdem schmückte Herr Musculus seine Predigt mit gar ergötzlichen Historien aus. So erzählt er von einem armen Maler, dem die Anfertigung eines Gemäldes, auf welchem das jüngste Gericht „ernstlich und erschrecklich abconterfeit“ sein sollte, oblag, eine spaßhafte Geschichte. Der Maler hatte nämlich, um seinem Auftraggeber, einen frommen Mann, zufrieden zu stellen, die beim jüngsten Gericht beschäftigten Teufel „auf's Gräulichste mit pludrigten Hosn gemalet, nach der Weise, wie sie soeben getragen worden wären.“ Da sei denn aber der Teufel gekommen und habe dem Maler eine gewaltige Ohrfeige verabreicht mit den Worten: „daß er ihm Gewalt gethan und mit Unrecht also gemalet indem er nicht so scheußlich und gräulich sei, als er ihn mit Pluderhosen abconterfeit habe.“

Um vielleicht außer der anwesenden Gemeinde auch noch andere ruchlose Herzen zu bekehren, gab Dr. Musculus seine Rede 1556 vervollständigt im Drucke heraus unter dem Titel „Vom zerluderten, Zucht und Ehrvergeßenen pludrigten Hosn-

*) Ein Stoff, der nicht aus reiner Wolle, sondern aus Wolle und Baumwolle, auch Seide und Leinen angefertigt wurde. Der Carted wurde hauptsächlich in den Tuchmanufacturen der Niederlande, namentlich in Arras fabricirt und von dort nach Deutschland eingeführt.

teufel, Vermahnung und Warnung,“ und dedicirte diesen seinen Teufel den beiden Frankfurter Bürgermeistern. Die Predigt fand großen Beifall, sie erlebte in demselben Jahre noch eine zweite Auflage, der 1563 eine dritte folgte. Aber nicht nur der Superintendent der Mittelmark fand, daß die Pluderhosen eine Tracht seien, die nicht zum Wohlstand und zur Bierde dienen können, weil selbst der unreine und unslätthige Teufel sich deren schäme (wie es in der angezogenen Predigt heißt), auch andere Theologen eiferten gegen diese und verwandte Moden und ließen, gereizt durch die literarischen Vorkämpfer ihres Collegen, gleichfalls den Fürsten der Hölle an der Spitze ihrer moralischen Schriften paradiren. Es erblickten daher kurz nach einander das Licht der Welt: Joh. Strauß' „Kleider-, Pluder-, Paß- und Kraußteufel“, Magister Spangenberg's „Hoffahrtteufel“, Dauben's „Tanzteufel“, Glaser's „Gefindeteufel“, Friedrich's „Sautenfel“. Ferner erfreuten sich noch außer andern Teufeln ein Neid-, ein Spiel-, ein Sorgen-, ein Lügen- und ein Lasterteufel des Daseins. Der Buchhändler Jeyrabend in Frankfurt sammelte vierundzwanzig solcher in der Welt herumirrenden Teufel und gab sie 1575 in einem Bande heraus. Als dann das leselustige Publikum diese Teufelschaar gemüthsam in sich aufgenommen hatte, wurden den vierundzwanzig alten Teufeln noch zehn neue hinzugesellt, die zusammen unter der dem Titel „Theatrum diabolorum“ (Teufelstheater) 1587 abermals in Frankfurt im Druck erschienen und zwei stattlich Folioebände ausfüllten.

Der Eifer der geistlichen Herren wider die verhassten „Unausprechlichen“ fand bei der weltlichen Obrigkeit rege Unterstützung. Am meisten ärgerte sich Churfürst Joachim II. von Brandenburg über die „teufelische“ Hosentracht. Er kannte in seinem Zorn kein Ansehen der Person und ließ einem vornehmen Herrn vom Adel, der einst am Sonntage in schönen, leichten und umfangreichen Pluderhosen beschaulich zur Kirche

wanderte, den Gurt seiner Hose von churfürstlichen Dienern durchschneiden, so daß dieselbe herunterglitt und der Edelmann unter dem Spotte der Zuschauer das Weite suchte. — —

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unsern eigentlichen Thema zurück.

Die meisten Kleiderordnungen waren durchweg negativer Natur, das heißt, sie schrieben den einzelnen Ständen vor, was sie nicht tragen sollten. Es gab aber auch Kleiderordnungen, die geradezu befahlen, wie sich die einzelnen Volksklassen kleiden sollten. Unter den Kleidergesetzen dieses Genre ist besonders charakteristisch ein Mandat des großen Rathes der Stadt St. Gallen vom 3. August 1781 (!), in welchem die Kleidertracht beim Gottesdienst decretirt wird. In der bezüglichlichen Verordnung wurde den Männern bei zwei Gulden Strafe anbefohlen, daß sie sich jeder Zeit mit schwarzen Mänteln und mit schwarzen oder weißen, jedoch ungefärbten Halsbinden, an den Sonn- und Festtagen aber auch mit ihren Seitengewehren in der Kirche einzufinden hätten. In der gleichen Uniform sollten sie auch, ebenfalls bei zwei Gulden Buße, vor dem obrigkeitlichen Tribunale erscheinen. — Die Frauen insgesamt verpflichtete man, bei dem Besuche des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen in ihrer gewohnten schwarzen Kirchenkleidung zu erscheinen. Die Ehefrauen und Wittiven sollten außerdem noch eine ganz glatte weiße Haube ohne Stückwerk und unter derselben eine mit schwarzem Flor besetzte Unterhaube, „jede bei drei Gulden Buße,“ zu tragen verpflichtet sein. Arme Bürgerfrauen und Dienstmädchen, denen die Anschaffung der ganz schwarzen Kirchentracht zu schwer fallen mochte, sollten „zum Wenigsten“ mit schwarzen Fürtüchern bei einem Gulden Buße in die Kirche kommen!

Es spricht der Gleichheit vor Gott geradezu Hohn, wenn in dem soeben angeführten Kleidermandate die Gottesverehrung von der äußerlichen Form abhängig gemacht und befohlen

wird, bei so und soviel Strafe sollst du in officieller Tracht deine Andacht verrichten. Die hochweisen Rathsherren von St. Gallen mußten mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie glaubten, durch ihre Verordnung die Hebung des Kirchenbesuchs herbeizuführen. Der unbemittelte Bürger, die in Noth gerathene Wittve, denen es ihre Vermögensverhältnisse nicht erlaubten, in dem decretirten Auszuge der gemeinsamen Gottesverehrung beizuwohnen, wurden entweder vom Besuche des Gottesdienstes zurückgehalten, oder sie mußten in andersfarbigem Kleide und mit dem armseligen schwarzen Tuche erscheinen, um vor den Augen der versammelten Gemeinde ihre Nothlage offen darzulegen. Wer die menschliche Natur kennt, wird keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß die verschämten Armen unter solchen Umständen lieber auf die Theilnahme an der öffentlichen Andacht verzichteten.

Wir haben des St. Gallener Mandats etwas ausführlicher gedacht, da dasselbe das letzte Kleidergesetz ist, welches öffentlich publicirt wurde. Freilich erlebte das 18. Jahrhundert noch 1786 den Entwurf zu einer neuen Kleiderordnung für die Stadt Wien, die französische Revolution ließ ihn jedoch nicht mehr in Wirksamkeit treten. Die Umwälzung der gesamten politischen, wirtschaftlichen und socialen Verhältnisse, welche sich von Frankreich aus auch über Deutschland erstreckte, räumte mit allem alten Pöps- und Formenkram gründlich auf und machte auch die Kleiderordnungen, diese obwohl gut gemeinten, aber ohnmächtigen, den Aufschwung der Industrie lähmenden, die persönliche Freiheit des Einzelnen beschränkenden Gesetze, für unsere Zeit unmöglich.

Die Handwerkerfeste der Zunftzeit.

Sehr treffend wird das sociale und gesellige Leben des deutschen Gewerbestandes in den verflossenen Jahrhunderten illustriert durch die Handwerkerfeste, jene öffentlichen Aufzüge und Feierlichkeiten, die heut zu Tage fast gänzlich der Vergessenheit anheim gefallen sind, obgleich sie während und nach der Blütheperiode des Zunftthums von den Zünften der größeren Städte bald mehr, bald minder glanzvoll in Scene gesetzt wurden. Solche gewerbliche Lustbarkeiten waren der Höhe der Brauknechte zu Hamburg, der Schächflertanz der Böttcher- und Küferegesellen, das Schönbartlaufen zu Nürnberg und die Sitte des großen Wursttragens. Das Programm dieser wenig bekannten Volksfeste der Vergangenheit trug ein so originelles Gepräge und entwickelte in seinem Verlaufe so viel gesunden Volkshumor, daß eine Beschreibung derselben dem Leser vielleicht nicht uninteressant sein wird.

Bevor wir uns indeß zur Schilderung des ersten Festes wenden, möge es uns gestattet sein, zum besseren Verständniß des Höhe einige mit Letzterem sehr nahe zusammenhängende Einrichtungen der Bruderschaft der Hamburger Brauknechte hier kurz zu berühren.

Bekanntlich nahm Hamburg im Brauwesen des Mittel-

alters eine der hervorragenden Stellen ein. Gleichwie in den meisten, durch ihren ausgedehnten binnenländischen und überseeischen Bierhandel reich gewordenen Städten des weltgebietenden Hanfabundes ruhte auch in Hamburg die Braugerechtigkeit als besonderes Vorrecht bei einzelnen Familien, die dieses sehr gewinnbringende Monopol auf Grund der in ihrem Besitze befindlichen und mit dem Braurechte bewidmeten Häuser ausübten; allen anderen Bürgern war das Brauen auf's Strengste untersagt. Aber auch die Eigenthümer der brauberechtigten Häuser durften nicht nach ihrem Belieben brauen, sondern mußten hierbei die in der Brauordnung festgesetzten Regeln beobachten. Letzteres Gesetz, das sich in jeder Stadt je nach dem inneren Entwicklungsgange derselben anders gestaltete, umfaßte die gesammte Organisation des Brauwesens und enthielt namentlich in Bezug auf das Reihebrauen sehr detaillierte Angaben. Die Reihenfolge selbst ward gewöhnlich durch das Loos bestimmt, und je nach der Nummer, welche der Besitzer einer „Biereigengerechtigkeit“ zog, kam die Reihe an ihn.

Es lag in der Natur der Sache, daß viele Eigenthümer von Brauloosen aus mancherlei Gründen auf die Ausübung ihres Rechts verzichteten und ihre Loose an Mitbürger, die sich mit dem Brauen vorzüglich beschäftigten, leihweise abtraten oder verkauften. Dazu kam noch, daß manche brauberechtigte Familien im Laufe der Zeiten gänzlich ausstarben, und da die Geschlechter, die Altbürger, vermöge ihres Einflusses und ihrer ererbten Rechte die Ausgabe neuer Brauloose an die Neubürger oder Ansassen zu hintertreiben wußten, so wurde der Kreis der „Biereigner“ immer kleiner, und in Uebereinstimmung hiermit nahm auch die Macht, das Ansehen, der Reichthum der Bierbrauer stetig zu.

Wie leicht erklärlich, konnte die hervorragende Stellung der Arbeitgeber, der Brauherren, nicht ohne Einfluß auf die

socialen Verhältnisse ihrer Arbeiter, der Brauknechte, bleiben. In der That nahm denn auch die Brüderschaft der Brauknechte unter den Gesellenverbindungen Hamburgs eine sehr bevorzugte Stellung ein. Keine der übrigen zünftigen Arbeiter-Genossenschaften war so reich mit Gerechtsamen ausgestattet, keine besaß so ausgedehnte autonomistische Befugnisse, wie die genannte Corporation. Schon die ganze Organisation derselben deutet darauf hin. Nach der Brauordnung von 1594, Art. 2 waren die Brauknechte über die ganze Stadt gleichmäßig vertheilt. In jedem Quartiere durften nicht mehr als vier Gesellen, die sogenannten „Schoppenknechte“ sein, die bald bei diesem, bald bei jenem der in dem betreffenden Stadttheile wohnhaften Brauherrn, an dem gerade die Reihe zum Brauen war, um den Lohn von zwei Mark Lübbisch für jedes Gebräu arbeiteten. Die Aufsicht über die Schoppenknechte und die Lehrknechte, unter denen man jedoch keine Lehrlinge im modernen Sinne des Wortes, sondern ausgelernte Küßergesellen, die noch die Brauerei erlernen wollten, zu verstehen hat, führte ein fünfter Geselle, der Meisterknecht. In den Händen des Letzteren lag die Leitung des Braugeschäfts. Er hatte darauf zu achten, daß das Malz in richtiger Menge zur Mühle kam, seiner Obhut war ferner die Instandhaltung des Brauwerks anvertraut und in seiner Eigenschaft als Tonnenbinder mußte er endlich dafür sorgen, daß die Tonnen nicht „vattfuhl“, d. h. unrein im Geschmack wurden. Der Posten des Meisterknechts entsprach demnach dem jetzigen des Braumeisters und war ein verantwortungsvoller, da der Meisterknecht für jeden aus seiner Nachlässigkeit entstehenden Schaden dem Brauherrn haftete. — An der Spitze der Brüderschaft stand der Baumtrager. Der Ursprung dieses Amtes, sowie dessen Benennung datirte noch aus jener Zeit, wo in Hamburg das Papstthum die allein herrschende Kirche bildete. Damals pflegte nämlich der angesehenste unter den Brauknechten beim Begräbniß eines

Collegen eine hohe Stange in Gestalt eines Fieberbaums, auf dem oben sich ein Licht befand, dem Leichenzuge voran zu tragen. Diese Sitte behielt man auch nach Einführung der Reformation mit der Modification bei, daß von nun an der Baum als Symbol der Macht des Vorsitzenden diente, von dem er während seiner Amtsperiode in seiner Behausung aufbewahrt wurde. Die Wahl des Baumtragers geschah alle zwei Jahre zur Zeit des Høge am Sonntage. Die Weidigung des Neuerwählten erfolgte am nächsten Donnerstag in Gegenwart der versammelten Brüderschaft in dem zur Abhaltung des Høge bestimmten Hause. Der feierliche Act fand unter freiem Himmel auf dem Hofplatz statt. Zunächst übergab der alte Baumtrager seinem Nachfolger im Amte den an der Spitze mit einem Strauße von Buchsbaum geschmückten Baum, wobei er die Worte sprach: „Ick doh den Durn uth mynen Foth und steke em in Dynen“. Sodann richtete der neuerwählte Baumtrager an die versammelten Genossen die Frage: „Zy hebben my nu thom Bohndrager wehlet; erkenet Zy my dor noch god vor, so spreckt: Ja!“ Auf die bejahende Antwort seiner Collegen, fuhr er fort: „So will ick Zug deenen vor Börgermeister und Rad, vor den Obern und Neddern Damm, twischen Ringk und Mühren, vor Wirth un vor Frugens, allwo Zy myner nödig hebben sölt. Wenn ick denn schall gestöcket oder geblöcket werden, wilt Zy my denn ock bystahn, so spreckt: Ja!“ Hatten die Brüder der Aufforderung zugestimmt, so leistete der neue Würdenträger den vorgeschriebenen Eid und trat nach Beendigung des Ceremoniells sofort sein Amt an. Wie schon die Worte des abtretenden, mehr aber noch die Ansprache des neuen Vorsitzenden andeuten, war das Amt des Baumtragers kein leichtes, sondern erforderte ein nicht geringes Maaß von Umsicht und Erfahrung. Der Baumtrager vertrat in jeder Beziehung die Interessen der Brüderschaft der Obrigkeit gegenüber und hatte außerdem jede dem einzelnen Braufnechte oder der ganzen Brüderschaft von den

Brauerherren zugefügte Unbill nach bestem Wissen und Gewissen, natürlich ohne Anwendung physischer Gewalt, zu ahnden. Zu dem Zwecke besaß er sogar das selbst von den Behörden anerkannte Recht, Brauknechte, die von ihrem Lohnherren ungebührlich behandelt worden waren oder denen man den ihnen zukommenden Lohn vorenthielt, ohne jegliche Kündigung ihrer Dienstverpflichtung zu entbinden und ihnen den Eintritt in ein anderes Arbeitsverhältniß zu gestatten. Eine solche ausgedehnte Machtsphäre führte den Inhaber derselben wohl nicht selten zu Conflicten mit der Obrigkeit, und hierauf beziehen sich die Worte in der Ansprache des Baumtragers, daß die Genossen ihm, falls er etwa bei der Ausübung seiner Amtspflichten mit den Behörden in Streit gerathen und „gestöcket und geblöcket“, d. h. gefänglich eingezogen werden sollte, ihren moralischen Beistand nicht versagen würden. — Dem Baumtrager stand gleichsam als Beirath das Collegium der vier Alten zur Seite. Diese wurden auf Lebenszeit gewählt, jedoch gingen sie ihres Amtes verlustig, sobald sie wegen Uebernahme eines anderen Geschäfts das Braugewerbe aufgaben. Starb Einer von ihnen oder ergriff einen neuen Beruf, so wählten die übrigen drei Alten unter Zustimmung der gesamten Brüderschaft sich einen anderen Collegen. — Der Baumtrager und die Alten hatten ihre Substituten, die „sechs Vorsprachen“ (Fürsprecher) oder die „Knechte bei der Brüderschaft“ genannt. Die Obliegenheiten derselben waren mehr untergeordneter Natur. So mußten sie z. B. alljährlich vor Pfingsten in den verschiedenen Kirchspielen herumgehen und milde Gaben für die Armen und Kranken der Brüderschaft einsammeln; übrigens ein sehr gewichtiges Privileg, dessen sich neben den Brauknechten nur sehr wenige Gesellschaften rühmen konnten. Die Wahl der Vorsprachen erfolgte durch das Collegium der Alten, indem alle zwei Jahre drei Vorsprachen aus dem Amte schieden und die Abgehenden den alten neun

Ersatzmänner zur engeren Wahl präsentirten. Die Wahl, welche am Freitage nach Johannis in der Catharinenkirche vollzogen wurde, hielt man zunächst geheim. Die Publication derselben geschah erst am nächsten Sonntag, und zwar in höchst origineller Weise. An dem gedachten Tage begaben sich die drei Vorsprachen, deren Amtsdauer abgelaufen war, während der Vormittagspredigt nach den Wohnungen der neuerwählten Brautknechte. Sie konnten sicher darauf rechnen, daß sie die Kollegen nicht zu Hause antreffen würden, denn diese besuchten zur selbigen Zeit den Gottesdienst in der St. Catharinenkirche, wo die Brüderschaft ein großes eigenes Gestühl besaß. Ohne sich mit den etwa anwesenden Familiengliedern des Brauherrn in ein Gespräch einzulassen, hingen die Abgesandten in der Stube eines jeden der neuerwählten Fürsprecher einen prächtigen, aus Blumen und Räncherwerk geflochtenen Kranz an, wobei sie die Worte sprachen: „Alas (oder wie sonst der Name lautete) schall den Kranz hebbben und schall he sick infinden by de veer Alten in N. N.'s Hus.“ Auf diese Bestellung hin begaben sich die eingeladenen Brautknechte, sobald sie aus der Kirche heimkehrten, nach dem in der Einladung näher bezeichneten Hause, um hier in Gemeinschaft mit den vier Alten und den sechs Vorsprachen die auf sie gefallene Wahl durch ein Mittagsmahl zu feiern. Nach Aufhebung der Tafel erfolgte die Inthronisation der neuen Vorsprachen, die mit einem nach heutigen Anschauungen an's Römische grenzenden Ceremoniell verbunden war. Jeder der Neuerwählten mußte nämlich einen goldenen, mit Bier gefüllten Becher, welcher ungefähr einen halben Schoppen in sich faßte, zehn Mal austrinken. Ein jeder Becher aber wurde dem neuen Fürsprecher von jedem der Alten und der im Amte verbleibenden Fürsprecher mit den Worten credenzt: „Alas (oder wie der Gewählte hieß), Du weest Dy tho erinnern, dat Du am hütigen Dage mit enen schönen Rosenkranz büßt erfreuet worden tho

St. Catharinen Brügerknechte=Brüderschop, im Arme tho be-
deenen twee Johr lang, und schallst dorby dohn, als Gott
am jüngsten Tage by Dynen Seelen dohn schall.“ Der Ange-
sprochene antwortete: „Dornp will ick en (den Becher) empfangen.“
Nachdem diese Worte auf beiden Seiten gesprochen waren.
leerte der Zutrinkende ohne abzusetzen den Becher, welch' löb-
lichem Beispiele sodann der neue Fürsprecher mit großem Eifer
nachkam. Das Collegium der Alten nahm es mit dieser
Trinkeremonie gewaltig ernst und strafte jede auch noch so
unbedeutende Störung mit einer Geldbuße von vier Schillingen,
welche in die Armenkasse der Brüderschaft flossen.

Wenden wir uns nun zum Høge. Das Wort „Høge“
ist dem niederdeutschen Sprachschage entnommen und aus dem
Verbum „Høgen“ oder „Hagen“ entstanden, das den Begriff
des Sichfreuen, Vergnügens an etwas empfinden ausdrückt.
Der Høge bedeutet mithin ein Vergnügungstag, ein Freuden-
fest. Ueber die Entstehung dieser Lustbarkeit, die ihr Alter
ohne Zweifel nach Jahrhunderten zählte, fehlt jeder historisch
sichere Nachweis. Der Høge selbst ward alle zwei Jahre von
den Brautknechten gefeiert. Er richtete sich nach dem katho-
lischen Feste Mariä Lichtmeß (2. Februar) und dauerte von
einem Sonntabend bis zum andern. Während dieser acht Tage
herrschte innerhalb der Brüderschaft eitel Lust und Freude,
die jedoch nur selten die Grenzen der herkömmlichen Ord-
nung überschritt. Denn einerseits ahndete das von den Brau-
knechten selbst festgesetzte Høgegesetz Verstöße wider die gute
Sitte mit empfindlichen Strafen, andrerseits trug die mit
dem Beginn der Høgelust eintretende Selbstverwaltung der
Brüderschaft nicht wenig zur Vermeidung von Ausschreitun-
gen bei. Beide Einrichtungen sind höchst charakteristisch und
verdienen eine eingehende Wiedergabe.

Was zunächst das Høgegesetz anbetrifft, so setzte sich dasselbe
aus folgende Hauptpunkten zusammen:

„1) Sollen die sämtlichen Brüder sich über Tisch nicht erdreisten, einen Fluch zu thun oder unnütze Worte zu sprechen bei einer Strafe von zwei Schillingen in die Armenbüchse.

2) Sowie die Mahlzeit vorüber ist, sollen die Brüder bei zwölf Schilling Strafe ihre Messer (wahrscheinlich die sog. Bandmesser) den Schaffnern übergeben, welche sie am andern Tage, wenn sie am Tische sitzen, wieder eingehändig bekommen.

3) Auch nach gethanener Mahlzeit sollen alle Brüder Scheltworte, Ränkereien u. s. w. vermeiden bei Strafe sechs Stunden an der Kette zu stehen und fünf Thaler Geldbuße.

4) Dürfen die Brüder sich nur bis elf Uhr Abends lustig machen; wer dagegen fehlt, giebt eine Tonne Bier als Strafe.

5) Bei Strafe von einem Stübchen Wein müssen sich alle Brüder am andern Tage Mittags zwölf Uhr in dem verordneten Hause einfinden.

6) Wenn unter der ganzen Bruderschaft nur Einer ist, der Haber und Aufruhr anstiftet, und die Alten haben ihn vermahnt, er aber keine Folge geleistet, sollen ihn die Brüder sofort in die Ketten bringen und außerdem um eine Tonne Bier strafen.“

In den obigen Statuten spiegelt sich die ausgedehnte Selbstregierung wieder, welche die Brauknechte vor allen anderen Gesellenzünften voraus hatten. Noch mehr tritt dies bei der kleinen republikanischen Staatseinrichtung zu Tage, die sich beim Beginne des Høge innerhalb der Bruderschaft entwickelte. Sie galt allerdings nur für die Zeit des Høge und ihre Aemter und Würden scheinen auf den ersten Blick meistens zur Erheiterung der Festgenossen geschaffen zu sein; allein bei näherer Betrachtung wird man finden, daß der ganzen Einrichtungen ein ernster Gedanke zu Grunde lag. Indem der Rath von Hamburg ein gewisses Maaß polizeilicher Befugnisse in die Hände des Leiters des Høge legte, beging er einen Act politischer Klug-

heit. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß die von der Festeslust aufgeregten Gemüther bei vorkommenden Streitigkeiten sich viel leichter den Anordnungen und Richtersprüchen des von sämtlichen Brauknechten gewählten Oberhauptes fügen würden, als den dem Höge fernstehenden Organen der öffentlichen Sicherheit, hielt der Rath die polizeiliche Gewalt von diesem Handwerkerfeste möglichst fern und verlieh dafür dem Präsidenten der achttägigen Högerepublik, dem großen Vogte, eine Art von amtlichen Charakter, der natürlich mit dem Ende des Höge erlosch. Ueber schwere oder gar lebensgefährliche Verwundungen, die ein Brauknecht dem andern während des Festes etwa zufügte, saß der Vogt nicht zu Gericht. Seine Competenz beschränkte sich auf die Aburteilung unwesentlicher Vergehen und war an das Haus gebunden, in welchem der Höge stattfand. Doch konnte der Vogt in schwierigen Fällen, wenn sein Ansehen zur Bewältigung des Tumults nicht ausreichte, polizeiliche Hülfe requiriren. Daneben mußte er auch die Ordnung bei den Umzügen, von denen weiter unten die Rede sein wird, aufrecht erhalten. Die Vollstreckung der von ihm gefällten Urtheile führte der große und kleine Raspervogt mit ihren acht Knechten aus. Zur Bestrafung der Friedensstörer standen dem Vogte vorzüglich zwei Strafen zu Gebote: die Ketten und das hohe Recht. Zu der ersteren Strafe wurden die Ketten auf Anweisung des Raths vom städtischen Bauhose geliefert und an einem Pfeiler des Festsaals angebracht. Hatte ein Brauknecht sich nun eines groben Verstoßes gegen die Genossen schuldig gemacht, so wurde er auf Befehl des Vogtes mittelst der Ketten an den Pfeiler so fest angeschlossen, daß er kein Glied regen konnte und in dieser peinlichen Lage nicht selten in Ohnmacht fiel. Weit leichter war die zweite Strafe, das hohe Recht. Letzteres fand bei gewöhnlichen gesellschaftlichen Unarten, als Streit mit dem Wirth oder den Brüdern, unziemlichen Scherzen mit den

an dem Høge theilnehmenden Frauen zc., Anwendung. Es äußerte sich darin, daß der Vogt, sobald er eine solche ungebührliche Handlung, die die allgemeine Freude zu stören drohte, bemerkte, mit einem besonderen Stabe auf eine Tonne klopfte. Auf dieses Zeichen hin unterbrachen die Musikanten ihr Spiel, die Brüder hielten mit dem Tanzen und Singen inne, kurz, an die Stelle der geräuschvollen Heiterkeit trat allgemeine Ruhe, die nur durch den Ruf des Vogtes „Bringt den Kirl upt hoge Recht“ unterbrochen wurde. In der Regel unterwarf sich der Schuldige ohne Zögern der über ihn verhängten Strafe und kletterte freiwillig auf das hohe Recht, eine Art von Pranger, den man durch stufenweise aufeinandergestellte Rufen hergerichtet hatte. Weigerte sich aber der Delinquent, dem Gebote des Vogtes Folge zu leisten, so ergriffen der Rasperlvogt und dessen Knechte den Widerspenstigen und nöthigten ihn auf eine nicht gerade sehr sanfte Weise zum Besteigen des hohen Rechts. Nachdem der Friedensstörer eine geraume Zeit von seinem erhöhten Sitze herab sich die Gesellschaft betrachtet und währenddeß verschiedene Schoppen geleert hatte, gebot der Vogt: „Bringt den Kirl wedder von't hoge Recht; bringt em wedder in de Dönnz (Stube); lat em in de Büsse blasen“. Der Delinquent stieg sodann wieder herab und wurde darauf in eine neben dem Festsaale befindliche Stube geführt, in welcher die zwei Beisitzer des großen Vogtes ihres Amtes warteten. Hier mußte er in die Armenbüchse eine bestimmte Summe legen und die Schuld ward damit gesühnt.

Zum Beamtenpersonale des Høge gehörte ferner der Bruder Koch, dem unter Beihülfe des Bandschneiders und des Zuhauers die Bereitung der Fleischspeisen oblag. Zu Letzteren lieferte jeder Brautknecht das nöthige Rohmaterial in Gestalt eines Stückes geräucherten Rindfleischs, das er von seinem Brauherrn bei Beginn des Høge empfing. Tadelhaftes

Fleisch nahm kein Braunknecht an, sondern gab es mit höhnischem Danke zurück; ja einmal, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, rächte sich die Brüderschaft an einen schmutziggeizigen Arbeitgeber, der seinem Knechte ein schlechtes Stück Fleisch hatte verabfolgen lassen, dadurch, daß sie demselben die zurückgewiesene Gabe mit einer Ragenmusik unter großem Volksauflaufe wieder in's Haus brachte. Ein anderer Braunknecht, der Schreiber, hatte die für die Zeit des Höge vereinnahmten Gelder zu verwalten und am Schlusse des Festes darüber Rechnung abzulegen. — Weitere Högeämter bekleideten der Bruder Bäcker und der Bruder Kerkengießer. Ihre Functionen ergeben sich aus der Benennung und bedürfen wohl keiner näheren Erläuterung.

Neben diesen soeben genannten Beamten, die Alle Aemter von practischer Bedeutung verwalteten, waren bei dem Höge noch eine Anzahl Personen thätig, deren Aufgabe lediglich darin bestand, nach Kräften zur Heiterkeit beizutragen. Eine hervorragende Rolle unter diesen Faschingsfiguren spielte der doctor medicinae. In ein markttschreierisches Costüm gekleidet und in Begleitung zweier Assistenten und eines Jungen, der ihm seine Operationsinstrumente trug, suchte er die Högebrüder von allen möglichen und unmöglichen Krankheiten durch Parforce-Curen à la Doctor Eisenbart zu befreien. Je toller er seine Späße trieb, je wunderbarere Wirkungen er seinen Pillen und Mixturen andichtete, desto reicheren Beifall erntete er. Außerdem lohnte ihm auch jeder Theilnehmer des Höge seine Curen mit zwei Schillingen. Wen der Pseudoarzt mit seinen Hanswürstereien verschonte, der ward von dem Bartscheerer heimgesucht. Dieser barbierte mit einem großen stumpfen Messer die Brüder, wobei es natürlich nicht an derben Scherzen und tragikomischen Situationen fehlte. Auch er erhielt für seine Schwänke das gleiche Einkommen wie der närrische Heilkünstler. Ein drittes lustiges Amt bekleidete endlich der Schlummervogt. Seine

Function beschränkte sich darauf, Denjenigen, welcher während des Høge einschlief, aufzuwecken und ihm den Hut wegzunehmen. Der gefoppte Schläfer mußte dann seine Kopfbedeckung mit zwei Schillingen wieder einlösen.

Den Glanzpunkt des Høge bildete der öffentliche Umzug. Derselbe fand gewöhnlich um die Mittagstunden des Montags und Dienstags in der Høgewoche statt und bewegte sich durch die Hauptstraßen der Stadt, welche während der Dauer des Zuges für Reiter und Fuhrwerk gesperrt waren. Den Festzug eröffnete der Schlummervogt einer jeden Høgeabtheilung *). Ihm folgte ein Trommler- und Trompetercorps, das gar heitere Weisen aufspielte. Sodann kam der Buchtrager, eine überaus komische Figur, die, ein großes Rechnungsbuch unter dem Arme tragend, fortwährend hin und hersprang und sich vor dem Verfolgungen des Dchsen-schreibers zu retten suchte. Letzterer, eine Caricatur des wirklichen Schreibers, bemühte sich nämlich scheinbar, dem Buchtrager sein Buch zu entreißen, um in dasselbe gefälschte Ziffern einzuschreiben. War es ihm gelungen, das Buch mit seiner Feder zu berühren, so piff er laut. Dieses Fliehen des Buchtragers vor dem Dchsen-schreiber hatte neben seiner possenhaften Seite noch eine tiefere Bedeutung; es sollte gleichsam die schlimmen Folgen einer betrügerischen Rechnungsführung illustriren. Darauf folgten die Würden-träger der achttägigen Freudenrepublik, mit Ausnahme der beiden großen Bögte, die keine bestimmten Plätze im Zuge hatten, sondern bald vorne, bald hinten bei ihren Abtheilungen waren, überall anordnend und etwaige Streitig-

*) Da die Anzahl der Brauknechte zu groß war, um in einem Locale ihre Festlichkeiten begehen zu können, so wurden zu gleicher Zeit zwei Høgen in zwei verschiedenen Stadttheilen abgehalten, von denen eine Jede über das oben beschriebene Beamtenpersonal verfügte. Beim Umzuge vereinten sich indeß die beiden Abtheilungen.

keiten zwischen den Brüdern und dem Publicum vermittelnd. Zum Zeichen ihrer Macht trugen sie hölzerne Keulen in den Händen. Den Schluß des Zuges bildeten die übrigen Genossen der Bräderschaft. Unter ihnen befanden sich die Döbekenschläger, die bei dem Umzuge als Plazmacher wirken mußten. Sie bedienten sich zu dem Zwecke des sogenannten „Döbeken“, eines Zapfens von Holz, der an einer Seite in eine Flöte endigte. Sobald nun das schaarweise herandrängende Publicum die Zugordnung zu stören drohte, hielten die Döbekenschläger namentlich den Zuschauerinnen ihre Zapfen vor, schlugen mit einem Hammer darauf und piffen. Die Frauen und Mädchen wichen dann beschämt zurück, denn das Döbekenschlagen galt als ein Zeichen der Verspottung.

Man ersieht aus dieser flüchtigen Skizze des Høge der Brauknechte zu Hamburg, daß derselbe ein Volksfest in des Wortes eigenster Bedeutung war. Ob der Høge freilich außer in Hamburg und Lübeck, in welcher letzterer Stadt diese Lustbarkeit durch eine Rathsverordnung vom 22. Mai 1585 geregelt wurde, auch in anderen Städten des Hansabundes stattfand, entzieht sich unserer Kenntniß; so viel ergibt sich indeß aus einem Vergleiche des Vergnügungstages der Brauer mit anderen Handwerkerfesten der Kunstzeit, daß der Høge mit dem ehemals üblichen Schächflertanze der Böttchergesellen sehr nahe verwandt war.

Der Ursprung dieses letzteren Handwerkerfestes wird auf folgende historisch nicht verbürgte Erzählung zurückgeführt. In den Jahren 1463 oder 1517 wurde Deutschland von der Pest schwer heimgesucht, die auch in München so arg wüthete, daß die Einwohner entweder aus der Stadt flohen oder sich schon in ihre Wohnungen zurückzogen. Handel und Wandel stockte gänzlich. Selbst nach dem Erlöschen der Epidemie blieben die Straßen München's öde und leer. Die in der Umgegend wohnhaften Bauern mieden ängstlich die Stadt und

brachten keine Lebensmittel auf den Markt. Die Bürger trauten sich aus Furcht vor Ansteckung nicht aus ihren Wohnungen hervor, und alle Bemühungen des Magistrates, den darniederliegenden Verkehr zu heben, scheiterten an der Indolenz und der Muthlosigkeit der Bevölkerung. In dieser traurigen Zeit faßten die Schäßler- oder Böttchergesellen den glücklichen Entschluß, durch einen muntern Schwank die Angst aus den Gemüthern der Einwohner zu bannen. Sie studirten zu dem Zwecke einen neuen Tanz mit schön verzierten Reisen ein und zogen, als die Fastnacht herangekommen war, mit Pauken- und Trompetenschall und fröhliche Weisen singend durch die menschenleeren Gassen. Auf den Marktplätzen und vor den Wohnungen ihrer Meister schlangen sie ihre Reisen im Kreise herum und führten mit denselben allerlei kunstreiche Wendungen aus. Die Schäßler erreichten auch ihre Absicht. Der lang entbehrte fröhliche Gesang, die rauschende Musik und der bis dahin noch nicht gesehene Reistanz lockten die furchtsamen und betrübten Einwohner an die Fenster und vor die Thüren. Ausgerüttelt aus ihrem lethargischen Hinbrüten und ihrem dumpfen Schmerze um die von der Pest hingerafften Familienglieder, mischten sie sich neugierig in das Treiben der lebensfrohen Tänzerschaar und schüttelten nun gleichfalls den Kummer, die Sorge und die Furcht, welche so schwer auf den Gemüthern gelastet, ab. Mit frischem Muth und der altgewohnten Thatkraft nahm man die so lange vernachlässigte Berufsthätigkeit wieder auf, und schon nach wenigen Tagen herrschte in den Straßen der bayerischen Hauptstadt wieder der frühere lebhafte Verkehr. Die Bürgerschaft Münchens aber verlieh den Schäßlergesellen in dankbarer Erinnerung an ihren klugen Einfall das Privileg des Reistanzes.

Von München brachten fremde Böttchergesellen, welche dort gearbeitet und die nach festen Regeln und Vorschriften geübte Fertigkeit des Reisschwingens erlernt hatten, den neuen Tanz

nach anderen Städten. In Nürnberg, wo derselbe sich bald zu einem beliebten Volksvergnügen ausbildete, trugen die Böttcher am Festtage rothe Tuchhosen, weiße Hemden und grüne, mit buntfarbigem Bändern geschmückte Kappen. Im Laufe der Zeiten schwand jedoch gleich so manchem anderen Handwerkerfeste auch der Schäfflertanz von der Bildfläche der Oeffentlichkeit. In Nürnberg wurde er zuletzt 1775, in Zittau 1778 abgehalten. Zähere Lebenskraft bewahrte sich diese alte Sitte in Erfurt. Hier führte die Böttcherinnung im Jahre 1808 bei Gelegenheit des in jener Stadt tagenden Congresses vor Napoleon I. ihren Tanz auf. Der Kaiser ließ die Obermeister der Kunst zu sich rufen, fragte sie nach dem Herkommen des Tanzes und schenkte dem Gewerk 100 Napoleonsd'or.

Gegenwärtig wird der ehemals im südlichen Deutschland allgemein verbreitete Schäfflertanz nur noch am Orte seines Entstehens, in München, alle sieben Jahre zur Fastnachtszeit durch eine Gesellschaft von 26 Böttcher- und Küfergesellen aufgeführt. Die Kleidung jedes Festgenossen besteht aus rother Jacke, weißer Weste, schwarzsammetnen Kniehosen, gelbledernen Schurzfell, silverbordirter Schürze, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. Als Kopfbedeckung benutzt man eine mit weiß und hellblauen Federn (den bayerischen Landesfarben) geschmückte Mütze oder ein grünes Sammtkappchen, die „Schläglhaube.“ In den Händen tragen die Schächler mit Buchsbaumlaub umwundene Reifbogen. Von den beiden Vortänzern führt überdies der Eine einen mit Elfenbeinknopf versehenen Stab, der Andere mehrere kleine weiß und blau umwundene Reife. Früher wurde auch noch eine Puppe in Gestalt einer alten Frau von einem Gesellen auf dem Rücken in einer Butte getragen. Nach den Ermittlungen des Alterthumsforschers Professor Dr. Sepp in München stellte diese sonderbare Maske, die „Gredl in de Butten“ entweder die Personification der verheerenden Pest, die nordische Todesgöttin

Gridh, vor, deren Macht nunmehr gebrochen sei und die deshalb in einer Butte (von butos-Sarg) getragen werde, oder es ist unter derselben die symbolische Hindeutung auf den fliehenden Winter zu verstehen. Wir möchten der ersteren Gesart, die auf jene schreckliche Pestzeit hindeutet, den Vorzug geben. Heute sind an die Stelle des „Gredl in de Butten“ zwei Hanswürste getreten, die durch harmlose Neckereien das Publikum zu unterhalten suchen. Auch die schwere silberne Kanne, der „Willkomm“, welchen man früher im Zuge mitzuführen pflegte, ist durch einen großen hölzernen Humpen ersetzt worden. In solchem Aufputze ziehen die Schächler unter Vorauftritt eines eigenen Musikcorps vom Dreikönigstage bis zum Faschingsdienstage durch die Straßen München's und führen zunächst vor der königlichen Residenz auf dem Max-Josephplatz ihren Tanz auf. Am Schlusse desselben steigt der eine Vortänzer auf ein bereit gehaltenes Faß und giebt mit den kleinen Reifen einige Kunststücke zum Besten; u. a. stellt er ein volles Weinglas auf die innere Fläche des Reifbogens, schwenkt es mit diesem im Kreise herum und trinkt auf das Wohl des Monarchen. Das leere Glas wirft er dem hinter ihm stehenden Hanswurste zu, der es in seiner spizen Filzkappe auffängt. Denselben Tanz mit dem Gesundheittrinken auf den jeweilig gefeierten Gönner ihres Handwerks wiederholen die Schächler an diesem und den folgenden Tagen vor den Wohnungen der übrigen Mitglieder der königlichen Familie, vor den Häusern der hohen Beamten, vor den Geschäftslocalen ihrer Hauptkunden, der Brauer, Gastwirthe u. s. w., sowie unter den Fenstern derjenigen Personen, welche sich gegen eine kleine Geldspende, die „Berehrung“, die Darstellung des Schauspiels ausbitten. —

Das dritte der oben erwähnten Handwerkerfeste der Kunstzeit, das Schönbartlaufen zu Nürnberg, nahm unter den Volksvergnügungen des Mittelalters eine hervorragende, ja wir möchten sagen, eine Ausnahmestellung ein. Verglichen mit

den in andern Städten damals üblichen Fastnachtslustbarkeiten die häufig die Grenzen des Anstandes und der guten Sitte weit überschritten, trug das nur allein in der freien Reichsstadt gefeierte Schönbartspiel entschieden den Charakter eines harmlosen Volksfestes. Der ganze Verlauf desselben erinnert lebhaft an unsere heutigen Carnevalszüge und liefert ein treffendes Pendant zu den Volksbelustigungen der Gegenwart.

Die Entstehung des Schönbartspieles fällt in die Zeit, wo die freiheitlichen und gleichheitlichen Bestrebungen des emporstrebenden und zum Bewußtsein seiner Kraft gelangten Zunftthums die Geister fieberhaft erregten und jene blutigen Parteikämpfe zwischen dem Stadttadel und der Bürgerschaft heraufbeschworen, die, wie wir gesehen haben, meistens theils mit der Niederlage des Patriziats endigten und den Zünften die Theilnahme an den städtischen Regierungsgeschäften brachten. Einer solchen Zunftbewegung verdankte unser Fest seinen Ursprung. Die am 1. und 30. Januar 1349 zu Frankfurt von vier Churfürsten vollzogenen Wahl des Grafen Günther von Schwarzburg zum Gegenkaiser wider Karl IV. von Böhmen hatte nämlich die schon lange bestehende Spannung zwischen den herrschenden Geschlechtern und der beherrschten Gemeinde zum offenen Bruche kommen lassen. Während auf der einen Seite die Patrizier und der aus der Mitte derselben gewählte Rath Karl IV. angingen, bezeugten auf der andern Seite die Zünfte dem Gegenkaiser ihre Sympathieen, weil sie besorgten, von dem Böhmen in ihren Handwerksfreiheiten beschränkt zu werden. Die Gegensätze spitzten sich immer mehr zu, bis schließlich auf Anstiften der Schmiede- und Schlosserzünfte die Bürgerschaft zu einer Verschwörung zusammentrat, die auf gewaltsame Weise nach Ermordung des gesammten Rathes eine vollständige Reform der Stadtverfassung im demokratischen Sinne herbeiführen sollte. Ein Mönch verrieth dem Magistrate das Vorhaben der Revolutio-

näre, und dieser entging der ihm drohenden Gefahr, indem er sich heimlich zu dem Herrn von Haideck flüchtete und dort in einer Art von Selbstverbannung 1½ Jahr verweilte. Inzwischen walteten die Aufrührer gleich Vandalen in ihrer Vaterstadt. Nachdem das Volk aus der Mitte der Zünfte einen neuen Rath gewählt hatte, fielen die revoltirenden Bürger in das neun Jahre vorher erbaute Rathhaus ein.

„Da sind die groben Knebel“, heißt es in der nürnbergischen Chronik bei Beschreibung dieses Aufstandes, „mit den Büchern und Briefen wußt umgegangen, welches man hernach mehr als das Gold und andere Sachen beklagte. Dann bemächtigten sie sich auch des gemeinen Aerarii oder der Schatzkammer. Da ging es an ein Beutemachen, und Niemand hatte lässige und faule Hände bei dieser Arbeit. Da war das Gold wohlfeil, welches die Unsinigen noch zu mehr Raserei und Tollheit veranlaßte, indem sie Tag und Nacht in Saufen und Schmaufen lebten. Es war kein Regiment, keine Ordnung und keine Ehrbarkeit in der Stadt mehr, und der Handel lag völlig darnieder.“

Endlich kam Karl IV. von Prag nach Nürnberg, und sein Erscheinen machte dem tollen Treiben ein Ende. Der Kaiser ließ die Urheber des Aufruhrs theils enthaupten, theils mit Ruthen auspeitschen, setzte den alten Rath wieder ein und und begnadigte die Zünfte der Metzger (Fleischer) und Messerschmiede, welche dem alten Rathe treu geblieben waren, zum Lohne für ihre Ergebenheit mit einer ganz besondern Fastnachtsbelustigung, dem Schönbartspiele. Die Vergünstigung wog um so schwerer, da die bisher üblichen Fastnachtsspiele abgeschafft und zugleich allen andern Zünften die Abhaltung jeglichen Mummenschauzes streng untersagt wurde.

Anfangs bestand die den Metzgern und Messerschmieden vom Kaiser privilegirte Lustbarkeit nur in einfachen Tänzen.

Die Metzger führten den sogenannten Zämertanz auf; die Messerschmiede tanzten mit bloßen Messern. Die Tanzenden bedienten sich hierbei, um sich unerkant einer ziemlich wilden Fröhlichkeit hingeben zu können, des Schönbartes oder Scheinbartes, einer Gesichtsmaske, die, in Verbindung mit dem Hüpfen und Springen der Theilnehmer, dem Feste den Namen gab.

Wie leicht erklärlich, war der Andrang der zuschauenden Menschenmenge so heftig, daß oftmals nicht der nöthige freie Platz für die Tanzenden vorhanden war. Die Inhaber des Schönbartrechtes wählten deshalb aus ihrer Mitte vierundzwanzig in Leinwand oder Zwillisch maskenartig gekleidete Schönbartläufer, denen die Aufrechthaltung im Zuge oblag und die dem Schönbarte eine freie Gasse durch das zuschauende Publikum bahnen mußten. Zu letzterem Zwecke trugen sie, da das Mitbringen von Waffen zu diesem Feste verboten war, hölzerne Knebelspieße und Eichenlaubbüschel, in die man späterhin nach Erfindung des Schießpulvers Schwärmer steckte, welche während des Laufens abgebrannt wurden. Den Schluß des Vergnügens bildete ein den Festtheilnehmern auf Stadtkosten gegebener Schmaus.

In dieser primitiven Gestalt erhielt sich der Schönbart bis zum Jahre 1449, also fast ein volles Jahrhundert nach seiner Gründung. Von da an gestatteten die Messerer und Metzger auch anderen ihren Gewerken nicht angehörenden Personen die Theilnahme an dem Schönbarte. Diese Theiligung seitens dem Gewerbebestande fern stehender, meistens reicher, junger Herren aus den Patrizierfamilien förderte das Ansehen des Schönbartes ungemein. Es entstanden nach und nach eigentliche Schönbartgesellschaften, Vereinigungen, die unsern heutigen Carnevalsvereinen sehr ähneln und denen es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß der Schönbart eine vollständige Umwandlung erfuhr. Aus einem wilden, wüsten

W. Koch, Geschichte des deutschen Handwerks.

Fastnachtstreiben mit Tanz wurde ein schönes Volksfest, eine echte Carnevalsbelustigung. Jetzt ward der Schönbart nicht mehr planlos, wie früher gefeiert, sondern nach einem für jedes Jahr vorherberathenen Programme abgehalten und die ganze Leitung je nach der Anzahl der Theilnehmer einem oder mehreren sogenannten „Hauptleuten“ anvertraut. Nichts aber zeugt wohl mehr für die Bedeutung dieses von Jahr zu Jahr in der Gunst des Publikums wachsenden Carnevalsfestes, als die ansehnliche Reihe von literarischen Erzeugnissen, die sich mit dem Schönbartspiele beschäftigen und von denen das Gedicht des Nürnberger Meistersängers und Schuhmachers Hans Sachs, welcher den Schönbart des Jahres 1539 besingt, das bekannteste ist. Daneben findet man noch hier und da in den Bibliotheken geschriebene Schönbartbücher.

Wir deuteten bereits oben an, daß seit dem Jahre 1449 der Schönbartlauf nach einem feststehenden Programme abgehalten wurde, das alljährlich einige Modificationen erlitt, in der Hauptsache jedoch als Norm galt. Den Festzug eröffnete nach alter deutscher Sitte eine Anzahl Narren, von denen einige mittelst Pritschen und Laubbüschel die Zuschauermenge zurückdrängten, andere Rüsse und Backofn unter die Jugend warfen. Hierauf folgten Reiter, die mit Rosenwasser gefüllte Eier in Körben trugen und mit solchem die neugierige Damenvelt bewarfen. Alsdann kamen unter Anführung eines Musikcorps die Schönbartläufer mit ihren Hauptleuten, Alle in der gleichen, für das laufende Jahr vorgeschriebenen Kleidung. So war z. B. 1451 der Schönbart in einfaches weißes Leinen gekleidet; 1472 lief er in violbraunen Kleidern, auf denen Sonne, Mond und Sterne gemalt waren; 1474 hatte er sich mit violbraunen und gelben Maskengewändern geschmückt, auf denen rothe und weiße Rosen an grünen Zweigen prangten. Hin und wieder lief auch Einer als wilder Mann oder als Waldfrau im Buge mit. Der Kleidung eines derartig Maskirten

war dann ein Zettel angeheftet, der einen Reim enthielt. So lautete die Devise des wilden Mannes:

„In eines wilden Mann's Gestalt ich
Mich bei dem Schönbart finden ließ.“

Die Waldfrau motivirte ihr Erscheinen mit den Worten:

„Dieweil mein Mann sich macht auf d' Straßen,
Will ich ihm folgen gleichermaßen.“

Das meiste Interesse nahm die Schlußabtheilung des Zuges, die sogenannte „Hölle“ in Anspruch. Dieselbe bestand in einem von Menschen oder Pferden auf einer Schleife nachgezogenen Tableau. Innerhalb der Maschine war ein Feuerwerk verborgen, das zu Ende des Festes beim Sturme auf die Hölle sich entzündete und Schleife nebst Tableau in Brand setzte. Je nach Laune und Humor der Schönbarthauptleute waren die Darstellungen auf den Schleifen verschieden. Gewöhnlich waltete in ihnen das Grotesk-komische vor. Ein menschliches Ungeheuer, welches Kinder fraß; ein Teufel, der die bösen Weiber verschlang; ein Krokodil, das seine Vorliebe für Menschenfleisch durch fortwährendes Schnappen nach den Zuschauern kund gab; ein Narren Glücksrad; ein Vogelheerd zum Fangen von Narren und Närrinnen; eine Kanone, aus der man statt der Kugeln böse Weiber schoß; ein speiender Drache: das waren die gebräuchlichsten Motive. Mit ihnen wechselten die einfacheren Darstellungen eines Hauses, aus welchem Menschen herausfahen; eines Thurmes, Schlosses, Schiffes, einer Windmühle, die ihre Flügel bewegte, u. s. w. ab. Zur Erhöhung der Carnevalsfreude wurden auch zuweilen auf dem Markte vor dem Rathhause Gesellenstechen abgehalten. Die Kämpfer, mit Harnischen und Sturmhauben aus Stroh bewehrt, saßen auf Fässern und suchten sich gegenseitig mit langen hölzernen Stangen von ihren unsicheren Sitzen herabzustechen.

Es erübrigt uns nun noch das Ende dieses originellen

Festes zu schildern. Der Schönbart siechte nicht, wie manche anderen Volksfeste, langsam dahin, um endlich als antiquarisches Ueberbleibsel einer längst vergangenen Zeit unbemerkt und unbetrauert zu verschwinden, nein, er schied vielmehr, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, in der vollen Blüthe seines Bestehens durch einen dictatorischen Machtpruch des Nürnberger Rathes aus dem Leben. Feierlich hatte der Schönbart mit mehrfachen Unterbrechungen, welche durch Krieg, Unglücksfälle und pestartige Seuchen veranlaßt wurden, vier- und sechszigmal während seiner Glanzperiode gelaufen, als man wegen betrübter Zeitläufe von 1524 — 1538 sämmtlichen Schönbartsspaß einstellte. Was Wunder darum, wenn nach 15 Jahren einer unfreiwilligen Muße um die Fastnachtszeit 1539 die Lust desto größer war. Der Schönbart lief in der ansehnlichen Zahl von 174 Personen; die Messerschmiede hielten ihren Schwerttanz ab; vor dem Rathhause fanden Gesellenstechen statt; kurz, überall herrschte eitel Freude und Vergnügen. Besondere Kurzweil gewährte die Hölle. Letztere war diesmal keine komische Darstellung allgemeiner Natur, sondern eine wohlgelungene Satire auf eine bekannte, mißliebig gewordene Localgröße, den Dr. theol. Andreas Dsiander oder, wie er eigentlich hieß, Hofmann. Dr. Dsiander hatte von der Kanzel herab die Sittenlosigkeit seiner Mitbürger in ziemlich heftigem Tone getadelt, und dieses an sich durchaus gerechtfertigte Vorgehen hatte dem gelehrten Manne zahlreiche persönliche Feinde geschaffen, die sich unter dem Schutze der Maskenfreiheit in der nächsten Fastnacht zu rächen suchten. Der Schönbart bot ihnen hierzu willkommene Gelegenheit. Die Hölle kam angezogen als ein Schiff. In demselben stand, zu seiner Rechten und Linken einen Doctor und einen Narren, ein Geistlicher, die getreue Copie des sittenstrengen Predigers, statt des Buchs ein Schachbrett in der Hand haltend. Aber gerade dieses Hereintragen von Persön-

lichkeiten in den Maskenzug bereitete dem Schönbarte den Untergang. Statt die Caricatur seiner Person als einen wenn auch derben so doch harmlosen Scherz anzusehen, ärgerte sich Dr. Osiander so sehr über die ihm widerfahrene Unbill, daß er nach Beendigung der Festlichkeit beim Rathe klagbar wurde und eine strenge Bestrafung Derjenigen forderte, welche seine geistliche Würde verunglimpft hatten. Darauf hin leitete der Rath eine Untersuchung ein, die ein ganz unerwartetes Resultat lieferte. Nicht nur, daß die eigentlichen Urheber des Scandals, die Schönbarthauptleute, in den Thurm geworfen worden, auch das Schönbartlaufen hoben die allzustrengen Richter für immer auf. Ohne Frage trug der letzte Theil des Urtheilspruches eine ungerechtfertigte Härte in sich. Sechszehn Jahre vorher, im Jahre 1523, hatte eine Maske in einem Kleide, das sich aus päpstlichen Ablassbriefen mit anhängenden Siegeln zusammensetzte, wohl großes Aufsehen erregt, aber man hatte dem Zeitgeiste Rechnung getragen und den Schönbart unangefochten gelassen. Und nun sollte wegen einer ungleich harmloseren Travestie ein seit 200 Jahren bestehendes Volksfest unterdrückt werden. Alle Welt opponirte gegen die Gewaltmaßregel des Rathes. Das Volk warf dem Dr. Osiander die Fenster ein, die Metzgergesellen stürmten seine Wohnung, allein alle Demonstrationen fruchteten nichts; die Abhaltung des Schönbartes war und blieb untersagt und wurde nie wieder freigegeben. Dagegen erstreckte sich das Verbot nicht auf die anderen Fastnachtslustbarkeiten. Nach wie vor fanden alljährlich das Gesellenstechen und die Schwerttänze der Messerschmiede statt, bis im Jahre 1649 die öffentliche Feier der Fastnacht officiell für unstatthaft erklärt und an deren Stelle ein Buß- und Betttag angeordnet wurde.

Von diesem Verbote der öffentlichen Fastnachtsbelustigungen scheint der im 16. und 17. Jahrhundert sehr verbreitete Brauch des großen Wursttragens ausgeschlossen gewesen zu sein,

denn am 8. und 9. Februar 1658 ließ, wie die nürnbergische Chronik berichtet, das Mehrgergewerk eine 658 Ellen lange und 514 Pfund schwere Bratwurst von 12 Personen herumtragen. Dieser etwas sonderbarer Luxus dankt seine Entstehung der zur Blüthezeit des Kunstwesens von den Gewerken vielfach geübten Sitte, durch Herstellung eines colossalen Products die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Kunstfertigkeit und den Wohlstand der Kunstgenossen zu lenken. Die Schuhmacher debutirten bei solchen Gelegenheiten mit einem riesigen Stiefel, in welchem zum Gelächter der Zuschauermenge ein Mann ging; die Bäcker trugen bei den festlichen Aufzügen große Kuchen und Kringel; die Mehrgier endlich pflegten in Begleitung eines Musikkorps mit einem Wurfingethüme durch die Straßen zu marschiren und nach Beendigung des Festzuges einen Theil ihres Paradedstückes dem Landesfürsten oder der Obrigkeit zu verehren.

Einen recht interessanten Einblick in dieses nunmehr auch schon seit mehr denn einem Jahrhundert eingegangene Handwerkerfest gewährt uns eine Schilderung, welche Siebenkees in seinen „Materialien zur nürnbergischen Geschichte“ von einem solchen Aufzuge entwirft. — „1614 An der aschen mittwoch den 9. Marci (März),“ erzählt der genannte Chronist, „sind die Rindern- und schweinengeschworene und die andern Eltesten Erbaru meister desselben Rathsmässigen Mehrgier-Handwerks mit einander zum Junker Endres (Andreas) Flic in der Obern schmiedgaßen und zum J. Hans Hermann Ebner in der Bißelgaßen, als den zweien dieser Zeit verordneten Statt- und Landpfendern, in einer feinen Ordnung, und die sechs Stattknecht mit der Farb nebenher, und auß der Bißelgaßen über die vordere Full vor das Rathhauße, über die Fleischbrucken und unter den Guttern hinauf zum Polbet am Köpflesberg gangen und (haben) daselbst eine stattliche Mahlzeit zu Mittage gehalten. Die Mehrgierknechte, welche mit den Meistern

nicht gangen, haben sich getheilet. Die Kinder (Kindermeßger) sind mit Sackpfeiffen und schalmeyen in der Stadt umgangen und haben Frey Tanz mit Frey Dechlein bei dem Marthin Drummer, Guntzenhaußer genannt, neben Sanct Martha beim Frauenthor gehabt. Die schweinen Meßgersknechte aber sind auch mit schalmeyen und Sackpfeiffen in der Stadt umgangen und haben eine Wurst von gutem Bratwurstzeng, 493 Ellen lang, welche sie gerne uf 500 Ellen gebracht (mit sich geführt). Ist aber ihnen an Gedärm zerunnen, welche Ihre funffe, mit Namen Hans Würffel, Conradt Pfefferla, Georg Pöfler, Mathes Würffel der Jünger und Vienhardt Heller In funff stunden bei den Peter Leupold, schweinen Meßger in der Breiten gassen, gemacht, die aber die Drummer (Theile) an der Wurst zusammen gestoßen, daß sie lang worden, hießen mit Namen Michel Leupold und Hans Dietrich. Dazu sind kommen 183 pfund lauter gut schweinen fleisch und speck und darunter gethan 20 pfund gangen pfeffer, das pf. umb 10 Bazen, (so) das dieselbe Wurst bei die 40 fl. mag gestanden haben, und anderthalb pfund muskatblue (=blütze). Zwölff Meßgerknechte mit Namen trugen: Lorenz Frosch, Hans Schwartmeß, Nicolaus Schneider, Cristoph Pfefferla, Hans Starkgraff, Georg Pfefferla, Peter Fleischmann, Georg Baur, Paulus Mair, Jakob Kalb, Conradt Prager und Hans Baumann. Haben dieselbe lange Wurst, welche mit Rosmarin und schmecken (Nieschträußchen) überlegt und gezieret, an einer langen stangen, welche Rott und weiß angestrichen und in der mitten mit zweien Eisen zusammengefaßt, das sich die stange, wenn sie in eine gassen und in die grimm (Biegung) gangen, hat biegen können, und unten an der stangen sind über Zwerg zween trager gewesen, uf den Achseln in der Statt umbher getragen, und vorher (haben sie) Fre spieltent gehabt, die wacker uf gemacht, und ist von Mans- und Weibs-Personen, von Jungen und Alten, von Großen und Kleinen ein großes

Zulauffen und Geträng (Gedränge) in allen gassen gewest, und (hat) Jedermann die große lange Wurst sehen wollen, wie denn in Wahrheit dieselbe Wurst, als von Jungen Leuten erdacht und gemacht, wohl zu sehen gewest; dieselben haben sie noch zu aschen mittwoch zu Abends zerschnitten und den Herrn Eltern (älteren Bürgermeistern) und anderen Herren des Raths, auch Ihren Freunden und Bekannten etliche Ellen davon verchret und die ubrigen Drummer (Theile) bei Frem Tanz, welchen sie Im wirts Hauß zur Ploben Flaschen am Rolen March gehalten, In Frolichkeit mit einander verzert und damit gute Fastnacht gehalten.“

Nächst der Mehgerzunft in Nürnberg, wo das Wursttragen nicht selten mit dem Schönbartspiele zugleich abgehalten wurde, that sich besonders die Fleischhauereiinnung Königsberg's in der Fabrikation riesiger Wursteremplare hervor. Die Wurst, welche dort am ersten Januar 1601 von 103 Fleischhauer knechten getragen wurde, war 1005 Ellen lang und wog 885 Pfund. Die Herstellungskosten dieser Riesenwurst beliefen sich auf 412 Thlr. 16 Gr. 3 Pf.

Wie lange sich die Sitte des großen Wursttragens erhielt, vermögen wir nicht zu sagen. In Bittau veranstalteten noch im Jahre 1726 die Fleischhauergesellen am Fastnachtsdienstag einen öffentlichen Aufzug und führten dabei eine zu dem Zwecke verfertigte Bratwurst von 626 Ellen mit sich herum. Wir schließen hieraus, daß das beregte Handwerkerfest bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in manchen größeren Städten Deutschlands stattfand.

Aus den Werkstätten des Böttchergewerks.

In einem der früheren Capitel haben wir bereits auf die reiche Mannichfaltigkeit, den edlen Geschmack, die unübertreffliche Solidität hingewiesen, durch die sich die Erzeugnisse des deutschen Kunsthandwerks der Vergangenheit auszeichneten. Auf den nachfolgenden Blättern wollen wir nun die Geschichte einer Reihe Kunstwerke schildern, die, hervorgegangen aus den Werkstätten des Böttchergewerks, theilweise noch heute ein berebtes Zeugniß von der hohen Geschicklichkeit und dem ausdauernden Fleiße der Böttcher ablegen; wir sprechen von den großen berühmten Fässern, jenen durch ihr Alter und ihre Arbeit gleich interessanten Schöpfungen der Kunstzeit.

Der bekannteste Repräsentant dieser Monumente des Gewerbefleißes und der Geschicklichkeit unserer Alvordern ist ohne Zweifel das Riesensaß, welches unter den Ruinen des malerisch oberhalb Heidelberg auf dem Kettenbühl gelegenen Schlosses aufbewahrt wird. Die Sehenswürdigkeit des durch die Franzosen im pfälzisch-französischen Erbfolgestreite mit rohem Vandalismus verwüsteten Fürstenbaues ist indeß, wie Berlepsch, dem wir in unserer Darstellung folgen, berichtet, nicht das alte ursprüngliche Heidelberger Faß, sondern vielmehr der dritte Nachkomme desselben.

Die Entstehung des ersten großen Fasses datirt aus dem

letzten Decennium des 16. Jahrhunderts. Johann Casimir, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Baiern, führte während der Minderjährigkeit des Pfalzgrafen Friedrich IV. als dessen Vormund die Verwaltung des Churfürstenthums. An einem schönen Tage des Jahres 1589 stand er mit mehreren Freunden auf dem Altane des Schlosses und ließ seine Blicke über die Gegend des herrlichen und gesegneten Rheinthales schweifen. Hingerissen von dem bezaubernden Landschaftsbilde faßte er den Entschluß, den späteren Geschlechtern ein eigenthümliches Denkmal seiner vormundschaftlichen Regierung zu hinterlassen und zugleich dem „Freundengeber des Lebens“, dem Weine, einen würdigen Tempel zu errichten. Johann Casimir war ein Mann der That. Ungesäumt ließ er den geschickten Faßbindermeister Michael Warner aus der freien Reichsstadt Landau zu sich kommen und trug diesem die Anfertigung des großen Fasses auf. Michael Warner löste die ihm gewordene Aufgabe zur vollen Zufriedenheit des Pfalzgrafen. In einem Zeitraume von zwei Jahren, also im Jahre 1591, hatte er das große, einfache und dabei doch schöne Werk vollendet und erhielt als Lohn für seine Arbeit 1500 fl. Das Faß selbst hielt 132 Fuder, 3 Ohm und 3 Viertel; es hatte eine Länge von 27 Werksschuhen und war aus 112 Dauben gebildet, die durch 24 eiserne Reifen zusammengehalten wurden. Zu Letzteren waren allein 122 Centner Eisen verwandt worden. Das Wahrzeichen an diesem ersten Heidelberger Faß war eine Nachteule, ein Affe und ein Löwe ohne Zunge. Außerdem hatte der Pfalzgraf den Faßriesen noch mit fünf sitzenden Löwen verzieren lassen. Der größere derselben saß auf dem Scheitel der Vorderseite, die vier kleineren begrenzten die Ecken.

Vierzig Jahre hatte das vielfach bewunderte Werk des Meisters Warner unter der Ruprechtinischen Capelle, die damals noch in ihrem ehrwürdigen Schmucke auf dem Burghofe stand, geruht, als es bei der Belagerung des von den Kaiser-

lichen besetzten Schlosses im Jahre 1633 zu Grunde ging. Lange Zeit lagen die Trümmer des Colosses unbeachtet, ja fast vergessen da. Erst nach Beendigung des unseligen dreißigjährigen Krieges und nach dem Eintritte geordneter Zustände erinnerte man sich wieder der Reste des Faßriesen. Zum Zeichen des wiederkehrenden Frohsinns ließ der Pfalzgraf und Churfürst Karl Ludwig die auf Befehl seines Urgroßvater-Bruders erbaute Sehenswürdigkeit des Heidelberger Schlosses durch den churfürstlichen Hofkellermeister Johann Maier im Jahre 1664 wieder herstellen und bis zu einer Höhe von 21 und einer Länge von 30 Werkschuhen vergrößern. Das neue Werk konnte 204 Fuder, 3 Ohm und 4 Viertel in sich aufnehmen. Es war gleich dem ersten Faße mit 24 eisernen Reifen umgeben, doch wies es reichere, buntbemalte Schnitzereien, wie jenes auf. Auf der Höhe der Vorderseite thronte ein großer Bacchus, den Becher in der Rechten haltend und auf einem gebändigten Löwen reitend. Unterhalb des Weingottes war das churfürstliche Wappen angebracht. Um den Rand der Vorderseite schlang sich Weinlaub in Form einer Arabeske. Zwischen den Trauben lugten vier Sathren hervor, die auf Blasinstrumenten spielten. Auf dem Rücken des Faßes befand sich ein Altan, der drei Paaren genügenden Raum zum Tanzen bot. Das Wahrzeichen des renovirten Faßriesen bestand aus einem Affen und einem aus drei Nasen, drei Mäulern und viegen Augen spaßhaft zusammengesetzten Gesichtsmaske. In den vordern und hinteren Boden des Faßes waren 64 Reimzeilen in 8 Abfätzen eingegraben. Dieselben schilderten die Geschichte dieses renovirten Heidelberger Faßes und enthielten zugleich ein Lob des Weins. Da die Verse wohl nur wenigen Lesern bekannt sein dürften, so lassen wir sie nachstehend folgen.

Auf der vordern Seite stand:

Als tausend und fünfhundert Jahr
Und neunzig eins die Jahrzahl war,

Da Fürst Johannes Casimir
War dieses Landes Schutz und Bier;

Ward hier ein großes Faß erbaut,
Und als ein Wunder angeschaut,
Deßgleichen zu derselben Zeit
War keines in der Christenheit.

Nachdem hat man auch in dem Reich
Berühmte Fässer, unserm gleich,
Als man die Sache nachgedacht,
Und etwas größer auch gemacht.

Hernach das Faß viel Jahre stand,
Daß man es nicht mehr brauchen kunt;
Hielt weder Wasser, Bier noch Wein,
Lag in dem Keller nur zum Schein.

Karl Ludwig, Churfürst Hochgeboren,
Des Landes Trost von Gott erkoren,
Bracht in die Pfalz, nach vielem Leyd,
Den Segen, Ruh und Sicherheit.

Was Feindeshand, was Schwerdt verheert,
Was Kriegesfeuer hat verzehrt,
In diesem Lande, Schloß und Stadt
Der fromme Fürst erneuert hat.

Auf dessen Willen und Geheiß,
Daß Heidelberg erhielt den Preis,
Ward dieses Faß so aufgeführt
Und, wie man siehet, ausgeziert.

Gott segne diese Pfalz am Rhein
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
Daß dieses Faß und andere mehr
Nicht wie das alte werden leer.

Auf der andern Seite stand:

Der Wein erquicket Jung und Alten
Und wird darumben aufbehalten;
Er giebt dem Landsknecht Heldenmuth,
Daß er frisch waget Leib und Blut.

Wann Jörg von Brunsberg *) leben sollte
Und seinen Knechten geben wollte
Gewehr und Harnisch, glaubet das,
Sein Zeughaus wäre dieses Faß.

Man untersteht sich vieler Sachen,
Und will, was gut ist, besser machen;
Der aber übertreffen wollt'
Dieß Faß sich wohl besinnen sollt'.

In diesem Faß sind eingeschlossen
Viel schöner Sprüch', auch Schimpf und Possen,
Nachdem in seinem Hirn der Mann,
Der trinkt, den Wein vertragen kann.

Wir können vieler Ding entbehren,
Auch dieß und jenes nicht begehren;
Der werden wenig Männer sein,
Die Weiber hassen und den Wein.

Der Wein uns fremde Sprachen lehrt,
Den Blöden Herz und Muth vermehrt;
Berauscht man sich, so werden gleich
Der Knecht ein Herr, der Bettler reich.

Der Wein und Gold sind hochgeachtet,
Ein jeder Mann nach beiden trachtet;

*) Jener tapfere, schwäbische Ritter, der sich als Feldherr des Kaisers Karl V. in den Kriegen gegen Franz I. von Frankreich und den Papst Clemens VII. einen Namen erwarb.

Der Mann bestehet in der Welt,
Der mäßig brauchet Wein und Geld.

Man brauet Bier im Land zu Weissen,
In Sachsen, Pommern, Holland, Preußen;
Gottlob! die edle Pfalz am Rhein
Gibt uns und ihnen guten Wein.

In den vier Ecken des Fasses, in welchen die Wahrzeichen
des Werkes angebracht waren, standen folgende kleine Reime:

„Seid willkommen hier bei diesem Faß,
Kein größeres gefunden wird, als das.“

Unter dem Wahrzeichen, welches ein aus drei Augen, drei
Mäulern und vier Augen zusammengesetztes Gesicht vorstellte,
war zu lesen:

„Eben mit dir sind unserer Bier.“

Das andere Wahrzeichen, der Affe, trug die Unterschrift:

„Warum sollt ich nicht fröhlich sein,
Bin ich doch allzeit bei dem Wein.“

Der Reim in der vierten Ecke endlich lautete:

„Ich habe mehr große Faß gesehen,
Das behält den Ruhm muß ich gestehen.“

Der Dichter dieser Verse, welche manche treffliche Wahr-
heiten in humoristischer Form aussprechen, führte den Namen
Joseph Tannenberg. Der Bildhauer, welcher die Figuren
schnitt, hieß Reinhard von Werth und der Maler, welcher
den Bildnereien den Farbenüberzug gab, Rötger Franz.
Auch die Namen der andern Meister, welche an dem Baue des
großen Fasses mitwirkten, sind auf die Nachwelt gekommen; es
waren der Hofschreiner Christoph Wächter, der Hofzimmer-
mann Hans Kleb und der Stadtschlosser Eberhardt Liebler.

Ueber dem auf Geheiß des Churfürsten Karl Ludwig im
größeren Maßstabe wiederhergestellten Faßriesen waltete ein
eigener Unstern. Noch waren keine 25 Jahre seit der Restauri-

rung des Wertes verfloßen, als Ludwig XIV. seinen dritten Raubkrieg begann. Die Franzosen fielen plötzlich in die deutschen Grenzlande ein, verwüsteten zweimal, 1689 und 1693, Heidelberg auf's Furchtbarste, sprengten das stolze Fürstenschloß auf dem Fetztenbüchel in die Luft und verwandelten die blühenden Gefilde der Pfalz in eine traurige Einöde. Wohl machte der Friede von Rijswik im Jahre 1697 dem Morden und Sengen der Räuberhorden Melac's ein Ende, aber nur sehr langsam erholten sich die Landstriche am Rhein von den Wunden, die ihnen die heutelustige, verwilderte Soldateska des allerschristlichsten Königs geschlagen. In dieser Zeit der Noth und des Schreckens dachte Keiner an das renovirte Heidelberger Faß. Durch einen glücklichen Zufall vor der Zerstörungswuth der Franzosen gerettet, lag des Weines ehrwürdiges Haus 40 Jahre lang in seinem unterirdischen Saale und verdarb und verlöscherte. Endlich ging der Churfürst Karl Philipp daran, daß Schloß seiner Väter wieder in bewohnbaren Zustand setzen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit ließ er auch auf Betreiben seines Hofnarren Clemens Perkeo, der unter dem Namen „Cavalliere Clément“ oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, „Elementel“ weit und breit bekannt war, den verfallenden Colloß unter Aufsicht des damaligen Hofcellers Johann Anton Engler renoviren und auf's Neue mit reichen Verzierungen, sowie mit fernigen Denksprüchen versehen. Die Reparatur begann 1727 und ward im nächsten Jahre vollendet. Der allzeit durstige Elementel wurde von Karl Philipp zum Ritter und Kammerherrn des Faßkönigs ernannt und die Figur dieses Freundes des Trunkes, der, wie er sich selbst rühmte, seinem Herrn nicht mehr als täglich 18—20 Flaschen kostete, an der rechten Seite des Fasses aufgestellt. Noch heute wird die Statue der berühmten Hofnarren im Keller der Heidelberger Schloßruine aufbewahrt.

Aber auch dieses Faß trogte nicht lange dem Zahne der

Zeit; es wurde bald leet und wurmföchtig, und die Stiftung Johann Casimir's wäre wohl der Vergessenheit anheim gefallen, wenn sich nicht Churfürst Karl Theodor für dieselbe interessirt hätte. Er beauftragte 1751 den Hofkeller Johann Jacob Engler, den Jüngeren, mit der Anfertigung eines neuen, aus dem festesten Holze hergestellten Fasses. Der Bau verschlang enorme Summen. Die Herstellungskosten sollen sich auf 80,000 Fl. belaufen haben, doch gab man, um diesen nicht zu rechtfertigenden Aufwand möglichst zu verschleiern und um das schon ohnehin durch schwere Abgaben hart bedrückte Volk nicht noch mehr gegen die despotische Regierung Karl Theodor's zu erbittern, dieselben in den Amtsblättern nur auf 60,000 Fl. an. Der neue Weinpalaß, das jetzige Heidelberger Faß, übertrifft alle seine Vorgänger an Größe; es faßt nicht weniger als 250 Fuder oder 283,000 Flaschen und ruht auf acht geschnitzten, gewaltigen Trägern. Die Höhe des ganzen Werkes beträgt, von der Sohle des Kellers an gerechnet, 26 Fuß 4 $\frac{1}{2}$ Zoll. Hoch oben an der Stirnseite des Colosses ist ein großer, mit dem Churhute bekrönter Schild angebracht, der auf hellblauem Grunde den goldenen Namenszug des Churfürsten von Pfalzbaiern, Karl Theodor, trägt. Auf dem Rücken des Fasses endlich befindet sich ein geräumiger, mit einer Galerie umgebener Altan, zu dem mehrere Treppen hinaufführen. —

Ein anderes nicht minder bemerkenswerthes Faß, das schon vor dem Baue seines berühmten Heidelberger Rivalen aufgeführt wurde, lagerte im Keller des Schlosses zu Tübingen. Dasselbe führte die originelle Bezeichnung des „großen Buches“ und wurde auf Veranlassung des Herzogs Ulrich von Württemberg von dem in Bornigheim wohnhaften Faßbindermeister Simon um das Jahr 1548 aufgeführt. Zur Herstellung des Werkes erhielt der Erbauer 90 ausgesuchte Stämme Nußholz. Aus diesem Material richtete er ein

Kammerlein für das edle Gewächs her, das 24 Schuh in die Länge maß und 280 württembergische Eimer oder 45760 Maasß faßte. Für seine Arbeit erhielt Simon 150 Fl. und ein Hoffleib. Nach dem jetzigen Werthe des Geldes würde dieser Lohn in keinem Verhältniß zu der Leistung des wackeren Meisters stehen, allein in jenen Zeiten machte eine solche Summe ein ziemlich bedeutendes Capital aus. Dem großen Buche widerfuhr nicht oft die Ehre, gefüllt zu werden. Man hatte nämlich das Holz zu demselben nicht genügend austrocknen lassen, bevor man die einzelnen Theile des Werkes zusammenfügte, und in Folge dieser Unachtsamkeit wurde es bald unbrauchbar. Ueberdies brach auch noch vor der Fertigstellung des Fasses der schmalkaldische Krieg aus, ihm folgte das Augsburger Interim „mit dem Schalk hinter ihm“, und so versank denn das große Buch schon in den Tagen seiner Kindheit in Vergessenheit.

Unter den vielen Nachahmungen des alten Heidelberger Fäßriesen nennen wir hier nur das große Faß des Schlosses zu Gröningen, welches der Erbauer der Heidelberger Schenswürdigkeit, der Meister Michael Warner von Landau, im Auftrage des Bischofs Heinrich Julius von Halberstadt anfertigte. Es maß 30 Fuß in die Länge und wog an Holz und Eisen 636 Centner, mit Wein gefüllt aber 3448 Centner. Die Herstellungskosten dieses Fasses beliefen sich auf 6000 Rthlr., eine damals sehr bedeutende Summe. Schließlich sei hier noch kurz der Fässer im weltberühmten Rathskeller der freien Reichsstadt Bremen gedacht. In den großen, dunklen Räumen dieser Weinhalle lagern die ältesten Weine, die irgend ein Keller in Deutschland birgt. Dort liegen in dem Keller der zwölf Apostel zwölf kolossale, mit den Namen der Jünger bezeichnete Fässer. Letztere beherbergen in ihrem Innern den köstlichen Rudesheimer von 1726, die nicht minder vorzüglichen Riersteiner, Laubenheimer und Johannisberger

W. Koch, Geschichte des deutschen Handwerks.

von 1718. Die Perle aller berühmten Fässer im Bremer Rathskeller ist aber das Faß der alten Frau Rose, das in seinem Gewölbe, „dem Rosengärtlein“ lagert und welches wegen seines riesigen Umfangs und seiner soliden Arbeit, mehr aber noch wegen seines kostbaren, mit Gold aufgewogenen Inhalts, des Rosenweins, an Ruhm fast die Sehenswürdigkeit des Heidelberger Schlosses überstrahlt.

III. Abtheilung.

Von der Höhe herab.

Es ist kein freundlich anmuthendes Thema, mit dessen Besprechung wir die dritte Abtheilung unseres Buches eröffnen. Die vorausgegangenen Capitel beschäftigten sich zum großen Theile mit dem mittelalterlichen Flor des deutschen Handwerks, der vorliegende und die nachfolgenden Aufsätze sollen vorzugsweise von dem Verfalle der Zünfte reden.

Das langsame Sinken des deutschen Gewerbestandes von jener Höhe, die derselbe während des Mittelalters in politischer, wirtschaftlicher und socialer Beziehung eingenommen hatte, wurde zunächst durch den Rückgang der Wehrfähigkeit der Zünfte bedingt. Früher, als noch ein räuberischer, fehdelustiger Adel dem Verkehre die ärgsten Belästigungen auferlegt, war das Waffenrecht ein höchst bedeutsames Privileg der Städte gewesen. Die vernünftige, thatkräftige Ausübung des Selbstschutzes hatte die Commünen gekräftigt und die Bürger mit stolzem Selbstbewußtsein erfüllt. Seit dem Ende des 15. Jahrhundert war jedoch auf diesem Gebiete nach und nach eine vollständige Umwandlung der Verhältnisse eingetreten. Die fortschreitende Erstarkung der Fürstenmacht ermöglichte es jetzt den Landesherrn, den Widerstand der Städte zu brechen. Gutwillig oder gezwungen mußten die bürgerlichen Gemeinwesen ihre bisherige Selbstständigkeit aufgeben und sich der Autorität der Fürsten unterordnen.

Dieser Verlust der Autonomie brachte, wie leicht erklärlich, die größten Unwäzungen in dem bürgerlich-städtischen Leben dort hervor, wo bisdahin die Commünen das Recht der Selbstverwaltung in weitestem Umfange gehandhabt hatten. Mainz büßte im Kampfe mit dem Erzbischof Adolf, Grafen von Nassau am 29. October 1473 seine Reichsfreiheit ein, Halle kam 1478 in Folge innerer Zwistigkeiten unter die Botmäßigkeit des Erzbischofs Ernst von Magdeburg, Hamburg, die zweite Stadt der Hanse, wurde dem Dänenkönig erbunterthänig, und in Regensburg setzte Maximilian I., „der letzte Ritter“, welcher 1493 den deutschen Kaiserthron bestieg, einen Reichshauptmann ein.

So sehen wir denn, wie aller Orten die erstarrte Fürstenmacht sich ausbreitet und, gestützt auf die unter dem Kaiser Friedrich II. von Sicilien zuerst aufgetommenen Söldnerheere, die Selbstständigkeit der Städte und mit ihr den politischen Einfluß der Hünfte bricht. Begünstigt ward dieses Vorgehen noch indirect dadurch, daß Maximilian auf Andrängen der Stände am 7. August 1495 ein Reichsgefez erließ, welches das Fehderecht im Innern des Reichs aufhob und den ewigen Landfrieden verkündigte. Zur Aufrechthaltung des Letzteren wurde das Reichskammergericht eingesetzt, dessen Beisizer der Kaiser „mit Rath und Willen“ der Reichsstände ernannte. Ohne Frage schuf sich Maximilian durch die Verwirklichung dieses langersehnten Werkes ein großes Verdienst. Nicht minder gereichte es ihm zur Ehre, daß er sich um die Förderung der Kunst und Wissenschaft ernstlich bemühte und hierdurch auf dem Felde der Literatur ein neues Leben anregte, das die schönsten Früchte zeitigte und die deutschen Gelehrten zu Lehrmeistern anderer Völker machte. Auf die Bewilligung und Unterstützung dieses Kaisers hin richtete auch Baptiste von Taxis um's Jahr 1516 das erste reguläre Postwesen ein. Mit der fortschreitenden Entwicklung der Cultur fand indeß

auch das den deutschen Landen ganz fremde römische Recht Aufnahme in das Gerichtsverfahren unseres Volkes. Wir zollen diesem Rechte gewiß hohe Achtung, denn nie hat es ein Gesetzbuch gegeben, das logischer und correcter abgefaßt war, als das römische. Trotzdem müssen wir die Einführung desselben beklagen und seine Anwendung in der deutschen Rechtspflege als eine Krankheit jener Zeit bezeichnen, die das Studium des classischen Alterthums mit besonderer Vorliebe trieb und dabei, verleitet durch die glänzenden Erscheinungen der politischen Geschichte der Römer und Griechen, zu einem wegwerfenden Urtheile über das Wesen der eigenen germanischen Verfassung gelangte. Die mittelalterliche Scholastik übersah es leider gänzlich, daß ein Recht unter keinen Umständen etwas Anderes sein darf als der vernünftige Ausdruck des Volksgestes. Wie konnte man aber dies von einem Rechte behaupten, das, in einer todtten, der lateinischen Sprache geschrieben, den Begriff eines lebendigen Rechtes niemals aufkommen ließ. Ueberdies wurde das römische Recht weder von den Richtern, noch den Parteien verstanden und die Anwendung desselben führte deshalb zu den langwierigsten Processen, deren enorme Kosten die Streitenden ruinirten.

Zu den oben angeführten Momenten, welche den politischen Einfluß, sowie die selbstbewußte Kraft der Städte und Zünfte ungemein schwächten und an die Stelle bürgerlichen Gemeinfinnes kleinliche Selbstsucht setzten, trat noch mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts ein großes, welterschütterndes Ereigniß: die Reformation. Letztere hatte für das Judenthum sehr weitgehende Folgen. Schon lange wurde das Bedürfniß nach einer Verbesserung der Kirchenverfassung von den germanischen Stämmen empfunden. Namentlich hatte sich in Deutschland die Nothwendigkeit einer solchen Reform fühlbar gemacht. Denn hier lag die Verderbniß der Kirche offen zu Tage, hier waren alle von den Concilien beschlossenen Reformen völlig

wieder aufgegeben und hier hatte mit der zunehmenden Bildung der Gedanke an eine Erhebung gegen das allmächtige Papstthum in allen Kreisen der Bevölkerung lebhaften Anklang gefunden. Aber noch bebt man vor den Konsequenzen dieses Schrittes zurück. Erst als Luther auf dem Plane erschien, als er, der echte Volksmann, der begeisterte Kämpfer für sittliche Wahrheit, laut und energisch die Abstellung der dringendsten Beschwerden forderte und dann, durch die Machinationen eines Teufel zu rücksichtslosem Auftreten getrieben, durch den Anschlag der 95 Thesen gegen den Ablasshandel an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg am 31. October 1517 den Kampf wider das Papstthum offen aufnahm, — gewann die religiöse Bewegung einen ernsthaften Charakter. Und das Feuer, welches Luther entzündet, griff rasch um sich. Aller Orten begrüßte man das mannhafte, kühne Auftreten des Reformators mit heller Freude, insbesondere aber war es der zünftige Gewerbebestand, unter dessen Mitgliedern die neue Lehre die zahlreichsten und begeistertsten Anhänger fand. Dieser nie erhaltende Eifer, diese ausdauernde Treue der Handwerker für die Sache der Reformation wurde freilich in erster Linie durch die religiöse Begeisterung und den Haß gegen den schändlichen Mißbrauch der Kirchengewalt bedingt, in zweiter Linie empfing dieselbe jedoch auch dadurch immer neue Nahrung, daß die katholische Geistlichkeit die Industrie hart bedrückte, indem sie sich der Zahlung der öffentlichen Abgaben zu entziehen wußte und außerdem allerlei gewinnbringende Gewerbe trieb. Dagegen erstand der Reformation in dem Enkel Maximilian's I., dem Kaiser Karl V. der entschiedenste und gefährlichste Gegner. Der Sohn Philipp's von der spanischen Johanna erkannte nämlich sehr richtig, daß das Werk Luther's die kirchlich-politische Einheit des Reiches gefährde. Er wandte sich deshalb mit aller ihm innewohnenden Energie gegen die neue Lehre und die treuesten Verfechter derselben,

die Zünfte, in denen er nicht nur die Feinde der katholischen Kirche, sondern auch seine eigenen bekämpfte.

Die Folgen dieser zunftfeindlichen Politik Karl's V. sollten sich gar bald zeigen. Ueberall dort, wo ihm das Glück der Waffen die Macht dazu gab, begünstigte der Kaiser die Forderungen der Feinde seiner Feinde, der herrschsüchtigen, durchweg gut katholisch gesinnten Patrizier und hob die von den Handwerkern in den Zunftstürmen erstrittenen politischen Rechte des Gewerbestandes entweder ganz auf oder schmälerte dieselben der Art, daß sie jede Bedeutung verloren. Augsburg, Ulm und Straßburg erhielten eine neue Verfassung, welche den Geschlechtern das Uebergewicht im Stadtregerimente einräumte. Noch schlimmer erging es Constanz. Diese Stadt hatte sich dem schmalkaldischen Bunde angeschlossen und über dieselbe war in Folge dessen von dem Kaiser am 6. August 1548 die Reichsacht verhängt worden. Die Heldenthat eines Wehgermeisters, dessen Namen leider keine Chronik meldet, hielt den Vollzug der Acht, welche der Kaiser einen Haufen Spanier übertragen, auf. Schon hatten die überlegenen Feinde nach kräftigem Widerstande der Bürger die Vorstadt erobert und schon wollten sie in die innere Stadt eindringen, als sich der entschlossene Zunftgenosse mit bloßer Brust auf der Petershauser Brücke den heranstürmenden spanischen Söldlingen entgegenwarf, zwei der Vordersten mit riesigen Kräften packte und sich mit ihnen über die Brustwehr der Brücke in den Rhein stürzte, der Freund und Feind in seine Fluthen begrub. Der Tod des muthigen Bürgers, der, ein zweiter Arnold Winkelried, sich für die Rettung seiner Vaterstadt opferte, brachte Verwirrung in die Reihen der Spanier. Das Zunftheer, zur neuen Tapferkeit entflammt, sperrte die Thore der Stadt und setzte dem wieder vordringenden Feinde einen so entschiedenen Widerstand entgegen, daß er abziehen mußte. Karl V. beauftragte hierauf seinen Bruder Ferdinand, dem er schon bei seiner Thronbesteigung die öster-

reichischen Erblande überlassen hatte und der auf sein Betreiben 1531 zum römischen König erwählt war, mit der Vollziehung der Acht. Diefem ergab ſich die Stadt am 5. October 1548. Ferdinand ſtellte das Geſchlechterregiment in Conſtanz wieder her, nahm der Stadt die Rechtsfreiheit und wandelte ſie in eine Landſtadt des Hauſes Habsburg um.

Fast daſſelbe Schickſal, wie Conſtanz, traf Magdeburg, das damals 40,000 meiſt proteſtantiſche Einwohner zählte und welches die erſte Stadt war, die die Reformation einführte. Hier hatten der Rath und die Zünfftmeiſter im September 1545 dem katholiſchen Markgrafen Johann Albrecht die Huldigung verweigert. Karl ſtrafte dieſe Menſchen auf das Nachdrücklichſte. Er verhängte im Juli 1550 die Reichsacht über die Stadt und ſandte gegen dieſelbe das Reichsexecutionsheer. Nach hartnäckiger Gegenwehr mußte Magdeburg den Belagerern ſeine Thore öffnen und in einem Vergleiche vom 1. October 1551 außer dem Kaiſer und dem Erzbischof auch die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg als gemeinſame Herren anerkennen. Ferner verpflichtete ſich die Stadt zur ſtricten Beobachtung der Reichstagsabſchiede und der Beſchlüſſe des Reichskammergerichts und erkannte das Letztere ausdrücklich als das Forum zur Entſcheidung der zwiſchen ihr und dem Erzſtift und dem Domcapital ſchwebenden Streitigkeiten an. Außerdem mußte die Stadt noch als Entſchädigung der Kriegskosten 40,000 Gulden Strafe zahlen und dem Churfürſten von Brandenburg 12 Stück Geſchütze ausliefern.

Auch den mächtigſten Städten im deutſchen Norden blieb nichts Anderes übrig, als ſich den Forderungen des Kaiſers zu fügen und mit dieſem mächtigſten Monarchen der Erde, in deſſen Reiche die Sonne nicht unterging, Vergleiche abzuschließen. Bremen zahlte 150,000 Goldgulden, Hamburg 100,000 Goldgulden und Lübeck und Braunschweig zuſammen 200,000 Goldgulden.

Die durch staatspolitische Beweggründe veranlaßten Maßnahmen Karls V gegen den zünftigen Gewerbestand, diesen Hort der Reformation, trafen nicht nur die Handwerker in den größten Städten, sondern auch selbstverständlich die in den kleineren Gemeinwesen. In Folge dessen wurden die Zünfte überall ihrer politischen Rechte entkleidet und in einfache Handwerkercorporation umgewandelt, deren Einfluß auf die Stadtverwaltung von nun an meistens gleich Null war.

Während so auf der einen Seite die veränderten Machtverhältnisse aller Orten zur Unterwerfung der Städte unter das territoriale Fürstenthum führten und im Vereine hiermit die politische Bedeutung der Zünfte schwand, zogen auf der andern Seite mehrere Erscheinungen den wirtschaftlichen und socialen Fall der Zünfte nach sich.

Den unmittelbaren Anstoß hierzu gaben die großen geographischen Entdeckungen und die durch die Eroberungen der Türken im Süden Europa's geschaffenen staatlichen Umwälzungen. Seit Columbus 1492 Amerika entdeckt, Vasco de Gama 1498 den Seeweg aufgefunden und Magelhaens 1520 zuerst den großen Ocean durchschiffte und die Erde umsegelt hatte, seitdem aus dem indischen Meere eine große, gewürzreiche Inselwelt aufgetaucht und die Kunde von dem Reiche der Inkas, dem Goldlande Peru, nach Europa gekommen war, seitdem der Osmanensultan Mohamed VI. 1453 Constantinopel erobert und die Herrschaft des Halbmondes auf die Donauländer und über einen Theil der Küsten des mittelländischen Meeres ausgedehnt hatten, — hatte der Welthandel neue Wege eingeschlagen. Statt wie bisher vom Oriente zu Schiff über das Mittelmeer und zu Lande mitten durch das Herz von Deutschland zu gehen, um sich von hier aus weiter nach Norden und Westen auszubreiten, ging er nunmehr auf dem atlantischen Oceane gleich in die Häfen des westlichen Europa's. Die Staaten, welche, zur nationalen Einheit erstarkt, jetzt den

Welthandel mit sicheren Händen leiteten, waren England, Frankreich, Spanien und Holland. Freilich theiligten sich nach wie vor der Kaufmannsstand in den Städten der Hanse an den gewinnbringenden Handelsunternehmungen, die sich jetzt bis in die fernsten Erdgegenden erstreckten. Auch die reichen Patrizier in den Handelsemporien des deutschen Südens, z. B. die Fuggen, die Welser und die Manlich zu Augsburg, nahmen an dem überseeischen Handel sehr regen Theil. Ja der kaiserliche Geheime Rath Bartholomäus Welser, welcher in Gemeinschaft mit den Fuggern, den Rothschilden des Mittelalters, Karl V. zwölf Tonnen Gold vorgestreckt hatte, rüstete sogar auf seine eigenen Kosten drei Schiffe aus, die 1526 nach Südamerika segelten und dort für den reichen Augsburger Kaufherrn die fruchtbare, bevölkerte Provinz Caracas in Besitz nahmen. Die Europäer verübten indeß gegen die Indianer so harte Grausamkeiten, daß sich die Ureinwohner des Landes empörten, den Statthalter Welser's, Ambrosius Dalsinger aus Ulm, sowie dessen Nachfolger, Georg Welser, ermordeten und ihre Bedränger verjagten. Ferner riefen die neuen Genüsse, welche die Europäer in Amerika und Indien kennen gelernt, neue Bedürfnisse hervor, deren Befriedigung eine erhöhte Gewerbethätigkeit erforderte. Eine bis dahin ungekannte Production entwickelte sich namentlich in den deutschen Leinenmanufacturen. Tausende von Ballen gefärbter Leinwand gingen alljährlich nach Italien und Spanien. Nicht minder begehrt waren hessisches Leinen und Barchent. Von letzterem Stoffe allein wurde jährlich ein Quantum im Werthe von 600,000 Scudi nach den Niederlanden, dem damaligen Stapelplatze des Welt Handels, gesandt. Noch im Jahre 1610 verfertigten die Webermeister, welche durchweg wohlhabende Leute waren und zahlreiche Gesellen beschäftigten, in Augsburg 475,000 Stück Barchent und 60,000 Stück Bize in Ulm 200,000 Stück und in Urach und Heidenheim das gleiche Quantum.

Daß diese rege Production in einigen Zweigen der Industrie auf den allgemeinen Zustand des deutschen Gewerbewesens keinen nachhaltigen Einfluß ausüben konnte, liegt auf der Hand. Ebenjowenig vermochten weder die Reisen, welche Kaufleute, Gelehrte und Staatsmänner nach dem Oriente unternahmen, um die Handelsverbindungen Deutschlands mit dem Morgenlande zu erhalten, noch die zu gleichen Zwecke von den Kaisern veranlaßten Gesandtschaften nach Moskau, Constantinopel und Asien den Zurückgang des deutschen Welthandels zu hemmen. Im großen Ganzen genommen war der Letztere schon am Beginne des 16. Jahrhunderts von seinem ehemaligen Höhepunkte herabgestiegen und näherte sich langsam, aber unaufhaltbar seinem Verfall. Wohl wurde die Hanse noch in den Reichstagsabschieden von 1541, 1543, 1548 und 1564 als eine Reichscorporation aufgeführt, allein diese Titulatur bedeutete für dieselbe jetzt wenig mehr, da jene Zeit, wo sie, die mächtigste „Einung“ des Mittelalters, welche über Kronen und Länder, über die ganze Ostsee und einen Theil der Nordsee geherrscht und deren Handel dem der wichtigsten italienischen Städte an Bedeutung nichts nachgegeben hatte, für immer vorüber war.

Mit dem Zurückgange des deutschen Handels starb auch der Lebensnerv des deutschen Gewerbewesens ab, die Quelle seines Wohlstandes versiegte und das Ansehen des Gewerbestandes, die wirthschaftliche Bedeutung der Zünfte schwand. „Wie sehr die Ungunst aller dieser Verhältnisse auf dem Gewerbestande lastete“, bemerkt Mascher, „ersehen wir daraus, daß selbst Augsburg, die blühendste Stadt jener Zeit, sich seit 1576 genöthigt sah, um Verringerung ihrer Matricularbeiträge, wie wohl vergeblich, zu bitten. Dasselbe that auch Lübeck auf dem Reichstage von 1582, indem es der Reihe nach die Unfälle aufzählte, die es seit dreizig Jahren erlitten hatte. Dadurch sei die Stadt in Verfall ihrer Nahrung und in große Schulden gerathen. Endlich, fährt die Stadt fort, hätte sich in diesen Jahren

durch die beständigen Kriege und die übermäßigen Erhöhungen der Zölle, durch Lizenzen und unzählige Abgaben aller Handel und Verkehr in Rußland, Liefland, Schweden, in den Niederlanden, in England, Frankreich, Spanien und Portugal, wie an der Ost- und Westsee gänzlich gelegt, wovon ehemals ihre Stadt einen großen Zugang und viel Nahrung gehabt hätte. Nunmehr wäre nichts mehr zu holen und zu erwarten, welches ihre Bürgerschaft von allem Vermögen entblöste, und sie zum Schaden und Verderben des gemeinen Wesens in Armuth und Dürftigkeit brächte. Dazu käme noch die schwere Schuldenlast, die den Ueberrest vollends aufzehrete. So schwere Klagen der noch vor Kurzem gewerblich blühenden Städte im Süden und Norden Deutschlands liefern den Beweis, daß die wirtschaftliche Bedeutung der Zünfte bereits gesunken war und der Gewerbestand seinem gänzlichen Verfall entgegen ging.“

Der wirtschaftliche und sociale Fall des Gewerbestandes hatte weiterhin als nothwendige Consequenz den Verlust der Zunftethik im Gefolge, und damit zugleich ging auch jener zähe Corporationsgeist verloren, der früher mit den herrlichsten Arbeiten seines Fleißes in Kunst und Handwerk den Weltmarkt beherrscht hatte. Nicht durch Lieferung guter Waaren, sondern durch Betrug suchten jetzt manche Zünfte ihr Fortkommen, und die Schauanstalten dienten ihnen hierzu als Deckmantel. Früher war bei dem Beschauen der Arbeit mit der größten Strenge, der peinlichsten Gewissenhaftigkeit verfahren, jetzt öffnete man dem Betrage Thür und Thor. Die Reichspolizei-Ordnung vom Jahre 1577 suchte diesem Unwesen zu steuern; sie enthielt über die Fälschung der Handwerkerwaaren folgenden Passus: „Es wäre neulich eine schädliche, betrüglische und fressende Farbe, Teufelsfarbe genannt, erfunden worden, wodurch viel Schade geschehe. Zwar nehme man Vitriol und andere wohlfeilere Corrosivmaterialien anstatt des

Waides, und das Tuch schiene dem Ansehen nach ebenso schön als mit der Waidsfarbe gefärbt, und wäre wohlfeiler, aber auch ungebraucht verdürbe es in der Truhe und auf dem Lager und würde in wenig Jahren verzehrt und durchgefressen.“ Verschiedene Städtetage, z. B. der zu Regensburg im Jahre 1576, ein anderer zu Ulm im Jahre 1580, beschäftigten sich mit den Betrügereien der Färber und erließen hierauf bezügliche Verfügungen, die dem Unfuge abhelfen sollten. Es scheinen diese Anordnungen jedoch wenig gefruchtet zu haben, denn selbst die Hanfa sah sich im Jahre 1596 genöthigt, das Färben der Seide, Seidenwaaren und Tücher mit durchfressender, schwerer Farbe zu verbieten.

Gleich den Färbern fälschten auch die Goldschmiede ihre Arbeiten. Messing wurde für Gold, Agtstein, eine Composition, die sich aus 4 Theilen Gold und 1 Theil Silber zusammensetzte, für reines Gold verkauft. Ihre Betrügereien mit dem ihnen zur Verarbeitung anvertrauten Gold und Silber suchten die Goldschmiede mit der Behauptung zu bemänteln, Gold und Silber lasse sich gar nicht rein ausscheiden. Um die schamlosen Betrügereien mit der Vergoldung der Trinkgeschirre und anderer Gegenstände zu verhindern, traf die Polizei höchst unwirthschaftliche Maßnahmen; sie verbot das Vergolden von Messing und Kupfer ganz. Dieses Verbot wurde so streng durchgeführt, daß der Nürnberger Goldschmied Sebastian Lindenast es sich zur ganz besonderen Vergünstigung anrechnen konnte, als ihm Kaiser Karl V. die Vergoldung seiner kunstvoll in Kupfer getriebenen Figuren und Gefäße erlaubte, seinem Sohne Sebald indeßes wurde das dem Vater ertheilte Privilegium schon verweigert.

Den Hauptanstoß zu diesem Verluste der wirthschaftlichen Tugenden der Gewerbetreibenden gaben die fortwährenden Kriegswirren. Der nimmer endende Waffendienst demoralisirte die Glieder des Handwerkerstandes und entfremdete sie den

Künsten des Friedens. Hierüber führt schon Heinrich von Eppenheim in der Vorrede zu seiner 1536 erschienenen Uebersetzung römischer Geschichtschreiber lebhaft Klage. „Wir sind“, sagt er, „in wenigen Jahren zu einen unerhörten und ungewöhnlichen Pracht aufgestiegen, zu deren Unterhaltung wir fremde Völker und Länder besuchen. Nicht allein der hohe und niedere Adel, jeder Schuster und Schneider, Handwerker und Bauernknecht will sich nur vom Kriege ernähren und seine Hauptbeschäftigung daraus machen. Wenn wir aber lange bei fremden Leuten herumgestreift sind, bei ihnen Kriege geführt und den besten Theil unserer Landsleute bei ihnen gelassen haben, so bringen wir doch nicht den hundertsten Theil des Geldes, um dessen Gewinnes wir hauptsächlich in den Krieg gegangen sind, wieder zurück, das wir alle Jahre für Seide, Sammt, Gold, Tücher und andere unnütze Dinge nach Welchland schicken . . . Ehemals hat man nur um des Friedens willen Kriege geführt, damit ein Wiedermann sich sammt Frau und Kinder ernähren könne. Jetzt findet man Leute, die uns das Geld abfordern und betteln, und doch sagen, ihr Handwerk wäre, Leute todt zu schlagen. Andere sprechen, sie müßten einen Herrn haben, wenn es auch gleich der Teufel wäre . . . Wie sehr ist nicht die Kühnheit solcher losen Menschen gewachsen. Es ist wahr, niemals wird die Welt in Einigkeit bleiben, daß sie nicht unter sich uneins und zwistig werden sollte, muß man aber deswegen lauter Leute bilden, die nichts Anderes thun, als schreien, saufen, fressen, Frauen und Mädchen schänden, alle Unarten und Widerspänstigkeit lehren, gerade als wenn ein Wiedermann nicht tapfer und redlich handeln könnte, als wenn es die Noth und die Rettung des Vaterlandes erforderte“.

Soweit der gelehrte sittenstrenge Autor, dessen Angaben über die damals in allen Kreisen der Bevölkerung herrschende Verwilderung durchaus nicht übertrieben sind. Sah sich doch

die Hanfa genöthigt, schon im Jahre 1351 eine Verordnung zu publiciren, in welcher bestimmt wurde, daß kein Handwerksgefelte nach überstandener Lehrzeit zum Gewerbebetrieb zugelassen werden folle, wenn er nicht vorher angelobt hätte, ſich gegen keine Stadt des Hanfabundes feindlich gebrauchen zu laſſen. Beabſichtigte der Gefelle, als Meiſter ſein eigenes Geſchäft zu eröffnen, ſo mußte er zuvor durch einen Eid bekräftigen, daß er „das Gelübde wirklich nicht übertreten habe, noch ſich deſſen zu Schulden kommen laſſen wolle.“ Gefellen und Meiſter, welche ſich zu Kriegsdienſten gegen eine Hanſaſtadt anwerben ließen, ſollten in jeder zum Bunde gehörigen Stadt vom Gewerbebetriebe ausgeſchloſſen werden. Trohdem wurde das Verbot oft übertreten und mußte deßhalb zu wiederholten Malen, z. B. in dem hanſeatſchen Abſchiede vom Jahre 1579, von Neuem eingefchärft werden. —

Im Vorſtehenden haben wir verſucht, die bewegenden Uraſachen des Verfalls der Zünfte im Allgemeinen vorzuführen. Ein vollſtändig getreues Bild aller Factoren, welche von außenher im Zerſetzungsprozeſſe des Zunftthums mitwirkten, zu geben, lag nicht in unſerer Abſicht. Eine ſolche Arbeit würde die Grenzen, welche wir uns geſteckt haben, weit überſchreiten und bei der Fülle des Stoffes eine Behandlung verlangen, die ſich nicht in den Rahmen einer einfachen Skizze bringen läßt. Ueberdies haben wir bereits an verſchiedenen Stellen unſerer früheren Artikel mancher Zunfteinrichtungen gedacht, die, obgleich weiſe erſonnen und nicht minder klug benutzt, dem Zunftthume wohl während ſeiner Blütheperiode zum Vortheile gereichten, im Wechſel der Zeit ſich jedoch als Hemmſchuhe der wirthſchaftlichen und damit auch der gewerblichen Fortentwicklung auswieſen.

Die Tuchcompagnie zu Iglau.

Es ist eine charakteristische, durch den allmäligen Verfall des deutschen Kunstthums und das Sinken des damaligen Gewerbestandes bedingte Erscheinung, daß nach dem Abschlusse des Augsburger Religionsfriedens an die Stelle jener Liebe zu Luxus und Pracht, die den Gewerbestand noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts beherrschte, der Geist duldender Genügsamkeit trat. Das Kunstthum, von der Höhe seines mittelalterlichen Flores herabgestiegen, bemühte sich jetzt nicht mehr, wie zur Zeit der Kunststürme, politische Geltung zu erringen, sondern suchte nur noch nach Mitteln und Wegen, um die immer deutlicher zu Tage tretende Armuth des Handwerkerstandes zu heben. Dieses an sich durchaus gerechtfertigte Streben erfüllte namentlich die Tuchmacher, deren Gewerbe einstmal in hohem Ansehen gestanden hatte, und das schon sehr früh in Verfall gerathen war. *)

*) Bereits am 4. Nov. 1481 bemerkte darüber die Hanja in ihrem Schriftwechsel mit dem Grafen Edzard von Ostfriesland, „daß durch den ihr verbotenen Ankauf der Wolle in England die Tuchmanufacturen in Deutschland daniederlägen, daß viele Reichs- und Landstädte, die ehemals viele Hunderte von Tuchmachern und unzählige Gesellen gehabt hätten, entweder gar keine oder doch nur sehr wenige Meister besäßen, die nur sehr geringe Tücher anfertigten.“

Ein sehr interessantes Bild dieser auf die materielle Stärkung des Wollenweberhandwerks gerichteten Bestrebungen gewährt uns eine Episode aus der Geschichte der Iglauer Tuchmacherzunft.

Zu Iglau in Mähren nahmen die Tuchmacher in socialer Beziehung die hervorragendste Stellung unter den dortigen Gewerbetreibenden ein, was seinen Grund in der Wichtigkeit dieser Handwerkergruppe für das Gedeihen der Stadt fand. Zählte doch die betreffende Zunft durchschnittlich 400 Meister, von denen fast ein Jeder zur Blütheperiode des Gewerbes je nach den im Wechsel der Zeit erlassenen Zunftordnungen bald zwei, bald mehrere Knappen (Gesellen) und Lehrlinge hielt. Dazu kamen noch eine große Anzahl Spinner und die vielen in den Walkmühlen und Färbereien beschäftigten Arbeiter. Jetzt freilich, nachdem die erstarrte Fürstenmacht die Autonomie der Zünfte gebrochen und das den Iglauer Tuchmachern zustehende Selbstgovernment durch die Handwerksordnung Ferdinand's I. vom Jahre 1527*) sein Ende erreicht hatte, waren die Zustände innerhalb der Zunft wesentlich andere geworden. Das Sinken des Handels, die fortwährenden Kriegsstürme, ein sehr ausgebildeter Monopolienzwang und wahrhaft drückende Bölle —

*) Diese Ordnung hob in Oesterreich alle Zechen und Zünfte mit ihren selbstgemachten Satzungen, Ordnungen und darüber erhaltenen Bestätigungen auf und bestimmte in ihrem ersten Theile, der von den Meistern handelte, u. a. Folgendes: „Kein Handwerk soll ohne Vorwissen des Raths und Bürgermeisters jeder Stadt Versammlungen halten; es soll jährlich zwei Meister und zwei Gesellen, die dem Handwerk und der Obrigkeit den Schwur der Redlichkeit und Treue leisten, wählen; diese müssen in Begleitung zweier Rathsmitglieder alle 2—4 Wochen Beschau halten und böse Arbeit strafen. Zwietracht im Handwerk wird nicht geduldet, der Zuwiderhandelnde bestraft, wobei Meister und Gesellen dem Rathe behilflich sein müssen. Die Beschauner sollen ohne Rücksicht sprechen und aus den Handwerksvermögen für ihre Bemühung belohnt werden“.

alles das hatte sich vereinigt, um gleichwie in andern deutschen Städten, so auch in Mährens bedeutendster Gewerbestadt den Wohlstand der einst so angesehenen Tuchmacher zu untergraben. Aber während man von Seiten des Reiches und der Einzelregierungen die heruntergekommene Wollweberei durch eine reichhaltige Collection der verschiedensten Prohibitivmaßregeln vergebens zu heben suchte, bemühten sich die Zglauer Tuchmacher, ihrem nothleidenden Gewerbe auf eine ganz andere Weise aufzuhelfen: sie beschritten den Weg der genossenschaftlichen Selbsthülfe und gründeten eine gewerbliche Association, die sogenannte „Tuchcompagnie“.

Die unmittelbaren Ursachen zur Constituirung der Gesellschaft waren die Noth und das Elend, die Eltern so mancher guten Idee. Die Concurrenz des englischen Marktes und der dadurch besonders hervorgerufene Mangel an Absatz hatten allmählig die ärmeren Meister, welche nicht auf Vorrath arbeiten konnten, sondern sich auf die augenblickliche Verwerthung der fabricirten Tuchstücke angewiesen sahen, in eine sehr precäre Lage hineingedrängt. Sie waren gezwungen, bei ihren besser situirten Collegen als Gesellen zu arbeiten oder in den städtischen Ziegeleien um kärglichen Lohn Tagelöhnerdienste zu verrichten. Aber selbst die wohlhabenderen Tuchmacher blickten trübe in die Zukunft; sie mußten sich sagen, daß bei fortwährendem Nothstande auch sie bald nicht mehr in der Lage sein würden, ihre Geschäfte fortzuführen. Etwas mußte also geschehen, sollte nicht die Existenz der Kunst in Frage gestellt und damit zugleich der schon ohnehin gefährdete Wohlstand des Zglauer Gemeinwesens vernichtet werden. Nur über das Wie tappte man lange im Dunkeln, ohne das Richtige zu treffen. Eine streng gehandhabte Schau, wie sie die Ordnung von 1527 anbefahl, erwies sich insofern unzureichend, als der gute Ruf, dessen sich das Zglauer Tuch unter solcher scharfen Controle erfreute, keinen größeren Absatz der Fabricate her-

beiführte Eine andere wirthschaftliche Zwangsmaßregel, die wiederholte Herabsetzung der Tuchzahl, welche jeder Meister innerhalb eines gewissen Zeitraums anfertigen durfte, verfehlte gleichfalls vollständig ihre Wirkung und traf überdies die noch nicht ganz verarmten Meister auf das Empfindlichste. Dazu gesellte sich noch ein Uebelstand, der klar und deutlich zeigt, wie schwer und lähmend die wirthschaftliche Gesetzgebung jener Zeit auf Handel und Gewerbe lastete. In Uebereinstimmung mit einem Beschlusse des mährischen Landtages von 1588 hatte nämlich der Stadtrath zu Iglau ein Edict erlassen, welches den Wollhandel einer Steuer unterwarf und auf die aus den benachbarten Ländern nach Mähren importirte rohe Wolle einen Grenzzoll von vier Groschen pro Stein (— 20 Pfund) legte. Mit Hülfe dieser im Reichstagsabschiede von 1555 ausgesprochenen und in die Gesetzgebung der Einzelregierungen übergegangenen unwirthschaftlichen Bestimmung glaubte man den inländischen Wollwebereien billiges Rohmaterial in genügender Menge zuzuführen und ihnen dadurch eine erfolgreiche Concurrenz mit den fremden ordinären Tuchsorten zu ermöglichen. Man täuschte sich. Zwar gestattete der beregte Erlaß den Iglauer Tuchmachern soviel Wolle, als sie zum Betriebe ihres Gewerbes gebrauchten, zollfrei einzuführen, den ärmeren Meistern erwuchs jedoch hieraus nicht der geringste Nutzen. Denn diese hatten bisher fast regelmäßig das Rohmaterial von den Händlern auf Credit entnommen und ihre Schulden erst aus dem Erlöse der fertigen Tuchstücke bezahlt. Jetzt aber, nachdem die Wolle durch das Steneredict erheblich vertheuert worden war, und die Händler, analog dem, bedeutendere Voranslagen hatten, wurde den ärmeren Meistern nur noch in sehr wenigen Fällen die Wolle creditirt. Die Tuchmacher, denen die Mittel zum Baareinkauf fehlten, sahen sich somit genöthigt, aus Mangel an Rohmaterial zu feiern.

Was Wunder demnach, wenn die Klagen des nothleidenden Gewerbes immer lauter, die Bitten um Abhülfe immer dringender wurden.

Nach so vielen nutzlosen Versuchen richtete man endlich sein Augenmerk auf das Grundübel der Crisis: den Mangel an Absatz der fertigen Waare. Wie ließ sich derselbe paralyfieren? Das Einfachste und Naheliegendste wäre ohne Zweifel gewesen, mit größeren Tuchmassen die fremden Jahrmärkte zu bereisen, allein nur Wenige unter den Zunftgenossen besaßen das zu derartigen Handelsgeschäften nöthige Geld und den hinreichenden Unternehmungsgeist. Man hätte sich freilich an die am Orte festhaften Tuchkaufleute wenden und Letztere mit dem Verkaufe der Fabricate betrauen können, aber dies verbot wieder die zwischen beiden Corporationen herrschende Spannung und Erbitterung. Denn die gleichfalls mit Zunftgerechtsamen ausgestatteten Tuchkaufleute, welche die Tücher theils im Ausschutte verkauften, theils weiter vertrieben, drückten den Preis der Waare so herab, daß die Producenten fast gar nichts verdienten.

Es blieb mithin dem bedrängten Gewerbe kein anderer Weg der Rettung, als auf irgend eine Weise, unabhängig von den Kaufleuten, sich der aufgehäuften Tuchvorräthe zu entledigen. Und da kam man denn schließlich auf den glücklichen Gedanken nach dem Beispiele der großen Kaufgesellschaften für „Specerey, Erß, Wollentuch u. s. w.“ eine „Compagnie“ zu errichten, in deren Hände der Besuch der Messen, sowie der ganze Handel zu legen sei. Freilich verhehlte sich die Zunft dabei keineswegs die großen Schwierigkeiten, welche der Gründung einer Association hindernd in den Weg traten. Man wußte sehr wohl, daß die Reichstagsabschiede alle derartigen Gesellschaften verboten hatten, und man über sah durchaus nicht, daß die Bewilligung zur Errichtung einer solchen Compagnie der Stadt Eglau eine Ausnahmestellung im Reiche einräumen würde.

Dessenungeachtet legten die Tuchmacher in Verbindung mit mehreren für das Project gewonnenen engros Kaufleuten

dem Kaiser das Statut der in Aussicht genommenen Associaten vor, und dieser ertheilte auch wider Erwarten demselben die Bestätigung am Montage nach St. Veit 1592.

Der Plan, nach welchem Rudolf II. der Compagnie erlaubte, das Gewerbe der Tuchmacher im Großen zu betreiben, ist weder in seinen Details, noch in seinen Grundzügen uns überliefert worden. Darf man indeß aus den Wirkungen der Gesellschaft auf ihre Einrichtung schließen, so trug dieselbe den Charakter eines Actienvereins. Die Betheiligung an der Gesellschaft war dem freien Ermessen eines Jeden anheimgestellt; ein Zwang zum Beitritte fand nicht statt. Zur Erwerbung der Mitgliedschaft genügte die Entrichtung eines bestimmten „Vegegeldes“. Gebrach es dem Einzelnen an Mitteln, um die Einkaufssumme allein aufzubringen, so konnten auch mehrere Personen zum Ankauf einer Actie zusammentreten Ein Monopol für den Woll- und Tuchhandel hatte der Kaiser der Compagnie nicht eingeräumt, weil ihr nicht alle Tuchmacher und Tuchkaufleute Sglau's angehörten; sie besaß einfach nur die Befugniß, neben den zünftigen Kaufleuten Handel zu treiben. Daß die Gesellschaft sich trotzdem in einer weit vortheilhafteren Situation befand, als die Händler, und die Concurrenz der Letzteren nicht zu fürchten brauchte, liegt auf der Hand. Denn da die Compagnie durch Masseneinkauf das Rohmaterial unter dem üblichen Marktpreise erstand, so vermochte sie auch wieder billiger zu verkaufen und deßhalb einen weit größeren Absatz zu erzielen, als die einzelnen außerhalb der Vereinigung stehenden Kaufleute. Ferner übernahm jedes Mitglied bei seiner Aufnahme in die Gesellschaft die Verpflichtung, nur mit der Compagnie wegen des Einkaufs der rohen Wolle und des Verkaufs der fertigen Tuchstücke in Verbindung zu treten und zu bleiben. Durch diese Bestimmung eröffnete sich die Anstalt einen umfangreichen Credit. Es flossen ihr Capitalien gegen mäßige Zinsen zu, und im Besitze der nöthigen Betriebsfonds

konnte sie nun ihre Geschäfte beginnen. Sie operirte Anfangs mit vielem Glück; hierdurch wuchs ihr Ansehen und ihr Kundenkreis, der sich bald über Mähren hinaus erstreckte.

In der That erwies sich das Princip der genossenschaftlichen Selbsthülfe als eine wirksame Panacee gegen das Uebel, an welchem die Zunft so lange gekrankt hatte. Die Association flöhte dem unter Herrschaft des Zunftzwanges erstarrten Tuchmachergewerbe Iglau's neuen Lebensodem ein und hob dasselbe plötzlich zu ungeahntem Aufschwunge. Die Compagnie hatte für alle Mitglieder Arbeit und entsprechenden Verdienst. Willig gab sie den unfreiwillig feiernden Meistern Wille auf Credit und machte es ihnen möglich, ihren Beruf wieder auf die alte Weise zu treiben. Die Folge hiervon war, daß an Stelle der früheren unheimlichen Stille ein reges geschäftiges Leben und Treiben trat. Die leerstehenden Werkstätten füllten sich wieder mit fremden Knappen, die Meister, welche während der Crisis als Gesellen gearbeitet hatten, eröffneten ihre eigenen Geschäfte; kurz, es schien, als wäre das Handwerk jetzt endlich aus seinem langjährigen lethargischen Schlafe erwacht, als sollte die Wohlhabenheit früherer Jahrhunderte noch einmal Iglau's Bürgerstande beschieden werden.

Aber leider fehlte der Tuchcompagnie die Grundbedingung zu einem gedeihlichen Wirken; sie entbehrte vollkommen des auf allgemeiner Volksbildung beruhenden genossenschaftlichen Geistes. Deshalb dauerte auch die Blüthe der Gesellschaft nur allzukurze Zeit. Das 16. Jahrhundert mit seinen Mono-, Poly- und Propolien war eben kein Boden für eine Pflanze, die zu ihrem Gedeihen des warmen Sonnenscheins der wirthschaftlichen Freiheit bedarf. Kaum war die Association über das erste Stadium ihrer Entwicklung hinaus, kaum sahen die ärmeren Tuchmacher — denn solche waren hauptsächlich der Compagnie beigetreten — die augenblickliche Noth

des Daseins von sich genommen, so wurden diese Leute nicht müde, die Leiter des aus ihrer eigenen Initiative hervorgegangenen Instituts mit Schmähungen und Verdächtigungen zu überschütten. Schon im Jahre 1601, neun Jahre nach Gründung der Gesellschaft, reichten die unzufriedenen Tuchmacher beim Landeskämmerer Währens eine Beschwerdeschrift ein. „Die Compagnie“, hieß es in der Eingabe, „bereichere sich durch Wucher; sie drücke die armen Tuchmacher, indem sie ihnen vorschreibe, wie, in welchen Farben und auf welche Art sie zu arbeiten hätten, „fast alle Monadt neue Gattung und Artikeln“; sie bezahle ferner jedes Stück um einen halben Thaler geringer, als sie solle und da selbst nur alle vierzehn Tage ein Stück; auch hätte sich die Gesellschaft nach der Vinzer Messe 1599 nicht aufgelöst*), sondern sei aus Eigennutz zusammen geblieben; auf solche Weise drücke sie das Handwerk, bringe die Meister an den Bettelstab und zwingt dieselben, ihre Häuser zu verkaufen, da sie wegen des Hausgeldes, der Türkensteuer und vieler anderer Abgaben sich ohnehin schwer erhalten könnten.“

Geht man diesen Klagen und Vorwürfen etwas näher auf den Grund, so erkennt man mit leichter Mühe, daß die Anschuldigungen ebenso ungerecht, wie die Klagen übertrieben waren. Man ersieht dies zur Genüge aus dem Rechtfertigungsschreiben, das die Compagnie auf Veranlassung des Iglauer Magistrats an den Landeskämmerer sandte, als Letzterer den Rath aufforderte, ihm die Frage zu beantworten, ob wirklich um das Privatunternehmen einiger Leute halber ein solcher Schaden, wie ihn die mißvergnügten Gewerbsgenossen angaben, über das Handwerk gekommen sei?

Der Bericht, in einer ruhigen, sachlichen Sprache gehalten, lautet in seinen wesentlichen Theilen (nach Werner**) wie

*) Wie es scheint, war der Tuchcompagnie vom Kaiser nur ein Privilegium auf je drei Jahre ertheilt worden.

**) Karl Werner, Urkundliche Geschichte der Iglauer Tuchmacherzunft, Leipzig 1861.

folgt: „Es sei wahr, daß Anfangs die Gesellschaftsgenossen einen kleinen Gewinn gehabt hätten, allein dieser wäre der vielen uneinbringlichen Forderungen halber ganz verschwunden; denn im Ober- und Niederrugarn,*) in Steiermark, Kärnten und Krain habe ihr Vertreter die ausstehenden Forderungen nicht eintreiben können, und auch die 4000 Thaler, welche die Zglouer Tuchmacherzunft schuldig sei — dürften kaum je bezahlt werden. Durch diesen Schulden- und Forderungsstand allein müsse schon der Vorwurf des Wuchers zurückgewiesen werden. Die weiteren Beschuldigungen wären ebenso grundlos, ja die Tuchmacher hätten großes Unrecht, gegen die Compagnie erbittert zu sein, da gerade diese für sie eine wahre „Schatzgrube“ sei, indem sie alle Tücher, ob gezeichnet oder nicht, gut oder böß, fehlerfrei oder mangelhaft, ablöse. Wenn manche Meister Haus und Hof zusetzten, so sei dies wahrlich nicht die Schuld der Societät, sondern der Tuchmacher selbst, welche sich leichtsinnig nicht um das Geschäft kümmern, sondern „fressen und und faulen“ und deßhalb zu Grunde gehen. Ja, dies wüste Leben sei offenbar ein Schaden für die Compagnie, indem die Beschau schlecht gehalten und dadurch die Waare miserabel erzeugt werde. Wenn sich nun die Compagnie weigere solch schlechtes Tuch um denselben Preis, wie gutes, zu kaufen, hieße es gleich, sie käme ihren Verpflichtungen nicht nach... Die Beschwerde der Tuchmacher über Beschränkung der Tuchzahl**) gehe nicht die Gesellschaft, sondern die Obrigkeit an,

*) Der seit dem Jahre 1593 wieder ausgebrochene Türkenkrieg, namentlich aber die Eroberung Raab's durch die Türken hatte der Compagnie den Handel nach Ungarn abgesperrt und ließ natürlich auch die Einbringung der dort ausstehenden Forderungen mindestens sehr zweifelhaft erscheinen.

**) Da die freie Tucherzeugung verboten war, so lag es sehr nahe, daß gewissenlose Meister durch alle möglichen Manipulationen die Beschränkung der Tuchzahl zu umgehen suchten, zumal diese fortwährenden Controllen und Hypercontrollen der Willkür der „Beschauner“ den weitesten Spielraum gewährten.

übrigens geschehe durch falsche Rabische ohnehin genug Schaden... Wenn sich die Gesellschaft 1599 nicht aufgelöst hätte, wie sie versprach, so tragen nur die ungünstigen Verhältnisse die Schuld. Die Compagnie habe zu jener Zeit eben ein ungeheures Waarenlager, aber kein baares Geld besessen, und es wäre gegen Klugheit und Gewissen gewesen, die Niederlage um einen geringen Preis loszuschlagen, zumal viele Wittwen und Waisen als Actionäre interessirt wären, die dann statt des ganzen eingelegten Capitals und dessen Zinsen nur einen Bruchtheil bekommen hätten. Um nun diesen Sturz zu vermeiden, habe sich die Compagnie zur Weiterführung des undankbaren Geschäftes entschlossen.“ ---

In dem ganzen Gebahren der unzufriedenen Tuchmacher der Genossenschaft gegenüber spiegeln sich bereits sehr deutlich die Anfänge jener Entartung ab, die später so unheilvoll zu Tage traten und den tiefen sittlichen, socialen und wirthschaftlichen Fall des zünftigen Gewerbestandes heraufbeschworen. Den Tuchmachern war nicht mehr zu helfen, weil ihnen die Lust und Freudigkeit zum Schaffen abging, weil sie die Arbeit nicht als eine Quelle des Genusses, sondern nur als eine Last, als ein nothwendiges Uebel ansahen, dem sie sich so leicht wie möglich zu entziehen trachteten. Und darum mußten auch alle Bemühungen der Compagnie, die materielle Lage der ärmeren Meister zu bessern und das Gewerbe mittelst zeitgemäßer Reformen in der Fabricationsweise zu heben, an dem Unverstande, der Kurzsichtigkeit und der geistigen Stumpfheit der unbemittelten Tglauer Tuchmacher scheitern. Letztere wollten sich eben nicht von dem alten Schlendrian trennen; es verdroß sie, daß die Compagnie die Anfertigung moderner Tücher von ihnen verlangte, und sie weigerten sich, den Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen. Sie hatten geglaubt, mit Hilfe der Compagnie ohne große Mühe und Plage ein Vermögen zu erwerben. Als diese Hoffnung nicht in Erfüllung

ging, als man ihnen zumuthete, sich tüchtig abzumühen und zu arbeiten, da suchten sie, jeder Handwerkschreibe, der Compagnie auf alle mögliche Weise zu schaden. Sie lieferten schlechte und schleuderisch gearbeitete Waaren, sie verletzten heimlich und offen die Gesetze, welche sie mit der Association verbanden, und sie ergingen sich, wie oben bemerkt, in Klagen und Schmähungen gegen ein Institut, dem sie im Grunde die Errettung vor dem Hunger verdankten. Unter solchen Umständen mußten natürlich die Geschäfte den Krebsgang nehmen und die Compagnie ihr Ansehen einbüßen.

Wir haben gesehen, daß die Gesellschaft in ihrer Resolution an den Landesunterkämmerer Dietrichstein ihr weiteres Bestehen mit dem Hinweise auf die ungünstige Geschäftslage motivirte. Dietrichstein löste nun zwar die Compagnie nicht auf, schmälerte indeß der Art ihre Privilegien, *) daß sie jede Bedeutung verlor. Vom Jahre 1601 an vegetirte sie nur noch kümmerlich fort, bis sie 1620 mit Schaden zur Liquidation schreiten mußte, obgleich die Tuchpreise damals ziemlich hoch waren.

Uebrigens hätte selbst ohne diese heftige Oppositon der Tuchmacher die gewerbliche Association der Tglauer Tuchmacher bei der Ungunst der Verhältnisse nicht mehr fortbestehen können, denn schon war durch die fieberhafte Aufregung in kirchlichen Dingen, deren ersten Act der Augsburger Religionsfrieden geschlossen, ein neuer furchtbarer Kampf, der dreißigjährige Krieg, entzündet worden.

*) Der Landeskämmerer gestattete u. a. den Tuchmachern, ihre Waaren auch dann an Fremde zu verkaufen, wenn sie der Gesellschaft verpflichtet waren.

Das Lehrlingswesen der Zunftzeit.

Die nachstehende Arbeit, welche ein Bild von der Entwicklung des Lehrlingswesens auf der Basis der Gewerbegesetzgebung des 17. und 18. Jahrhunderts zu entwerfen versucht, macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Allseitigkeit. Sie soll nur die leitenden Momente darlegen, Einzelercheinungen nur insoweit berücksichtigen, als sie zur Illustration des Ganzen dienen können.

Betrachten wir zunächst die Eigenschaften, welche ein in die Lehre aufzunehmender Knabe besitzen mußte. Hierhin gehörten in erster Linie jene allgemeine Bestimmungen, welche die Grundlage der Handwerkslehre bildeten, nämlich den Nachweis der ehelichen und ehrlichen Geburt. Bei einer Institution, in der, wenigstens zur Zeit ihrer mittelalterlichen Blüthe, die Idee des Berufs im Gegensatze zu dem Principe des Geschäftsgewinnes im Gewerbe der Gegenwart seine Verkörperung fand, lag es eben sehr nahe, alle nur irgendwie anrühenden Elemente aus dem Handwerkerstande auszuschließen. Zu bedauern ist dabei nur, daß im Laufe der Zeit die Zunftstatuten neben manchen anderen Punkten auch in dieser Beziehung zu Ausschreitungen gelangten, die den Gesetzen der Humanität und des Christenthums offen Hohn sprachen. Von dem Sage ausgehend, daß „die Handwerker so rein sein mußten, als wären

sie von den Tauben gelesen," erklärte man eine ganze Reihe von Berufsgeschäften für unehelich und die denselben Entstammenden zum Betriebe eines ehrbaren Gewerbes für unfähig. Uneheliche Kinder, ferner die Söhne von Trompetern, Gerichtsdienern, Zöllnern, Stadtknechten, Badern, Müllern, Schäfern, Todtengräbern, Nachtwächtern, Bettelbögten, Thurmbdienern, Holz- und Feldhütern und, wie sich von selbst versteht, von Scharfrichtern wurden nie und nimmer zur Erlernung eines ehrsamten Handwerks zugelassen, auch wenn ihre Erzeuger die bravsten Leute von der Welt waren und ihnen kein anderer Makel als der durch Vorurtheil und Aberglauben hervorgerufene der Abstammung anhaftete. Freilich räumten dieses schreckliche Vorurtheil spätere Reichsgesetze und Speciallandesdecrete hinweg, aber trotz alledem konnten dennoch im Anfange unseres Jahrhunderts weder Findel-, noch außer der Ehe geborene Kinder ein zünftiges Gewerbe betreiben. Wie weit übrigens die Handwerksehre in dem Zeitabschnitte, der unserer Betrachtung unterliegt, auf die Spitze getrieben wurde, mag ein Beispiel aus dem 17. Jahrhundert zeigen.

Ein Schuhmachermeister in Eisenberg, Namens Adler, hatte im Jahre 1699 einen hübschen, anstelligen Knaben, Georg Senfflingen, zum Lehrlinge angenommen, die Zunft unterfragte jedoch dem betreffenden Meister die Ausbildung des Senfflingen, weil dessen Großvater einst den Posten eines Gerichtsdieners bekleidet hatte. Der zurechtgewiesene Meister mußte sich nothgedrungen dem Beschlusse seines Amtes fügen, es kam darüber zu Streitigkeiten und schließlich zu einem Prozesse, den der Fürst Christian dahin entschied, daß dem Schuhmacheramte in Eisenberg aufgegeben wurde, „den Adler zuvörderst bei einer Strafe von 10 Thaler, oder nach Befinden eines Mehrern, dahin zu halten, daß er Georg Senfflingen gehörig aufdingen lasse und das Handwerk ihm versprochenermaßen tüchtig und gebührend lehren solle. Im Uebrigen habt

ihr dem Schuhmacherhandwerk anzudeuten, sich solcherlei Verreizungen und ungebührlichen Vorrückens zu enthalten, oder gewärtig zu sein, daß die Uebertreter zur gebührenden Strafe wirklich gezogen werden.“ —

Den Beweis jenes untadelhaften Herkommens mußte der in die Lehre zu gebende Knabe durch die Vorzeigung einer eigenen Urkunde, des sogenannten „Geburtsbriefes“ erbringen.

Wir theilen nachstehend eine derartigen Beglaubigungsschrift, die fast zwei und ein halbes Jahrhundert alt ist und in welchem einem Hufschmiede bei Gelegenheit seiner Niederlassung seine ehrliche Geburt attestirt wird, mit. Das betreffende Document ist in dem schwülstigen, schwerfälligen Kanzleistyle jener Zeiten abgefaßt und lautet:

„Ich N. auf Mithla, Krentzburg u. s. w. entbiete allen und jeden, was Würden oder Standes die seynd, denen dieser offene Brief zu sehen, hören oder lesen vorkommt, meine bereitwilligen Dienste, darneben zu wissen fügende, daß vor mir erschienen N. N. weiland Mathes N. gewesenen Hueff-Schmidts und Inwohners allhier nachgelassene Wittibe und zu erkennen gegeben, wie daß ihr Sohn N. seines Handwerkes auch ein Hueffschmiedt gesonnen wäre, in der hochfürstlichen Residenzstadt N. mit E. E. (einem ehrbaren) Handwerk der Hueff-Schmiedte sich in Zunft und allda wohnend niederzulassen, deßwegen er seiner ehelichen Geburt, ehrlichen Herkommens und Verhaltens, Rundschaft und Zeugniß dessen er sich seiner Ehren-Nothdurfft, nach, zu aller Beförderung, und sonst vorkommender Gelegenheit zu gebrauchen haben möchte, bedürfftig wäre, mit demüthiger Bitte, ihm dessen schriftlich beglaubten Schein mitzutheilen und wiederfahren zu lassen. Wenn ich denn dieses Suchen vor billig gefunden, auch vor mich selbst alle Zeit geneigt bin, einem jeden zu seiner Nothdurfft beförderlich zu erscheinen; so habe ihm solches nicht verweigern können, sondern darauf zwei meiner Unterthanen, Namens Hans N. u. Kurt N., beide

Gerichts = Schöppen und Mit = Nachbarn allhier, als glaubwürdige Zeugen vor mich erfordern lassen, dieselben mit Ernst und bei Eidespflicht, damit sie zuvörderst Gott dem Allmächtigen und mir als ihrem Gerichts = und Lehen = Junker zugethan und verwandt, befraget und eigentliche Erkundigung eingezoget, was ihnen um gedachten N. eheliche Geburt und Herkommen bewußt und es vor gründliche Bewandniß habe. Welche dann mit entblößten Häuptern, wohl bedächtig und einhellig bei ihren guten christlichen Gewissen bekannt und ausgefaget, nur diesen Bericht gethan: Daß ihnen wohlwissend, kund und wahr sey, daß mehr gedachter N. von ehrlichen christlichen und frommen Eltern erzeugt und geboren, sein rechter, natürlicher Vater wäre gewesen der ehrbare Mathes N. auch Hueß = Schmiedt und Inwohner allhier; die Mutter Magarethe N. seel. N. allhier nachgelassene eheliche Tochter welche beide Eheleute nach Gottes Ordnung und christlicher Gewohnheit sich in den Stand der heil. Ehe begeben und 3ten Sonntag nach Trinitatis Anno 1636 allhier zu Mithla öffentlich zur Kirche und Straße gegangen und sich durch den damaligen ordentlichen Pfarrer Herrn N. ehelich trauen lassen, in welchem ihrem Ehestande sie unter anderen mehren Kindern diesen ihren Sohn erzielet und zur Welt geboren den 28. Mart. 1649 allhier zu Mithla, welcher von N. mit Nachbarn allbar dem Herrn Christo in der Heil. Taufe vorgetragen von Herrn N. als noch lebendem treusleißigen Pfarrer hiesigen Orts dem Gnadenbunde Gottes einverleibt und Liborius genennet worden. Weilen denn obengemeldete Personen diese seine eheliche Geburt erzähltermaßen kräftiglich bezeuget, mir auch selbst anders nichts bewußt, als attestire hierauf zur Steuer der Wahrheit, in Kraft dieses offenen Briefes, daß oft genannter Liborius N. von ehrlichen und christlichen Eltern in einem reinen, unverdächtigen, kenschen und unbesleckten Ehebett, aus freiem deutschen Geblüte, recht, ächt und ehrlich

erzeuget und herkommen, und nicht der Art ist, welche man in ehrlichen Handtirungen, Zünften und Gewerken zu tadeln oder gar zu verwerfen pfleget. Gelanget demnach an alle und jede wie oben gedacht, denen diese Geburtskundschaft zu lesen und zu hören vorkommet, mein resp. freund- und dienstliches Witten, sie wollen solchem Allen, wie erzählet, sonder Bedenken, nicht allein vollkommenen Glauben beimessen, sondern diesen Liborius N. um seines ehrlichen Herkommens und guten Verhaltens willen zu aller Beförderung, Gunst und geneigtem gutem Willen sich recommendiret und anbefohlen seyn lassen.“—

Hatte nun der Knabe mittelst einer derartigen „Geburtskundschaft“ dargethan, daß ihm und seiner Familie nichts Ehrenrühriges anlebe, so mußte er sich, bevor er in's Handwerk aufgenommen wurde, zur Prüfung seiner Fähigkeiten einer Probezeit unterziehen, die je nach den verschiedenen Gewerben auf 2—4 Wochen festgesetzt war. Nach dem günstigen Verlaufe dieser Probezeit begann erst die eigentliche Lehrzeit. Ein Lehrcontract im modernen Sinne des Wortes scheint nicht üblich gewesen zu sein; desselben bedurfte man auch um so weniger, da der formelle Act der Aufnahme vor geöffneter Lade in Gegenwart der Zunftältesten, des Lehrherrn, der übrigen Mitmeister, des Vaters oder Vormunds des Lehrlings und des Letzteren, sowie das Einschreiben des Lehrlings in das Lehrlingenregister vollkommen dem Abschlusse eines rechtsverbindlichen Vertrages entsprach. Das Aufdingegeld, welches hierbei fast in allen Gewerken erhoben wurde, war häufig sehr bedeutend. „Ein solcher Knecht“, bestimmte Art. 28 der alten Reiger Schneiderordnung, „soll in die Stiffts-Silberkammer 1 rheinischen Gulden, dem Gewerke in die Lade vor Essen, Bier und Wachs 7 Gulden 13 Groschen in seinem Anzug geben und vor solches Alles soll der Lehrknechtsmeister geloben, damit es wie gebräuchlich gegeben und vergnügt wird.“ Nach der Böttcher-Rolle des Antes zu

W. Koch, Geschichte des deutschen Handwerks.

Tondern von 1717 hatte der Lehrling im Ganzen 7 Mark 8 Schilling lübisch zu zahlen, und zwar bei seinem Eintritt 3 Mark in die Lade des Amtes und den Beisitzern 20 Schillinge, nach Beendigung seiner Lehrzeit die übrigen 3 Mark in die Amtslade und 4 Schillinge in die Armenbüchse. Die Aufdingegebühren erreichten, wie aus diesen beiden Beispielen hervorgeht, nach und nach eine so beträchtliche Höhe, daß, veranlaßt durch die vielfachen Beschwerden, die Regierungen sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts genöthigt sahen, „Verordnungen, betreffend die Herabminderung der unziemlichen Kosten, so durch's Aufdingen und die dabei stattfindenden großen Behrungen entstanden, wodurch mancher taugliche, geschickte Knabe vom Handwerk abgehalten würde,“ zu erlassen.

Nicht zu verwechseln mit diesen Einschreibegebühren ist das Lehrgeld. Dasselbe richtete sich gewöhnlich nach der Dauer der Lehrzeit und Letztere war wieder davon abhängig, ob der Lehrling ein Meisterssohn oder ein Fremder war. In Baden durfte das Lehrgeld nach der in diesem Lande im Jahre 1763 publicirten Handwerkerordnung der Schuhmacher nicht mehr als 30 Gulden betragen; außerdem hatte der Lehrling der Meisterin ein Geschenk von 3 Mark zu machen. Dem Meister stand die Befugniß zu, seinen eigenen Sohn an ein- und demselben Tage ein- und ausschreiben zu lassen. In der Regel währte die Lehrzeit 3—4 Jahre. „Und weil denn die Nothdurfterfordert“, heißt es in dem braunschweig-lüneburgischen Reglement in Handwerksachen vom Jahre 1692, „daß einige Künste und Handwerke, sonderlich diejenigen, wobei der Schade, welchen ein unverständiger Meister oder Geselle verursacht, nicht auf sie selbstn redundiret oder von ihnen erstattet werden kann, sondern andere Leute und das Publicum darunter leiden müssen, mit mehrerem Fleiß und Exactitude erlernt werden: So sollen die Barbierer, Bader, Goldschmiede, Uhrmacher Sattler, Maurer, Zimmerleute, Klein- und Büchsen-

schmiede und Tischler zum wenigstens 4 Jahre, die übrigen Handwerker aber 3 Jahr erlernen.“ In der Mark Brandenburg umfaßte die Lehrzeit aller Handwerker 3 Jahre. Ausgenommen waren hiervon indeß die Goldschmiede, Kupferschmiede, Perrückenmacher, Müller, Seifensieder und Tuchmacher welche 4 Jahre, sowie die Glaschneider, Seidenwirker, Groß-Uhrmacher und Posamentirer, welche 5, und die Färber und Schornsteinfeger, welche sogar 6 Jahre lernen mußten. Auch scheint nach mehreren auf uns gekommenen Gesetzen zu urtheilen die Lehrperiode von den Meistern nicht selten über die Gebühr ausgedehnt worden zu sein. So durfte z. B. nach der Landes- und Polizeiverordnung für Ober- und Niederbayern vom Jahre 1616, Lib. IV. Tit. 1, Art. 4 kein Meister einen armen Knaben auf doppelte Lehrzeit ohne Geld annehmen, sondern der Knabe mußte die in den Zunftstatuten vorgeschriebene Zeit lernen und hierauf nach erfolgtem Freisprechen noch so lange bei seinem Lehrmeister als Geselle arbeiten, bis er seinen Verbindlichkeiten nachgekommen war.

Mit dem Beginne der Lehrzeit trat der Lehrling zu seinem Meister in ein patriarchalisches Dienstverhältniß. Er wohnte und aß im Hause des Meisters, dem er zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet war und der die väterliche Gewalt über den ihm zur Ausbildung anvertrauten jungen Menschen in vollem Umfange ausübte. Hierauf nimmt die eben erwähnte bayr. Landesordnung Rücksicht, indem sie bestimmt, daß „die Meister die Lehrlingen in gebührender Zucht halten, ihnen den Trug, Muthwillen und andere Ungebühr nicht gestatten sollen, sonderlich aber in der Religion und guten Sitten, soviel immer möglich, unterweisen, an denen Feiertagen zur Besuchung des Gottesdienstes halten und zur Kinderlehr schicken. Dieselben auch und damit sie ihr Handwerk desto besser lernen, zu keiner anderen Hausarbeit, als das einem Lehrlingen gebührt, gebrauchen, und da sie einer

Zucht und Strafe bedürfen, dieselbe gegen ihn mit gebührender Bescheidenheit vornehmen.“

Ueber den Contractbruch enthalten die verschiedenen Zunftrollen sehr ausführliche Bestimmungen. Man unterschied hierbei, ob der Lehrling muthwillig aus der Lehre entlaufen sei, oder der Lehrherr seinen Schutzbefohlenen durch harte Behandlung zum Verlassen der Lehre gleichsam gezwungen habe. Die Entscheidung hierüber stand den Zunftältesten unter Zuziehung des obrigkeitlichen Vorstehers, des sogenannten „Amtspatrons“ oder „Morgensprachherrn“, zu. Den ersten Fall, den leichtsinnigen Contractbruch, ahndete das Handwerkerrecht sehr strenge. Kein Meister durfte den Contractbrüchigen zur Fortsetzung der Lehre annehmen, bevor sich der Knabe nicht mit seinem früheren Meister abgefunden und diesem allen Schaden, der durch sein Entlaufen aus der Lehre entstanden, vergütet hatte. Wollte der Lehrling nicht zu seinem früheren Meister zurückkehren, so mußte er bei mehreren Handwerken auf's Neue Einschreibegebühren und Lehrgeld zahlen, sowie seine Lehrzeit von vorne wieder anfangen. Bei einem zweiten Contractbruche verscherzte er die Aufnahme in's Handwerk für immer. Milder urtheilte die Zunftgesetzgebung, wenn die Schuld auf der Seite des Meisters lag. Dann durfte der Knabe seine Lehrzeit bei einem andern Meister vollenden und sein früherer Lehrherr konnte keinen Anspruch auf den noch etwa ausstehenden Theil des Lehrgeldes erheben. War dasselbe schon ganz entrichtet, so hatte die Behörde z. B. nach der Kübler- (Küfer) Ordnung Württembergs vom Jahre 1606 die richterliche Entscheidung zu fällen. Auch durften schuldig befundene Lehrmeister, welche fortwährend Lehrlinge hielten, zufolge eines nach und nach zum Gewohnheitsrechte erhobenen Brauches bis zu dem Zeitpunkte, wo der entlaufene Lehrling seine Lehrzeit bei einem andern Meister beendet hatte, keinen Lehrling annehmen.

Bei den Baugewerken war die Entrichtung eines Lehrgeldes nicht üblich, sondern die Lehrlinge erhielten entweder von dem Meister einen jährlichen Lohn oder von dem Bauherrn durch Vermittelung ihres Meisters einen Tagelohn. Die Maurerordnung der Stadt Breslau bestimmte in Bezug hierauf Folgendes: „Denen Maurern, Steinmehrn und Maurern sollen auch die, so da bauen, vor die Lehrjungen mehr Lohnes nicht, als das erste (Lehr-) Jahr 24, das andere Jahr 30 Groschen und das dritte und letzte einen Thaler wöchentlich geben. Mehr sollen die Meister zu fordern nicht befugt sein.“ In solchen Fällen erhob der Meister von dem Vater oder dem Vormunde des Lehrlings eine Caution, die erst nach beendigter Lehrzeit zur Auszahlung gelangte und deren die Bürgen verlustig gingen, sobald der Lehrling sich Veruntrennungen von Materialien zu Schulden kommen ließ oder muthwillig aus der Lehre lief.

Erkrankte der Lehrling, so mußte der Lehrherr die Kosten der Cur und Verpflegung bestreiten. Bei einer langwierigen Krankheit des angehenden jungen Gewerbetreibenden war der Meister jedoch von dieser Verpflichtung frei. Starb der Lehrling, so wurde auf dem Wege des gütlichen Vergleichs mit dem Erben, zuweilen auch durch Bestimmung des Handwerksvorstehers die dem Lehrmeister zukommende Quote am Lehrgelde festgesetzt. Hatte der Verstorbene bereits über die Hälfte der Lehrzeit bei dem Lehrmeister zugebracht, so wurde dem Letzteren in der Regel der ganze Betrag des Lehrgeldes zugesprochen. Starb dagegen der Meister, so mußte der Lehrling bei einem andern Meister oder der etwa hinterlassenen Wittve seine Lehrzeit vollenden. Fast durchweg fand das Letztere statt, da die Frau gewöhnlich das Geschäft unter der Leitung eines Werkführers fortsetzte.

Wie man sieht, beschäftigten sich die Zunftstatuten bis in die kleinsten Details hinein mit dem Lehrlingswesen; aber

unterwirft man alle diese Vorschriften einer näheren Untersuchung, so wird man finden, daß dieselben weniger zum Schutze des Lehrlings dienten, als vielmehr im selbstlüchtigen Interesse der Meistercorporationen erlassen waren. Der Lehrling sah sich ziemlich rechtlos in die Hände seines Lehrherrn gegeben. Diesem war die Arbeitskraft des jungen Menschen auf einige Jahre zur Verfügung gestellt mit der Bedingung, daß er seinem Zögling die ihm zum Betriebe seines Gewerbes nöthigen Kenntnisse beibringe. Aber erfüllte der Meister diese Pflicht, erkannte er die tiefere moralische Verantwortlichkeit seines Lehramts? Die Antwort hierauf lautet in den meisten Fällen Nein! Wohl schrieben die Zunftordnungen dem Meister seine Pflichten gegen den Lehrling sehr genau vor. Laut der württembergischen Schneiderordnung von 1685 sollte der Meister „den Jungen zuvörderst ernstlich zur Verrichtung des Gebets, wie auch zum fleißigen Kirchenbesuche anhalten und nächst diesem zur Erlernung des Handwerkes und nicht zum täglichen Hausposseßeln und Geschäft, als Holz-, Wasser- und Kindertragen u. dgl. gebrauchen, ihn mit nothdürftiger Speis und Trank und ordentlicher Liegenschaft versehen, nicht aber ihn mit grausamen Schlägen und Stößen, wie es öfters ganz unchristlicher Weise zu geschehen pflege, tractiren; jedoch bleibe dem Meister eine erträgliche Züchtigung unverwehret.“ Nur schade, daß diese Gesetzesstelle gleich ähnlichen in der mehrfach angezogenen bayr. Landesordnung, in der heßischen Constitution von 1693 und der brandenburger Polizeiordnung von 1688 enthaltenen Bestimmungen gewöhnlich nicht befolgt wurden. Den größten Theil seiner Lehrzeit verbrachte der junge Handwerksbessene, wie notorisch feststeht, nicht in der Werkstatt mit Berufsarbeiten, sondern im Dienste der Frau Meisterin in der Küche, der Kinderstube, auf dem Felde. Ueberdies suchte der Meister ihn von den feineren

Handwerksarbeiten geüffentlich fern zu halten; denn einmal trieb ihn der Vortheil, den Lehrling nur zu groben Handarbeiten zu benutzen, dann aber auch fürchtete er, daß er mit der Einweihung in die Kunstgriffe des Handwerks, in die Auswahl der Materialien u. s. w. den jungen Menschen dereinst zu einem gefährlichen Concurrenten heranziehen könnte. Dabei war, wie sich aus der obigen Gesetzesstelle ergibt, die Behandlung des Lehrlings in der Regel eine inhumane. Meister und Meisterin, erwachsene Kinder und Gesellen, Allen diente er zum Ableiter ihrer schlechten Laune, zum Gegenstande der Belustigung und des Spottes; kurz, die ganze Lehrlingserziehung des 17. und 18. Jahrhunderts scheint vornehmlich auf die Ausbildung des Charakters im Ertragen und Dulden von Ungerechtigkeiten und Rohheiten angelegt gewesen zu sein.

Daß bei einer solchen Stellung der Lehrling ein Pflücker in seinem Berufe oder, im günstigsten Falle, nur ein mittelmäßiger Arbeiter wurde, liegt auf der Hand und bedarf keiner Erklärung. In der That enthalten die Kunststatuten nicht eine einzige practische Einrichtung, die zur Prüfung des Lehrlings auf seine Fachkenntnisse gedient hätte. Die Anfertigung eines Gesellenstücks geschah erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, als die technische Verkümmernng des Handwerks einen so erschreckend hohen Grad erreicht hatte, daß der wackere Justus Möser sich zu dem Ausrufe gedrungen fühlt: „Fast alle deutsche Arbeit hat zu unserer Zeit (zweite Hälfte des 18. Jahrh.) etwas Unvollkommenes, dergleichen wir an keinem alten Kunststück, und gegenwärtig an keinem ächt englischen Stück mehr antreffen. So sehr ist das Handwerk zugleich mit der Handlung gesunken. Die einzige Aufmunterung kommt jetzt von den Höfen, und was sollen einige wenige mit Besoldung an-

gelockte Hofarbeiter gegen Handwerker, die während des hanseatischen Bundes für die ganze Welt arbeiteten?!" Und diese Schöpfung der Gesellenprüfung geschah nicht etwa aus eigener Initiative der Interessenten, des Gewerbestandes, sondern verdankte lediglich ihr Entstehen dem Vorgehen der Regierungen, welche die Unzulänglichkeit der bisherigen Verhältnisse erkannt hatten und zur Abstellung der Mißstände mittels landesherrlicher Erlasse die Gesellenprüfung anordneten. Dessen ungeachtet war diese Einrichtung keineswegs so allgemein verbreitet, wie mancher Leser vielleicht annimmt, dieselbe wurde im Gegentheil häufig dadurch umgangen, daß man es seitens der Zunftgenossen für vollständig genügend erklärte, wenn die Handwerksältesten und Vorsteher jährlich ein oder mehrere Male unverhohft in der Werkstatt des Lehrmeisters erschienen, den Lehrling bei der Arbeit beobachteten und sich von den Fortschritten desselben überzeugten.

Das Handwerksceremoniell.

Der Schwerpunkt des ganzen Handwerksceremoniells lag unstreitig in den Formalitäten, welche nach beendigter Lehrzeit bei dem Uebertritte des Lehrlings in den Gesellenstand zur Anwendung kamen. Der Zweck, welchen man ursprünglich mit diesen symbolischen Handlungen des Freisprechens und Gesellenmachens verfolgte, entsprang der sehr richtigen Voraussetzung, daß die mit gewissen Ceremonien verbundenen Ansprachen auf das empfängliche Gemüth des zum Jüngling herangereiften Knaben einen nachhaltigeren Eindruck üben, als ein einfaches Entlassen aus der Lehre und eine im kalten Tone ertheilte Ermahnung. Darum suchte man auch in Gegenwart sämmtlicher Gewerbsgenossen durch sinnige Gebräuche, deren heitere Formen den Ernst des Augenblicks verhüllten, den jungen Handwerker auf die hohe Bedeutung jener Stunde hinzuweisen, wo sich einer der wichtigsten Abschnitte in seinem Leben vollzog, wo er aus dem bevormundeten Lehrlingsstande in den des freien, selbständigen Gesellen übertrat. Und der Moment seiner feierlichen Einweihung zum Gesellen prägte sich tief in das Gedächtniß des Junggesellen ein. Auch boten ihm die practischen Lebensregeln, mit denen die bei diesem ceremoniellen Acte gehaltenen Reden durchflochten waren, so viele Anknüpfungspunkte auf seiner Wanderschaft, daß er sich derselben immer wieder auf's Neue erinnerte.

Mit dem Dahinschwinden der großen Idee der Solidarität und Association, unter welcher die Zünfte emporgeblüht und erstarkt waren, trat aber leider der ursprüngliche Zweck des Handwerksceremoniells mehr und mehr in den Hintergrund. Die bilderreiche Sprache verschwand aus den feierlichen Ansprachen und machte einer platten, oft an's Alberne und Triviale grenzenden Ausdrucksweise Platz. Nicht minder wurden die früheren einfachen Ceremonien durch Hinzufügung von allerlei unsinnigem Formentram verunstaltet. Der ehemals so bedeutungsvolle Act des Freisprechens artete schließlich in einen mehr als derben Scherz aus, den sich die Gesellen mit dem nunmehrigen Kollegen erlaubten und wobei sie ihn die Leiden des Lehrlingsstandes noch einmal durchkosten ließen. Früher hatte der Geselle zum Zeichen seiner persönlichen Freiheit, bei solchen feierlichen Gelegenheiten einen Degen getragen, jetzt spielte der Knüttel, das Symbol der Knechtschaft, eine wichtige Rolle in dem Ceremoniell des Gesellenmachens; früher hatte der ältere Genosse dem jüngeren Gefährten die sittliche Tragweite des feierlichen Actes in ernsten, wohlge-meinten Worten vor Augen geführt, jetzt suchte er dem Neuaufgenommenen den Ernst der Handlung durch körperliche Mißhandlungen fühlbar zu machen.

Der beklagenswerthe Geist dieser sittlichen Verwilderung äußerte sich namentlich bei dem sogenannten „H o b e l n“, „H ä n f e l n“ oder „S c h l e i f e n“. Letzteres war im Grunde weiter nichts als eine empfindliche körperliche Züchtigung, die während einer langen Rede, der „S c h l e i f p r e d i g t“, welche der „S c h l e i f p a f f e“ hielt, an dem Freizusprechenden vollzogen wurde und deren sich kein Lehrling entziehen durfte. Die hierbei in den verschiedenen Gewerken üblichen Ceremonien unterschieden sich nicht wesentlich von einander. Verschieden nach Inhalt und Form waren aber die Schleifpredigten. Letztere waren dem Charakter des betreffenden Handwerks

angepaßt und enthielten neben vielen im Laufe der Zeit hinzugekommenen tollen Auswüchsen auch manche treffliche Handwerksregeln, die der junge Geselle auf seiner Wanderschaft gut verwerthen konnte. Wir theilen im Nachstehenden einige Bruchstücke aus der interessantesten Schleispredigt mit.

Dieselbe wurde ehemals bei dem Freisprechen der Böttcher-Lehrlinge gehalten. Nachdem sich alle Gewerksgenossen, Meister wie Gesellen, auf der Herberge versammelt hatten, trat der Geselle, welchen sich der frei zusprechende Lehrling zum Schleispfaffen ausgelesen hatte, in die Stube und begrüßte die Anwesenden mit folgenden Worten: „Glück herein, Gotte ehre ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich bitte Meister und Gesellen, sie wollen mir doch vergönnen, ein Wort oder zwei zu reden. Ich sage mit Günst, Meister und Gesellen. Es ist Meister M. N. sein Ziegenschurz (diesen Spottnamen führte der Böttcherlehrling) zu mir gekommen und hat mich angesprochen und gebeten, daß ich ihn heutigen Tages schleifen und seinen eigenen Namen segnen solle, nachdem es Handwerksgebrauch ist. So habe ich ihm dasselbe nicht wollen abschlagen, sondern vielmehr zusagen. So mit Günst, günstige, liebe Meister, desgleichen alle Gesellen. Ich wollte Euch Alle mit einander gebeten haben, mir zu vergönnen, daß ich den Ziegenschurz hereinhole“.

Der Lehrling, welcher zum Gesellen gemacht werden sollte, wurde hierauf in die Stube geführt. Sodann fuhr der Schleispfaffe in seiner Predigt fort: „Glück herein, Gott ehre ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen; ich sage mit Günst, Meister und Gesellen. Ich komme daher ohne alle Gefahr, es tritt mir nach, ich weiß nicht wer. Ein Ziegenschurz, der thut solches Meister und Gesellen zum Trutz, ein Reisenmörder und Holzverberber, ein Pflastertreter, ein Meister- und Gesellenverräther. Er tritt auf die Schwellen, er verräth Meister und Gesellen. Er tritt wieder davon, er spricht, er habe es

nicht gethan. Er tritt mit mir herein, er spricht, er will nach diesem seinen Schleifen auch ein guter Gefelle sein. So, mit Gunst, günstige, liebe Meister und Gefellen; es ist dieser gegenwärtige Ziegenschurz zu mir gekommen und hat mich angesprochen, daß ich ihn nach Handwerksgewohnheit schleifen und seinen ehrlichen Namen segnen solle, nachdem es Handwerksgebrauch ist. Ich hätte zwar gemeint, es wären wohl ältere Gefellen zu finden, die mehr von Handwerksgewohnheit verstanden, als ich junger Gefelle mag gelernt haben. Gleichwohl habe ich ihm doch solches nicht wollen abschlagen, sondern vielmehr zusagen, denn wenn ich ihm solches abgeschlagen hätte, so wäre es nur ein Spott und sein erstes Unglück auf seiner Wanderschaft gewesen. Derohalben will ich ihn schleifen und vorjagen, so viel als mir mein Schleifpfaß hat vorgesagt; was ich nicht kann vorsagen, daß mag er auf seiner Wanderschaft noch erfahren. Ich bitte aber Meister und Gefellen, so mir etwa ein Wort oder etliche in diesem meinem Schleifen fehlen möchten, sie wollen mir solches nicht zum Aergsten auslegen, sondern zum Besten wenden. So, mit Gunst, Meister und Gefellen, ich habe drei Umfragen zu thun, derohalben frage ich zum ersten Mal, ob etwa ein Meister oder Gefelle vorhanden wäre, der auf mich oder auf diesen gegenwärtigen Ziegenschurz oder auf seinen Lehrmeister etwas wisse, der wolle gekund aufstehen, mit Bescheidenheit vor den Tisch treten und solches bei Zeiten anmelden und hernach still schweigen, damit ich in meinem Schleifen nicht gehindert und der Schleifpathe hernach auf seiner Wanderschaft möchte geehret und gefördert werden. Das sei gefragt zum ersten Mal! Weiß aber Einer etwas auf mich, so will ich mich von einem ehrsamem Handwerk, nachdem es der Gebrauch ist, willig strafen lassen. Weiß aber Einer etwas auf diesen gegenwärtigen Ziegenschurz, so soll derselbe nicht so würdig und werth gehalten werden, daß er von mir oder einem ganzen ehrsamem Handwerk zu einem

Gefellen gemacht werden soll. Weiß aber Einer etwas auf seinen Lehrmeister, so wird derselbe sich auch, nachdem es der Gebrauch ist, billig strafen lassen. Dreimal muß ich nun fragen, ich frage daher zum andern und dritten Male.“

Erhob Niemand Einwände, so sprach der Schleifgeselle weiter: „Ich sage mit Günst, Meister und Gefellen. Ist Einer auf der Bank, so wart er nicht lang; ist Einer bei der Thür, so tret er herfür; ist Einer nächst dem Ofen, so komm er gelosen; ist Keiner an diesem oder jenem Ort, so fahr ich in meinem Schleifen fort. So aber Keiner nichts weiß, so wollen wir etwas Anderes mit einander anfangen, denn der Tag wartet unserer nicht, viel weniger Zeit und Stunde. So mit Günst, Meister und Gefellen, daß der Ziegenschurz mag auf den Tisch steigen. So mit Günst, Meister und Gefellen, daß der Ziegenschurz mag auf den Schemel steigen. So mit Günst, Meister und Gefellen, daß ich mag um den Tisch herumgehen und sehen, ob auch der Tisch wohl verkeilt ist, damit ich und mein Ziegenschurz nicht herunterfallen... Ich sage mit Günst, Meister und Gefellen, daß ich mag dem Ziegenschurz in die Haare greifen, ich in die seinigen, er in die meinigen, denn wenn er's so gut gemacht hätte in die meinen, als ich in die seinen, so würden wir der Sache nicht lange eins bleiben, es würde uns der Tisch zu schmal, die Stube zu enge, die Thür und Fenster zu wenig sein.“

Der Lehrling war währendß bereits auf den Tisch gestiegen und hatte sich auf einen bereit gehaltenen Schemel niedergesetzt. Der Schleifpaffe stieg nun gleichfalls auf den Tisch und griff dem jungen Genossen in die Haare. Hierauf traten die Gefellen der Reihe nach an den Freizusprechenden heran und zogen ihm den Sessel unter dem Leibe fort, so daß er auf den Tisch fiel. Diese grobe Neckerei wiederholte jeder Gefelle dreimal, wobei der Schleifpaffe den Gemüßhandelten

an den Haaren emporzerre und ein anderer Geselle ihn von oben herab mit Bier begoß oder „einweichte“.

Nach Beendigung der Ceremonie fuhr der Schleispfaffe in seiner Predigt fort: „Nun wohl an, das Haupt, darauf ich greife, das ist hohl wie eine Sackpfeife; darunter steht ein rother Mund, darein schickt sich ein guter Bissen, wie auch ein guter Trunk. Nun, mein lieber M. M., du hast mich angesprochen, daß ich dich heutiges Tages schleifen und deinen Namen segnen solle; so ist hier und anderswo mehr der Gebrauch, daß, wenn man Einen schleift, neben dem Schleispfaffen man auch muß zwei Schleifgöttinnen (=Pathen) haben. So siehe dich um allhier unter den Gesellen und lies dir einen oder zwei aus, die neben mir deine Schleifgöttinnen seien.“

Hatte der Lehrling der Aufforderung Folge geleistet, so redete ihn der Schleispfaffe mit folgenden Worten an: „Dieweil du nun einen Schleispfaffen und zwei Schleifgöttinnen hast, so ist hier und anderswomehr Handwerksgebrauch, daß du mußt einen andern Namen haben. So will ich dich gefragt haben, wie willst du mit deinen Schleifnamen heißen? Erwähle dir einen feinen, der kurzweilig ist und der den Jungfrauen wohlgefällt, denn wenn Einer einen kurzweiligen Namen hat, so gefällt es Jedermann wohl und trinkt ihm auch Jedermann eher ein Glas Bier oder Wein zu, daß er sonst wohl darben müßte. Sage mir's nun, wie willst du mit deinem Schleifnamen heißen, Hans Springinsfeld oder Hans Saufaus oder Hans Frisumsonst oder Hans Seltenfröhlich oder Urbanmachleinwarm oder Balthin Stemsborn oder was sonst dieser Namen mehr sind? . . . Nun, du sollst bei deinen Taufnamen bleiben und spreche wieder also: So mit Gnuß, liebe Meister und Gesellen, ich muß es derohalben anmelden, er will mit seinem Schleifnamen also heißen (es wurde nun der richtige Name des Lehrlings genannt). Ist

Einer oder der Andere da, der also heißt, so wollen wir eine Weile diesen unter die Bank stecken und jenen schleifen. Ist aber Keiner da, der also heißet, so wollen wir diesen hier behalten und schleifen. So will ich dich nun gefragt haben, was du zum Namengelde giebest oder, wie man es nennen möge, das allen Gesellen gehörig. Von (mit Hinzufügung des Heimathsortes des Lehrlings) bist du her, verehere den Gesellen eine Kuh und eine Kalb dazu, ein fettes Schwein, auch ein Paar Gänse und Hühner, ein Faß Bier und ein Faß Wein, das lieget alles an dem Rhein. Nun hast du aber weder Roß noch Wagen und kannst solches nicht auf deinem Buckel selbst hertragen. Was gedenkest du denn zu geben? Da bist du her (da sei klug) und gieb, was ein Anderer gegeben hat, so werden Meister und Gesellen mit dir zufrieden sein. . . . So mit Günst, Meister und Gesellen, daß ich fragen mag, was der Ziegenschurz zum Namengelde giebet oder ob er sonst was erleget hat. So mit Günst, Meister M. N., daß ich Euch fragen mag, geht Ihr Euren Jungen auch diesmal auszelehrt? Hat er Euch auch viel Holz und Reifen zuweicht und zerbrochen, ist er auch oft bei Bier und Wein gewesen, ist er auch schönen Jungfrauen nachgegangen? Hat er auch gern gespielt und wacker getraktirt, hat er auch gerne lang geschlafen und wenig gearbeitet, oft gegessen und zeitig Feierabend gemacht? Hat er auch seine Lehrjahre ausgestanden, wie es sich einem ehrlichen Jungen gebühret und wohl aufsteht?" — Antwort: „Ja.“ — Hast du denn nun ganz ausgelernt?" — Antwort: „Ja.“ — Ei, du kannst noch nicht ganz ausgelernt haben; schau dich ein wenig um allhier unter denen Meistern und Gesellen, wie so seine alte Meister und Gesellen hier sind, und doch hat noch Keiner ausgelernt und du willst schon ausgelernt haben? Das ist noch weit verfehlet. Gedenkst du auch ein Meister zu werden?" — Antwort: „Ja“ — „Ei, du mußt zuvor ein

Gefelle werden: Gedenkst du auch zu wandern? — Antwort: „Ja“ — „Wo willst du hin wandern? Du kannst nicht zum Thore hinauswandern, sondern du mußt zuvörderst aus deines Meisters Thür hinaus und so machst du kein Loch durch die Mauer, es fällt dir auch kein Stein und keine Ziegel auf den Kopf. . . Denn wenn du ein Loch durch die Mauer machtest, so würden die Herren nicht mit dir zufrieden sein; du müßtest es wieder zumachen lassen, dazu würde es viel Geld kosten. Somit schleife ich dich zum ersten Mal; nun, so stehe auf und kehre dich dreimal herum und sprich mir nach: Glück herein, Gott ehre ein ehrbares Handwerk. Meister und Gefellen, hiermit schleife ich N. N. zum ersten Mal und wische ihn ab. Nun wohlan, hab einen frischen Muth, deine Sache dir bald wird werden gut. Ei, so siehest du schon wie ein halber Gefelle aus.

Im weiteren Verlaufe seiner Rede verbreitete sich der Schleifpaffe über die Freuden und Leiden des Wanderlebens, ertheilte dem jungen Genossen hierbei eine Menge guter Rathschläge und tractirte ihn, so oft er seine doppelstinnigen Fragen verkehrt beantwortete, mit tüchtigen Ohrseigen. Zwischen durch wurde der Freizusprechende noch mehrere Male geschliffen oder, wenn wir uns des richtigeren Ausdrucks bedienen wollen, gemißhandelt. Originell sind in diesem Theile der Rede die Verhaltensmaßregeln, welche der Junggefelle beim Betreten einer fremden Stadt sowie auf der Herberge beobachten soll. So merke nun darauf“, befehrt der Schleifgefelle den jungen Genossen, „wenn du nun weiter gehest, so wirst du kommen vor eine Stadt. Wenn du nun nahe hinzu bist, so setze dich eine Weile nieder, lege ein gut Paar Schuhe und Strümpfe an, thue einen weißen Ueberschlag (Hemdfragen?) um und gehe darnach in die Stadt hinein. Wenn du nun wirst zum Thore hineingehen, so wird dich der Thorwächter anschreien und fragen: „Woher, junger Gefell?“ Denn die Thorwächter sind zuweilen spitzfindig, sie wollen gern

immer etwas Neues erfahren. So thue du, als wenn du es nicht hörtest und gehe immer fort. Schreiet er alsdann dich wieder an, so schreie zurück und sprich zu ihm: „Da komme ich aus dem Lande, das nicht mein ist“, so werden ihn die Andern auslachen und es wird ihm ein großer Spott sein, daß er dich fragte. Willst du da thun?“ — Antwort: „Ja.“ — Das sollst du nicht thun, sondern wenn dich Jemand fragt, so unterrichte ihn und sprich: „Da und daher komme ich;“ denn es ist an manchen Orten der Brauch, daß man den Handwerksburschen nicht pflegt einzulassen, bevor er seinen Namen von sich gegeben hat, oder er muß sein Bündel von sich hinglegen unter dem Thor und das Zeichen holen. Drum frage du den Thorwärter und sprich: „Mein guter Freund, berichtet mir doch, bei welchem Meister ist die Herberge. So wird er dir schon berichten, daß sie in dieser oder jener Gasse ist. Darnach lege das Bündel bei ihm ab und gehe auf die Herberge. Wenn du nun dahin kommst, so sprich erstlich: „Ein guter Tag! ich bitte ganz freundlich um Verzeihung; haben die Vindergesellen ihre Herberge hier?“ so werden sie es dir schon berichten. Darnach gehe hinein, grüße den Herrn Vater, die Frau Mutter, Brüder und Schwestern und wer sonst da ist. Ist die Herberge bei einem Meister, so grüße das Handwerk und sage alsdann: „Herr Vater, Frau Mutter, Bruder, Schwester und wer da ist, ich wollte Euch angesprochen haben und gebeten, ob Ihr mir so viel zu Willen seid und das Zeichen leihen wollt, damit ich und mein Bündel möchten zum Thore hereinkommen, so werden sie dir schon das Zeichen geben. Alsdann nimm es und weise es dem Thorwärter, so wird er dir das Bündel schon folgen lassen. Darnach gehe wieder auf die Herberge, gieb dem Herrn Vater das Zeichen wieder und sprich: „Ich bedanke mich ganz freundlich, daß Ihr mir das Zeichen gelehnet habt; auch wollte ich Euch angesprochen haben von wegen des Handwerks, ob Ihr mich und

W. Koch, Geschichte des deutschen Handwerks.

mein Bündel heute wollt beherbergen, mich auf die Bank und mein Bündel unter die Bank? Ich bitte, der Herr Vater wollte mir nicht den Stuhl vor die Thür setzen, ich will mich halten nach Handwerksgebrauch, wie es einem ehrlichen Gesellen zukommt.“ Alsdann wird der Herr Vater sagen: „Wenn du willst ein frommer Gefelle sein nach Handwerksgebrauch, so gehe in die Stube und lege dein Bündel in Gottes Namen ab“. Wenn du nun in die Stube hineinkommst und die Frau Mutter ist darinnen, so sprich: „Guten Abend, Frau Mutter“. Hat der Herr Vater Töchter, so mußt du sie Schwester heißen, desgleichen auch die Gesellen Brüder. An manchen Orten haben sie schöne Stuben, darinnen Hirschgeweihe angemacht sind. Da hänge dein Bündel an ein Hirschgeweihe; hat es gereget und du bist naß, so hänge deinen Mantel um den Ofen herum, ziehe deine Schuhe und Strümpfe ab und hänge sie auch daran und laß Alles fein abtrocknen, so kannst du auf den Morgen fein stark wieder fortlaufen. Willst du das thun?“ — Antwort: „Ja“. — „Ei, das sollst du nicht thun. Wenn dir der Herr Vater Herberge angesaget hat, so gehe hinein in die Stube, lege dein Bündel bei der Stubenthür unter die Bank und halte dich fein angezogen. Wenn es nun auf den Abend kommt, und der Herr Vater will essen, so wird er zu dir sagen: „Gesellschaft, komm her und iß mit uns“, so darfst du nicht sogleich hinlaufen, sondern kannst sagen: „Herr Vater ich sage Euch davor Dank“. Heißt er es dir zum andern Mal, so magst du dich wohl hinsetzen, denn zum dritten Male thun sie es gerne vergessen. Hast du Geld, so gieb etwas zu Bier, hast du aber keines, so bedanke dich gegen den Herrn Vater und und die Frau Mutter und sprich: „Ich sage Euch Dank vor Euer Essen und Trinken und allen guten Willen, wo ich heute oder morgen diese Wohlthaten Euch und den Euirigen vergelten kann, will ich's gerne thun“. Wenn es nun auf den Abend kommt, so wird dir der Herr Vater lassen das

Bett weisen. Wenn dir nun die Schwester hinauf leuchtet so sprich zu ihr, sie möge bei dir schlafen damit du dich nicht fürchtest, denn es sei in fremden Häusern nicht überall heimlich. Willst du das auch gewiß thun?" — Antwort: „Ja“. — Ei zum Kuckuck, das sollst du wohl bleiben lassen; sondern, sobald du hinauf kommst und das Bett gewahr wirst, so bedanke dich für das Hinaufführen, wünsche ihre eine gute Nacht und sprich sie möge in Gottes Namen hinuntergehen, du würdest dich schon im Dunkeln zu Bett finden. Auf den Morgen, wenn es Tag ist und die Andern aufstehen, so darfst du schon noch liegen bleiben, bis die Sonne in's Bett hineinscheint; es wird dich Niemand herausjagen, damit du ausschlafen kannst, denn du bist von der Reise müde, gelt?" — Antwort: „Ja“. — „Nein, du sollst es nicht thun, denn wenn du siehst, daß die Zeit da ist, aufzustehen, so stehe auch auf, und wenn du in die Stube kommst, so wünsche dem Herrn Vater und der Frau Mutter, Brüdern und Schwestern einen guten Morgen. Da werden sie dich vielleicht fragen, wie du geschlafen hast; so sage es ihnen, auch was dir geträumet hat, damit sie was zu lachen bekommen. Hast du nun auf den Morgen Lust, in der Stadt zu arbeiten, so sage: „Herr Vater, ich habe Lust zu arbeiten; ich sage mit Günst, daß ich fragen mag, wer schauet einem nach Arbeit um?“ So wird er's dir bald sagen, denn an manchen Orten schauet der Altgeselle um, an anderen der Bruder und an noch anderen muß man sich selbst umschauen. Wenn du nun vom Vater erfahren hast, wer einem nach Arbeit umschauet, so gehe zu dem Meister, da der Altgeselle arbeitet, grüße das Handwerk und sprich: „Einen guten Tag! Gott ehre das Handwerk; ich bitte, Ihr wollet mir es doch zu gute halten, daß ich fragen mag, arbeitet nicht der Altgeselle bei diesem Meister?“ Hierauf werden sie schon sagen: Ja. Darnach sprich: „Gefellenschaft, ich wollte Euch angesprochen haben von wegen des Handwerks Gewohnheit und Gebrauch, Ihr wollet

mir nach Arbeit umschauen, ich habe Lust hier zu arbeiten, ich will es wiederum Euch verschulden". So wird der Altgeselle schon sagen: „Gesellschaft, ich will's thun". Hernach gehe du eine Weile zum Biere oder gehe sonst spazieren, siehe dich um nach schönen Häusern oder nach der Stadt Zeichen, denn wenn man das Wahrzeichen in einer Stadt nicht weiß, so glaubt man es einem nicht gerne; der Altgeselle wird inzwischen auf der Herberge schon deiner warten. Willst du es so machen?" — Antwort; „Ja". — „Du sollst es nicht so machen, vielmehr sollst du auf der Herberge bleiben, bis der Altgeselle wieder kommt. Es ist besser, du wartest auf ihn, als daß er auf dich warten muß. Zuvor aber kannst du dich wohl umsehen; da wirst du zu dreien Meistern kommen. Der erste hat viel Holz und Reisen; der andere hat drei schöne Töchter und schenket Bier und Wein; der dritte ist aber ein gar armer Meister. Bei welchem du arbeiten? Arbeitest du bei dem, der viel Holz und Reisen hat, so wirst du ein gewaltiger Reißner werden. Arbeitest du bei dem, der Bier und Wein schenket und die schönen Töchter hat, so denken sie, du willst gerne freien, wo man frisch einschenket, tapfer austrinket und mit den schönen Jungfrauen herumspringet. Arbeitest du bei dem armen Meister, so höre ich wohl, du willst ein Reichmacher werden. Bei welchem willst du nun arbeiten? Du sollst Keinen verachten, sondern bei dem Armen sowohl arbeiten, als bei dem Reichen. . . Wenn du dich nun satt gegessen hast, so gehe fein langsam auf die Herberge. Willst du das thun? — Antwort: „Ja". — Ei, das sollst du nicht thun, sondern wenn du von dem Altgesellen weggehst, so warte seiner auf der Herberge. Wenn er nun nach Arbeit umgeschauet hat und wieder zu dir kommt, so wird er sagen: „Gesellschaft, ich habe nach Handwerksgebrauch nach Arbeit für dich umgeschauet und dieselbe gefunden". Dann sprichst du zu ihm: „Gesellschaft, ich wollte Euch angesprochen haben, daß Ihr mich doch wollet

nach Handwerksgehntheit einbringen.“ Wenn er's nun thun will, so bedanke dich zuvor gegen den Herrn Vater wegen seines Essens und Trinkens und seiner guten Herberge. Wann dich hernach der Altgefelle eingebracht hat, so bedanke dich gegen ihn auch. Hast du Geld, so sprich: „Gesellschaft, wartet, ich will lassen eine Kanne Bier holen“. Hast du aber kein Geld, so bedanke dich gegen ihn und sprich: „Gesellschaft, ich bin jetzt nicht bei Gelde; wenn wir heute oder morgen zusammen kommen, so will ich mich gegen Euch wohl wissen dankbarlich zu beweisen“. Wenn nun der Altgefelle weg ist, so gehe hinein und sprich: „Meister, was soll ich machen“. Darauf wird dir der Meister schon Arbeit, desgleichen deine Eisen geben. Wenn du nun eine Weile gearbeitet, so werden die Eisen stumpf sein, so sprich: „Meister, ich weiß nicht, ob die Eisen nicht schneiden wollen, oder ob ich nicht Lust habe zu arbeiten; drehet mir (das Rad des Schleifsteins) um, ich will die Eisen nach meiner Hand schleifen“. Willst du das thun?.. Du sollst es nicht thun, auch wenn du anfängst zu arbeiten und mehr Gefellen neben dir sind, so darfst du es dich nicht verdrießen lassen, wenn dich der Meister nicht gleich flugs oben an stellt, sondern wenn er siehet, daß du wohl arbeiten kannst so wird er dir schon eine Stelle geben“.

Nach Schluß der Rede entfernte sich der Schleiffaffe mit dem Junggefellen, um einige Augenblicke später in Gemeinschaft mit seinem nunmehrigen Kollegen wieder einzutreten. Hierbei sprach er: „Guten Tag! Glück herein, Gott ehre ein ehrbar Handwerk, Meister und Gefellen. Vorhin habe ich hereingebracht einen Biegenschurz, einen Reifennörder, einen Holzverderber, einen Pflastertreter, einen Meister- und Gefellenverrätther. Ich verhoffe, ich werde jetzt hereinbringen einen ehrlichen Gefellen. Ist etwa Einer oder der Andere da, der besser geschliffen ist als dieser, so wollen wir sie miteinander unter die Bank stecken und wieder hervorziehen, damit sie alle

Beide gut geschliffen werden... Hiermit wünsche ich dir Glück und Segen zu deinem Gesellenstande und auf deiner Wanderschaft. Gott helfe, daß es dir wohl gehe zu Wasser und zu Lande, und wo du heute oder morgen möchtest hinkommen, da Handwerksgewohnheit nicht ist, da hilf sie aufrichten. Hast du nicht Geld, so nimm Geldeswerth, hilf Handwerksgewohnheit stärken und nicht schwächen. Hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich machen, wann es sein kann, wo es aber nicht kann, da nimm dein Bündel und lauf davon."

Sobald der Gesellenpfaffe diese Worte gesprochen hatte, sprang der Junggeselle auf und rief: „Feuer“. Die andern Gesellen eilten nun herbei und begossen ihn tüchtig mit kaltem Wasser. Seinen Abschluß fand der Act des Gesellenmachens in einem Schmause, bei welchem der freigesprochene Lehrling mit einem Kranze geschmückt und ihm der erste Platz an der Tafel eingeräumt wurde.

Geradezu roh war das Verfahren, welches man beim Freisprechen der Tischlerlehrlinge beobachtete. In Gegenwart der Gewerksgenossen mußte sich der Ausgelernte auf eine Bank legen. In dieser Lage wurde er von den älteren Gesellen behoben, behackt und beschnitten, kurz alle jene Handwerksgriffe bei dem Neuling in schmerzhaftester Weise angewandt, die im Tischlergewerbe vorkommen.

Bei einigen Gewerken war es üblich, daß nach der Ceremonie der Aufnahme junge Mädchen, die „Kranzjungfern“, dem Junggesellen den Gesellenkranz aufsetzten. Ursprünglich nahm dieser Act einen würdigen Verlauf. Später verwischten sich jedoch die maßvolle Fröhlichkeit und der Anstand, die bei dem Feste geherrscht, der Ernst der Handlung schwand und die Ceremonie formte sich in eine abstoßende, Auge und Ohr beleidigende Scene um.

Bei noch anderen Gewerken mußte der junge Geselle in der ersten Stadt, welche er auf seiner Wanderschaft be-

rührte, den „Schauer“, ein großes Trinkgefäß, das mit Bier, dem man Pfeffer und andere Gewürze zugesetzt hatte, gefüllt war, in drei Zügen zum Willkommen leeren. Hatte der Junggeselle es in dem Laster des Trinkens noch nicht so weit gebracht, so mußte er eine Geldbuße erlegen.

Solchem Unfuge entsprach ein albernes Formelwesen, das „nach Handwerksgebrauch und „Gewohnheit“ mit rigoröser Strenge innegehalten wurde. Besonders legte man einen großen Werth auf den Handwerksgruß, durch den sich der wandernde Geselle den Zunftgenossen gegenüber als zum Handwerk gehörig legitimiren mußte. Dieses Erkennungszeichen, sowie die mit demselben verbundenen Ceremonien erlernte der Junggeselle entweder von seinem Lehrmeister oder von dem Altgesellen. Der Gruß wurde geheim gehalten und durfte keiner außerhalb des Gewerks stehenden Person mitgetheilt werden. Hierauf nimmt auch das im Jahre 1695 publicirte Statut der Maurer im Fürstenthum Halberstadt Bezug. „Es soll“, heißt es an der betreffenden Stelle des angezogenen Zunftgesetzes, „ein Meister, wenn er einen Diener (Gesellen) nach Handwerksgewöhnheit ausgewiesen (legitimirt hat), so hoch vermahren, daß derselbe, was ihm an Worten anvertraut ist, bei seiner Seelen Seligkeit im Herzen zu behalten und keinem Menschen, außer redlichen Maurern, zu offenbaren habe bei Verlust seines Handwerks.“

Dieser Gruß der Maurer, der im Gegensatz zu den andern derartigen Handwerksgebräuchen in eine würdige Sprache gekleidet ist und auf dessen Ausplaudern eine so hohe Strafe stand, lautete:

Fremder: „Mit Günst, daß ich meinen ehrlichen Eintritt nehmen mag vor ehrbare Meister, ehrbare Altgesellen, ehrbare Cassengesellen, wie sie hier vor offener Lade und Büchse versammelt seid. Mit Günst, das ehrbare Handwerk der Maurer in der Stadt N. N. läßt das ehrbare Handwerk und Alle, die ihm zugethan und gemäß sind, ganz freundlich grüßen.“

Altgefelle: „Mit Gunst! was ist dein Begehr?“

Fremder: „Mein Begehr ist, daß Ihr meinen ehrlichen Namen in das ehrbare Brüderchaftsbuch einschreiben, wo andere ehrbare Gefellen mit ihrem ehrlichen Namen geschrieven stehen, also mit Gunst!“

Hierauf traten die beiden Altgefellen vor und sprachen, indem sie zwei Maßstäbe kreuzweise übereinander legten:

„Mit Gunst und Erlaubniß!

Gott ehre diesen Plan

Und Alle, die hier stahn!

Ehrbare Gefellenschaft, bist du ein Brieser oder ein Grüßer?“ *)

Fremder: „Ich bin ein Grüßer.

Durch Schnee und Eis bin ich gereist,

Willst du auch wissen, wie mein Name heißt.“

Altgefelle: „Wer hat dich ausgesandt?“

Fremder: „Mein ehrbarer Lehrmeister, ehrbare Bürgen und ein ganzes ehrbares Handwerk der Maurer zu N. N.“

Altgefelle: „Worauf?“

Fremder: „Auf ehrbare Beförderung, Zucht und Ehrbarkeit.“

Altgefelle: „Was ist Zucht und Ehrbarkeit?“

Fremder: „Handwerksgebrauch und Gewohnheit.“

Altgefelle: „Wann fängt selbige an?“

Fremder: „Sobald ich meine Lehrjahre treu und ehrlich ausgestanden.“

Altgefelle: „Wann endigt sie?“

Fremder: „Wenn mir der Tod das Herz abbricht!“

Altgefelle: „Woran erkennt man den Maurer?“

Fremder: „An der Ehrbarkeit.“

Altgefelle: „Was bist du für ein Maurer?“

*) „Brieser“ oder „Brieseträger“ nannte man die wandernden Gefellen, welche in Folge der Reichstagsbeschlüsse, die das Handwerks-ceremoniell unterjagten, den Gruß nicht gelernt hatten und auf eine Rundschaf, das spätere Wanderbuch, reisten.

Fremder: „Ein Mundmaurer.“ *)

Altgeselle: „Woran erkennt man das?“

Fremder: „An meinem ehrbaren Gruß und Mundsprache“.

Altgeselle: „Wo ist das ehrbare Handwerk der Maurer in Deutschland aufgerichtet worden“.

Fremder: „Zu Magdeburg auf dem Dom“.

Altgeselle: „Unter was für einem Monarchen.“

Fremder: „Unter Kaiser Karl dem Zweiten, von der christlichen Religion an der Fünfte, im Jahre 876.“

Altgeselle: „Wie lange hat dieser Kaiser regiert?“

Fremder: „Drei Jahre“.

Altgeselle: „Wie hat der erste Maurer geheißen?“

Fremder: „Anton Hieronymus (vielleicht Hiram Abif) und das erste Werkzeug hat Balkam (Vulkan?) erfunden“.

Altgeselle: „Wie viel hat der Maurer Worte?“

Fremder: „Sieben.“

Altgeselle: „Wie lauten diese Worte?“

Fremder: „Gott grüße die Ehrbarkeit.

Gott grüße die ehrbare Weisheit.

Gott grüße das ehrbare Handwerk der Maurer.

Gott grüße einen ehrbaren Meister.

Gott grüße einen ehrbaren Polier.

Gott grüße eine ehrbare Gesellenschaft.

Gott grüße eine ehrbare Beförderung hier und aller Orten, zu Wasser und zu Lande“.

Altgeselle: „Was ist Heimlichkeit an sich selbst?“

Fremder: „Erde, Feuer, Luft und Schnee,

Wodurch ich auf ehrbare Beförderung geh.“

Altgeselle: „Was trägst du unter deinem Hut?“

Fremder: „Eine hochlöbliche Weisheit“.

Altgeselle: „Was trägst du unter deiner Zunge?“

*) Ein Maurer, der trotz des Verbotes auf seinen Gruß reiste.

Fremder: „Eine hochlöbliche Wahrheit.“

Altgefelle: „Warum trägst du einen Schurz?“

Fremder: „Dem ehrbaren Handwerk zu Ehren und mir zum Vortheil“.

Altgefelle: „Was ist die Stärke bei unserm Handwerk?“

Fremder: „Dasjenige, was Wasser und Feuer nicht verzehren kann“.

Altgefelle: „Was ist das beste an einer Mauer?“

Fremder: „Das Wasser“. —

Der übrige Theil des Handwerksceremoniells setzte sich aus Gebräuchen zusammen, die bei den Versammlungen der Gesellenbrüderschaften zur Anwendung kamen. Dieselben waren sehr umständlich und enthielten eine Menge unnützen Wortkram und abgeschmackter Reden, so daß wir auf ihre Wiedergabe wohl verzichten dürfen.

Vom Meisterstück.

Unter allen corporativen Rechten der deutschen Zünfte nahm das Meisterrecht ohne Zweifel den hervorragendsten Platz ein. Wenn man bedenkt, daß nur demjenigen Gewerbetreibenden, welcher als Meister einer Zunft angehörte, der selbstständige Betrieb seines Handwerks gestattet war, so kann man leicht die hohe Bedeutung dieses Rechtes für die gesammte Entwicklung des gewerblichen Lebens der Zunftzeit ermessen und wird die Besprechung desselben gerechtfertigt finden.

Als die erste und wesentlichste Bedingung bei der Aufnahme in eine Zunft galt bekanntlich der Nachweis der ehelichen und ehrlichen Geburt. Wollte nun der junge Handwerker sein eigenes Geschäft gründen, so mußte er in Uebereinstimmung mit diesem Grundsatz zunächst durch Vorzeigung seines Geburts-, sowie seines Lehrbriefes darthun, daß er von ehrlichen Eltern in rechtmäßiger Ehe gezeugt sei und sein Gewerbe „zunftmäßig“ erlernt habe. Ferner hatte er durch Vorlegung seiner Kundschaften, des späteren Wanderbuchs, den Beweis zu erbringen, daß er die in den Zunftartikeln seines Gewerbes vorgeschriebene Wanderzeit überstanden habe. Manche Gewerbe stellten in letzterer Beziehung sehr harte Anforderungen an den Meisteraspiranten. So mußte z. B. nach der Handwerksordnung der Schuster in Würzburg vom

Jahre 1736 der Geselle, welche das Meisterrecht erstrebte, seine auf 5 Jahre bemessene Wanderzeit mindestens 10 Stunden von der Grenze des würzburgischen Gebiets verlegt und in eine der Städte: Berlin, Straßburg, Wien, Mannheim, Cassel, Frankfurt a. M. oder Dresden gearbeitet haben. Indes konnte die Wanderzeit auch nach Gutdünken des fürstlichen Hofrathscollegiums um baares Geld abgekauft werden, und zwar kostete jedes nicht gewanderte Jahr 5 Gulden (!). Diese höchst ungerechte Begünstigung der wohlhabenden Meistercandidaten ihren unbemittelten Collegen gegenüber ist in keiner anderen uns bekannten Kunstordnung enthalten und scheint auf die Handwerker in einigen wenigen Städten beschränkt geblieben zu sein.

Nach Erledigung dieser Vorschriften stand dem Wunsche des jungen Handwerkers, Meister zu werden, formell nichts mehr im Wege. Wir sagen „formell“, denn bis zur Anfertigung des Meisterstücks und bis zur Erlangung des Meisterrechts gab es für ihn noch manche Schwierigkeiten zu überwinden. Jetzt handelt es sich hauptsächlich darum, ob er sich in seiner Heimath oder an einem fremdem Orte niederlassen, und da Meister werden und einen eigenen Hausstand errichten, Hand in Hand ging, welche Person er zu ehelichen gedanke, ob eines Meisters Töchterlein, eine Meisterswittib oder eine Fremde. So trivial es klingen mag, gerade über die Beobachtung des Brauchs, den angehenden Meister vor oder nach der Erlangung des Meisterrechts zur Verheirathung zu verpflichten, wachten die Zünfter sehr scharf. In manchen Ländern und reichsfreien Städten erhielt dieser Heirathszwang durch die Aufnahme in die Kunstartikel sogar die gesetzliche Sanction. Die Ordnungen der Tuchmacher, Sattler und Weber in Württemberg z. B. verboten ausdrücklich die Ausübung des selbstständigen Gewerbetriebes in ledigem Stande. Nach den Zimmungsstatuten der Böttcher in Bittau mußte

ein Jeder, bevor er das Meisterstück begann, sich mit einer Jungfrau oder Wittve verloben. Die Maurerzunft zu Kirchheim, jener württembergischen Stadt, welche am 18. November 1642 durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht wurde, erlaubte im Jahre 1726 nur deßhalb einem Meister das Handwerk als Junggeselle zu treiben, weil er „einen gar elenden Vater“ habe. Bei anderen Gewerben wurde der Jungmeister gezwungen, sich binnen Jahresfrist bei 10 Gulden Strafe zu verheirathen. Noch andere Zünfte hatten die Einrichtung getroffen, daß der unverheirathete Meister alljährlich eine Junggesellensteuer, das sogenannte „Brömelbier“, zur Strafe seiner Chellosigkeit erlegen und in jeder Zunftversammlung die Gründe angeben mußte, warum er sich zur Zeit noch nicht verehelichen wolle oder könne.

Aus dem Vorstehenden ersieht man, welch' großes Gewicht die Zunftmeister, die heirathsfähige und heirathslustige Töchter besaßen, auf die Verehelichung der Jungmeister legten. Es ist buchstäblich wahr, das der fremde, nicht ortsansässige Geselle oftmals nur durch eine Heirath in's Handwerk seine Niederlassung ermöglichen konnte. Chelichte er aber trotzdem nach freier Wahl und Neigung eine Fremde und wollte er sich überdies in einer anderen als seiner Geburtsstadt ansiedeln, dann mußte er noch gewisse „Muth“= oder „Sizjahre“ vor Anfertigung seines Meisterstücks aushalten. Diese Muthjahre, an die Meisterjöhne nicht gebunden waren und welche für Schwiegersöhne von Meistern, sowie für solche Gesellen, die Meisterwittwen heiratheten, erheblich eingeschränkt wurden, bestanden darin, daß der fremde Meisteraspirant eine in den Zunftartikeln festgesetzte Zeit bei einem von den Zunftvorstehern ausgewählten Meister als Geselle arbeiten mußte, bevor er zur Anfertigung der Probearbeit schreiten durfte. Gewöhnlich umfaßten die Muthjahre einen Zeitraum von 1—3 Jahren; sie nahmen ihren Anfang, wenn der Muthgeselle sich zur Meisterprüfung bei dem Zunftältesten

förmlich gemeldet und die gebräuchliche Einschreibgebühr, den Muthgroschen, erlegt hatte.

Man hat die Einrichtung der Muthjahre zu rechtfertigen gesucht und als den Zweck derselben angeführt, daß dem Gesellen während der Muthjahre Gelegenheit geboten wurde, die Geschäftslage des Ortes, die Anforderungen und Geschmack des Publicums, sowie die localen Eigenthümlichkeiten des Gewerbebetriebes kennen zu lernen; man hat ferner darauf hingewiesen, daß zugleich auch die Ortsobrigkeit und der Zunftvorstand sich von dem moralischen Werthe und der gewerblichen Tüchtigkeit des Muthgesellen überzeugen konnten. Wir halten die angeführten Gründe, so zutreffend sie auch auf den ersten Blick zu sein scheinen, nicht für stichhaltig; wir sehen vielmehr in dem Institute der Muthjahre nur eines jener egoistischen Mittel, ausgeklügelt, um die ortsansässigen Zunftmeister so viel wie möglich vor der Concurrrenz zu schützen und jungen auswärtigen Handwerkern die Niederlassung zu erschweren. Darum auch die Bestimmung, daß der Muthgeselle seine 1.—3 Jahre bei ein und demselben Meister arbeiten mußte, der ihn ja leicht durch Chicanen dahin bringen konnte, daß er die ihm von den Zunftvorstände angewiesene Arbeitsstelle verließ und mithin auch den Plan der Niederlassung im Interesse der Meistersöhne und anderer bevorzugter Handwerksgenossen aufgab.

Endlich, nachdem der Muthgeselle die Probezeit überstanden hatte, gestattete man ihm die Aufertigung des Meisterstücks. Auch hierbei war der angehende Meister nicht selten der Willkür engherziger und neidischer Zunftgenossen ausgesetzt. Der Examinand mußte die Probearbeit unter Aufsicht des Zunftvorstandes entweder in der Schaufstube auf dem Amtshause des betreffenden Gewerks oder in der Werkstatt eines der Handwerksältesten beginnen und vollenden. Außerdem lag ihm die Verpflichtung ob, die Schaumeister, welche den Fortgang seiner Arbeit controlirten, in der Zwischenzeit zu bewirtheten.

Die Anforderungen, welche in dieser Beziehung von den älteren Meistern an den jüngeren Genossen gestellt wurden, überschritten oft jedes erlaubte Maaf, so daß sich die Obrigkeiten genöthigt sahen, gegen diesen Auswuchs des Zunftwesens einzuschreiten und in zahlreichen Verordnungen die Höhe des den Schaumeistern zukommenden Tractaments festzusetzen. Nach der Geraer Schuhmacherordnung von 1651 durften die der Anfertigung des Meisterstücks bewohnenden Meister für die ganze Zeit, welche die Fertigstellung der Probearbeit in Anspruch nahm, nicht mehr als 8 Gulden zum Verzehren verlangen. Im Uebertretungsfalle sollte der Schuldige eine Strafe von 22 guten Groschen zahlen, von welcher die Hälfte dem Rathe, ein Viertel den milden Stiftungen und ein Viertel dem Handwerk zukam. Noch entschiedener trat die brandenburgische Polizeiordnung vom Jahre 1688 den exorbitanten Forderungen der Schaumeister entgegen. „Bei Verfertigung des Meisterstücks“, bestimmt der Artikel 13 des angezogenen Gesetzes, „sollen jedesmal einige Personen aus dem Rathsstuhle zugegen sein. Doch soll weder in der Zeit während der Arbeit, noch nach derselben Endigung kein Wein, sondern Bier, auch nur zur Nothdurft, auf eine Person ein halbes Stübchen, aber nicht das Geringste an Victualien aufgesetzt werden, ob sich gleich der junge Meister, dessen Eltern oder Anverwandte dazu freiwillig anböten, und zwar bei namhafter Strafe.“

Fast ebenso arge Unzuträglichkeiten herrschten bei der Prüfung des vollendeten Meisterstücks. In der Regel stand die Beurtheilung der Probearbeit den Altmeistern zu, welche nach freiem Ermessen einige Genossen aus der Mitte der Zunft hinzuziehen konnten. Die Examinatoren sollten nach bestem Wissen und Gewissen ihr Gutachten abgeben, in manchen Städten, wie z. B. in Gera, mußten sie einen Eid schwören, daß „sie weder um Verwandtniß, Liebe, Giff oder Gaben, vielweniger um Hasses oder Reides willen, oder um deswegen,

daß der, welcher das Meisterstück fertigen sollte, etwa ein Fremder sei, ihm hinderlich oder förderlich sein wollten, sondern ohne Arglist und Verschlagung oder Verschweigen irgend welcher Umstände durchaus ebenso richtig handeln sollten und wollten, als sie verlangten, daß es ihnen geschehe." Dessen ungeachtet wurden sehr häufig Klagen über ungerechte Urtheile der Prüfungsmeister laut. Zur Abstellung solcher Beschwerden ordneten bereits gegen das Ende des 17. Jahrhunderts viele Regierungen an, daß auf Verlangen des Jungmeisters, welchem sein Probestück von der Ortszunft verworfen sei, ein Ausschuß von unparteiischen Sachverständigen das zurückgewiesene Meisterstück noch einmal einer Beurtheilung zu unterziehen habe.

Eine Verwerfung des Meisterstücks war von den nachtheiligsten Folgen für den jungen Gewerbetreibenden begleitet. Auf Grund des ungünstigen Entscheides der Prüfungscommission wurde ihm von der Ortszunft nicht nur sein Gesuch um Ertheilung des Meisterrechts abgeschlagen, sondern er konnte auch noch eine längere Zeit zum Wandern angehalten werden, damit er das Handwerk erst besser lerne. Ziel jedoch die Probearbeit zur Zufriedenheit der Prüfungsmeister aus, so erfolgte die Aufnahme des Gesellen in die Genossenschaft der Meister gegen Erlegung einer Geldsumme, welche in die Zunftcasse floß. Die Aufnahmegebühren waren in der Regel sehr beträglich. So bestimmte der Artikel 2 der Schleswiger Schusteramtsrolle von 1655, daß der Jungmeister die für jene Zeit enorme Summe von 20 Thalern als Eintrittsgeld zahlen sollte. Ferner hatte der neue Meister noch eine Menge kleiner Geldbeträge an die Altmeister, die Beisitzer, Ladenmeister, Schaumeister und den Zunftknecht zu entrichten.

Den Abschluß des Meisterwerdens bildete das sogenannte „Meistereffen," welches der Jungmeister auf seine Kosten der Zunft geben mußte und an welchem nach vieler Städte Brauch nicht nur die sämtlichen Mitmeister, sondern auch deren

Hausfrauen, erwachsene Söhne und Töchter Theil nahmen. Dem jungen Anfänger erwuchsen aus der Veranstaltung dieses Schmaußes oft Ausgaben, die seine Vermögensverhältnisse weit überschritten und ihn nicht selten von vorneherein in Schulden stürzten. Diesem Unwesen suchten die Behörden durch sehr entschiedene Bestimmungen abzuwehren. „Und die- weil,“ heißt es in der im Jahre 1616 publicirten Landes- und Polizeiordnung der Fürstenthümer Ober- und Niederbayern, „dies ein großer unseidlicher Mißbrauch, der noch nicht aller Orten abgestellt ist, daß derjenige, welcher die Meisterstücke macht, den Vier-Meister („Handwerchs Vierern“) und andern, die bei der Anfertigung und Beurtheilung der Meisterstücke anwesend sind, eine Mahlzeit und außerdem noch eine Verehrung geben muß, so wollen wir demnach jede Orts- obrigkeit mit nachdrücklichem Ernst verpflichtet haben, daß sie solche Mahlzeiten, sowie jegliche Bekehrung, insbesondere aber das Essen und Trinken, auch während der Zeit, in der das Meisterstück gemacht wird, selbst wenn der Stückmeister sich zu solcher Bewirthung gutwillig anbietet, gänzlich abstellt und dafür den Viermeistern eine seidliche Verehrung oder Ent- schädigung für ihre Mühe bestimmt; doch soll diese Ergözung für jeden der Viermeister höchstens einen Gulden betragen dürfen.“

Wie sich aus den vollständig erhaltenen Zunftrollen der Stadt Danzig aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts nach- weisen läßt, die mit keinem Worte einer Meisterprüfung er- wähnen, kam das Meisterstück erst in der Mitte des 14. Jahr- hunderts in Aufnahme. Wahrscheinlich wurde der Nachweis der technischen Tüchtigkeit zuerst in den größeren und in- dustriell blühenden Städten vom Handwerker gefordert; von dort verbreitete sich der neue Brauch bald überall hin und erhielt durch die Aufnahme in die Zunftartikel gesetzliche Kraft.

Die einzelnen Meisterstücke der verschiedenen Zünfte zu
B. v. Sch., Geschichte des deutschen Handwerks.

beschreiben, würde zu weit führen und, nebenbei bemerkt, auch ein ziemlich unfruchtbares Beginnen sein, da die Meisterstücke an den meisten Orten sich wesentlich von einander unterschieden und die Bestimmung derselben häufig dem Ermessen der Obermeister überlassen war. Ueberdies kommen wir weiter unten noch auf einige derartige Probearbeiten zurück.

So lange der Gewerbestand wohlhabend, thätig und geschickt war und die Zünfte ihr Thun und Treiben auf das Princip der Ehre zurückführten, war das Meisterstück der Prüffstein der technischen Fähigkeit des Jungmeisters und lieferte die Gewähr, daß er es in seinem Gewerbe zu solcher Vollkommenheit gebracht hatte, um auch Andere darin mit Erfolg unterrichten zu können. Sobald jedoch die Zünfte von ihrer Höhe, die sie im 14. und 15. Jahrhundert eingenommen, herabstiegen und sich langsam, aber stetig dem gänzlichen Verfall naheten, verlor auch die Meisterprüfung jeden reellen Werth. Jetzt war das Probestück bei manchen Zünften oftmals nur eine leere, aber höchst kostspielige Formalität, ein bequemes Mittel, die Zunftcassen durch hohe Aufnahmegebühren zu füllen, und Trinkgelage und Schmausereien auf Kosten des angehenden Meisters abzuhalten. So bestand die Meisterprüfung bei den Müllern in dem Zeichnen eines Sechsecks, einer Aufgabe, die jeder Elementarschüler zu lösen vermag. — Bei vielen Zünften war das Meisterstück im Laufe der Zeiten vollkommen veraltet. In Wien mußten die Dreschler ein Duzend dünne Holzsteller anfertigen; den Feilenhauern gab man als Meisterstück die Herstellung von zwei großen Feilen, 30 und 10 Pfund schwer, auf; die Perrückenmacher endlich mußten ihre Geschicklichkeit durch Anfertigung von Haartouren, die längst nicht mehr modern waren, nachweisen. — Andere Zünfte schrieben dem Meisteraspiranten wieder Meisterstücke vor, die an Kostspieligkeit nichts zu wünschen übrig ließen und den Jungmeister gleich beim Beginne seines Geschäfts in Schulden stürzten. Wie weit in

diesem Punkte manche Zünfte gingen, überstieg alle Grenzen der Billigkeit und ist kaum glaublich. Man höre nur, in welcher Weise sich das ehrbare Amt der Schuhmachermeister zu Frankfurt a. M. am 3. October 1687 von der Tüchtigkeit des Muthgesellen Tobias Rihmann, gebürtig aus Siegnitz in Schlesien, überzeugte. Rihmann mußte zu diesem Zwecke eine Kuhhaut selbst bereiten und zum Meisterstück fertig machen. Aus dieser einen Kuhhaut hatte er folgende Gegenstände in einer Woche zu fertigen: ein Paar Fischerstiefel, ein Paar Bauernstiefel, ein Paar Bundschuhe, die bis über die Knöchel gingen und daneben noch ein „Bündel“ hatten, in das man einen Löffel und ein Messer stecken konnte, und endlich ein Paar Gesschuhe. Diese vier Paar Fußbekleidungen mußte er über doppelte Leisten arbeiten, also daß der rechte Schuh oder Stiefel nur auf dem rechten, der linke hingegen nur auf dem linken Fuße paßte, was damals als ein besonderes Kunststück galt. Aber der geschickte Schuhmacher löste seine Aufgabe so gut, daß sein Name lange Zeit im Sprichwort lebte. — In Eßlingen, der ehemals freien Reichsstadt am Neckar, setzten sich die Meisterproben der Schneider aus einer vollständigen Garderobe zusammen. Dieselben bestanden aus Rock, Hose, Wamms, Kappe und Klagemantel für einen Adeligen, einer „Hußecke“ und Schaub (Reitrock) für eine Edelfrau, einem „purpurianischen“ Rock, Hosen und damastenen Wamms für einen Bürger, einer „Bursatinhußecke“ und einer „schamlotnen“ ausgeschnittenen Schaub und einem „Augustiner“ für eine ledige Tochter, einem langen Rock von Schamlot und einem kleinen „Bursatinröcklein“ für einen Doctor, Hosen, Rock und Wamms für einen Handwerker, einem Atlasmantel (?) und Unterkleid für die Frau des Letzteren, einem Leibrock, Hosen und Wamms von Zwilch für einen Bauer und endlich einem Mantel und Unterkleid für dessen Frau. Die württembergische Schneiderordnung von 1685 schrieb vor, daß die angehenden Meister

zu Stuttgart und Tübingen einen langen Kirchen- und Predigerrock, einen Magister- und Doctorenrock und eine Studentenkutte, ferner eine Cavalierkleidung nach der neuesten Mode, eine *Librée*, ein italienisches und ein ungarisches Kleid, eine „Commedi-“ und Ballettkleidung und endlich glatte Pluderhosen fertigen sollten. In rühmlichem Gegensatz zu diesen übertriebenen Forderungen brauchte dagegen nach der Kieler Schneiderordnung von 1634 der Jungmeister zu seinem Probestück nicht einmal Tuch zu verschneiden, sondern ihm wurden von den Zunftältesten blos Maaße und Modelle aufgegeben, die er mit Kreide auf die Meistertafel, den sogenannten „Materientisch“, im Amtshause der Schneider fehlerlos zeichnen mußte.

Hatte jedoch der junge Meister, wie es gar häufig vorkam, den Muth und das Talent, vom Althergebrachten abzuweichen und statt der veralteten Prüfungsarbeiten ein den Ansprüchen des Publicums in Form und Wahl mehr entsprechendes Probestück seiner Fertigkeit herzustellen, dann setzte er sich der Gefahr aus, wegen seines Dünkels und Fürwitzes von den älteren Meistern bestraft zu werden; sein Meisterstück wurde verworfen, durfte sich doch der Zünger nicht für klüger wie der Meister halten. Schließlich führten, wie wir gesehen haben, die Intriguen und Cabalen, welche bei den Meisterprüfungen gesponnen wurden, zu einer Einmischung der Behörden. Ob nun mit allen den zahlreichen und so wohlgemeinten Anordnungen, welche die Regierungen und städtischen Obrigkeiten gegen die Auswüchse des Zunftwesens erließen, den Chicanen die Spitze abgebrochen wurde, oder ob die Cabalen und Intriguen nach wie vor blieben und so lange, als es ein Zunftthum und mithin eine Meisterprüfung gab, lustig weiter gesponnen wurden, ob ferner das Meisterstück das Arbeitstalent des jungen Handwerkers genügend documentirte, oder ob vornehmlich in unserm Jahrhundert bei Anfertigung desselben

manche menschliche Schwachheiten mit unterliefen: das wollen wir an dieser Stelle nicht untersuchen. Mit dem Zunftthum ist auch die Meisterprüfung gefallen. Die Gegenwart hat in der freien Concurrenz ein Mittel geschaffen, das dem Publicum die Garantie bietet, die besten und billigsten Arbeiten zu bekommen, und die freie Circulation der Arbeit vermag jedenfalls mehr den Handwerker in seinem Fortkommen zu schützen, wie die Zunftverfassung mit ihrem complete Aparate wirthschaftlicher Unfreiheit.

Im Banne des Zunftzwanges.

Wohl kein Umstand hat neben dem von innen herkommen-
den Verfallungsprocesse so sehr den Verfall des Zunftthums
beschleunigt, als jener gewaltige Kampf, der aus der fieberhaften
Aufregung in kirchlichen Dingen hervorgegangen, dreizig Jahre
lang die deutsche Nation in zwei sich bitter hassende Heerlager,
in Protestanten und Katholiken, spaltete und in seinem Ver-
laufe unsägliches Unheil, unermessbaren Jammer über Deutsch-
land heraufbeschwor. Und als endlich der westphälische Frie-
den dem Norden ein Ende machte, da waren fast alle deut-
schen Lande mit Ausnahme einiger wenigen Oasen ein ödes,
wüstes Schlachtfeld, auf dem zwei Dritttheile der Bevölkerung
durch Hunger, Mord und Seuchen ihren Tod gefunden hatten
und auf welchem die den Schrecken des Krieges nicht zum Opfer
Gefallenen ein trostloses, vegetirendes Stillleben führten. Der
Verlust an Ländern, welchen Deutschland der dreizigjährige Krieg
gekostet — er brachte das österreichische Elsaß und die lothringi-
schen Bisthümer Metz, Toul und Verdün an Frankreich, Pommern,
Rügen, Verden und Wismar an Schweden, gab den Niederlanden
die Unabhängigkeit und ließ die Schweiz sich frei vom deutschen
Reiche machen — schwächte die politische Stellung Deutschlands im
europäischen Staatensystem ungemein und ist tief zu beklagen.
Was aber noch unendlich bedauernswerther erscheint, war die

unheilvolle Spaltung, welche die deutschen Stämme auseinander riß und entfremdete, war weiterhin das gänzliche Darniederliegen des Handels und der Gewerbe, war endlich der Verlust der wirthschaftlichen Tugenden, an denen der deutsche Handels- und Gewerbestand so groß gewesen. Dem Kaufmanne fehlte es an Capital und Absatzgebiet, dem Handwerker nahm der nimmer endende Waffendienst, die fortwährenden Einquartierungen die Lust zum freudigen Schaffen. Die Glieder der beiden Stände dienten lieber gegen Sold und Beute im stehenden Heere, als den Künsten des Friedens obzuliegen. Nach Beendigung des Krieges trat keine Besserung der Verhältnisse ein. Die zur Herrschaft gelangte absolute landesherrliche Macht hatte, wie wir bereits andeuteten, die Zünfte zum großen Theile nur als wirthschaftliche Institutionen von Bestand gelassen. Jetzt entkleidete sie dieselben der letzten Reste ihrer politischen Bedeutung und setzte an die Stelle der ihnen früher zustehenden Autonomie das Obergaufsichtsrecht des Landesherrn. Dieses Abhängigkeitsverhältniß zu dem Regenten oder, richtiger ausgedrückt, zu den ihn vertretenden landesherrlichen Organen, den Justiz- und Polizeibehörden, konnte um so geräuschloser in Scene gesetzt werden, je schneller sich der gänzliche Verfall des Zunftthums und das völlige Sinken des Gewerbestandes vollzog. Dem Handwerker mangelte es bei dem Darniederliegen des Handels an Käufern für seine Fabricate, er wurde nachlässig und verdroffen, und weil ihm eben nichts daran lag, ob der Ruf seiner Werkstatt litt oder nicht, gab er sich auch keine Mühe mehr bei der Ausbildung der Lehrlinge und erzog statt tüchtiger Mitarbeiter gewissenlose, lächerliche Gehülfen. Die in Folge dieses Schlendrians über ihn hereinbrechende Verarmung suchte er durch den ärgsten Zunftzwang zu paralyfieren, ein Mittel, das gerade das Gegentheil von dem, was man beabsichtigte, hervorbrachte. Denn es mag hier gesagt sein, daß der Zunftzwang im Vereine mit den Zunft-

mißbräunchen, die dem Zwange ihr Dasein verdanken, sehr wesentlich mit dazu beitrug, daß der schon ohnehin stark erschütterte Wohlstand der Gewerbetreibenden bis zur drückendsten Armuth herabsank und das deutsche Handwerk zu Ende des 18. Jahrhunderts in jenen Zustand der tiefsten Verkommenheit gerieth, den Weiß,*) ein gelernter Handwerker, mit folgenden Worten charakterisirt: „Die Leute (die Handwerker) liefern elende Arbeit, darum nimmt ihnen Niemand etwas ab und sie verderben“.

Und fragt man sich nun, warum das Reich der Demoralisation des Gewerbestandes nicht entgegen trat und nicht wirkliche Heilmittel in Gestalt guter Gesetze gegen den sittlichen, socialen und wirtschaftlichen Fall des deutschen Handwerks anwandte, so darf man, will man die Frage gerecht beantworten, dem Reiche allein nicht die ganze Schuld an den traurigen gewerblichen Zuständen jener Zeit beimeessen. Nach dem Friedensschlusse zu Münster und Osnabrück war von dem Reiche wenig mehr als der leere Name geblieben, und wenn auch, wie wir im nächsten Capitel sehen werden, das Reich auf den Reichstagen eine nicht gering anzuschlagende Thätigkeit zur Abstellung der Auswüchse des Zunftthums entfaltete, seine Beschlüsse wurden wegen der politischen Ohnmacht der Reichsgewalt nicht respectirt. Zwei andere Factoren tragen vielmehr den Hauptantheil an der Entartung der Zünfte: einmal die verkehrten wirtschaftlichen Grundsätze, nach denen das Gewerwesen des 17. und 18. Jahrhunderts in den meisten der 300 mit Landesherrlicher Macht ausgerüsteten Staaten und Staaten geleitet wurde, und zweitens das durch die ungesunden

*) Johann Adam Weiß, Zunftherr zu Speier veröffentlichte im Jahre 1798 eine Schrift: „Ueber das Zunftwesen und die Frage: Sind die Zünfte beizubehalten oder abzuschaffen.“ Das Buch in welchen der Verfasser für das Fortbestehen der Zünfte eintritt, wurde am 25. October 1792 von der „Hamburger Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe“ mit einem Preise gekrönt.

politischen Zustände, in denen das deutsche Volk damals schmachtete, bedingte Schwinden des Nationalgefühls. Bedenkt man dann noch, daß der verarmte Handwerker, der Zunftlehre bar, statt selbst eine vernünftige Reform der gewerblichen Verhältnisse anzustreben, mit der größten Zähigkeit an dem alten Topfe festhielt, so hat man die Erklärung von dem Darniederliegen des sittlichen, socialen und wirthschaftlichen Lebens des deutschen Handwerks am Ausgange des 18. Jahrhunderts.

Wir nannten soeben den Zunftzwang eine Hauptursache des Verfalles des deutschen Handwerks; ein Blick auf die dem Zunftzwange entsprungenen Zunftmißbräuche zeigt dies zur Genüge. Ausgehend von der grundfalschen Ansicht, daß der Gewerbestand bei der geringsten Anzahl der Gewerbetreibenden am wohlsten sich befinde, suchte man die Freiheit der Arbeit, gewiß das unveräußerlichste Recht eines jeden Menschen, auf alle mögliche Weise einzuschränken. Welche Chicanen dem angehenden Meister bei der Gründung eines eigenen Geschäfts in den Weg gelegt wurden, haben wir bereits in dem Capitel „Vom Meisterstück“ gezeigt. Bei dem gänzlichen Darniederliegen der Gewerbe griff der verarmte Künstler zu immer inhumaneren Maßnahmen und wurde in diesen seinen monopolistischen Bestrebungen von den Behörden, die, befangen in mittelalterlichen Anschauungen, ohne volkswirthschaftliche Kenntnisse waren, eifrig unterstützt. Den Besitz eines eigenen Hauses verlangte man fast überall vom Meister. Die Zahl der Meister wurde in einer Reihe von Zünften fest normirt. Die Niederlassung der Handwerker auf Dörfern wurde für unzulässig erklärt. Da, wo die Dorfschulmeister, wie z. B. in Preußen, neben ihrem Berufe als Lehrer noch ein Handwerk betrieben, zwang man dieselben, sich einer Zunft anzuschließen. Zur Verhütung der auswärtigen Concurrenz untersagte man das Einbringen fremder Kunstproducte in die Städte; zur erfolgreichen Durchführung dieser Maßregel stellten manche größere

Zünfte eigene Wächter an den Thoren der Stadt auf. Um zu verhüten, daß der einzelne Zunftmeister mehr Arbeit habe, als seine Collegen — sei es nun, daß er niedrigere Preise wie jene stellte, sei es, daß er eine bessere und billigere Zubereitungsweise kannte oder ein geschickterer Arbeiter war — dehnte man die Taxen auf alle, selbst die unbedeutendsten Handwerkerzeugnisse aus, ja man ging noch einen Schritt weiter und bestimmte die Anzahl der Gesellen und Lehrlinge, welche jeder Meister halten konnte. Als diese Prohibitivmaßregel nichts fruchten wollte, untersagte man endlich gar die Annahme von Lehrlingen auf eine bestimmte Anzahl von Jahren. Daneben verbot man hin und wieder das Halten fremder Gesellen. Am ärgsten aber beuteten die Zünfte ihr Privilegium gegen solche Personen aus, die, ohne Mitglieder der Meistergenossenschaft zu sein, sich mit der gewerbmäßigen Anfertigung von Handwerkerzeugnissen beschäftigten. Diese unbefugten Arbeiter wurden „Pfußer“, „Stümper“, „Sudeler“ oder „Bönhäsen“ genannt. Hier benutzten die privilegierten Meister das ihnen zustehende Verbotungsrecht zum Gewerbebetriebe zu förmlichen Menschenjagden. Man drang ohne Achtung des Hausrechtes in die Wohnungen jener armen, unglücklichen Menschen ein, die kein anderes Verbrechen begingen, als sich, von der bitteren Noth dazu gezwungen, durch redliche Arbeit zu ernähren, durchstöberte alle Räume und nahm nicht nur die etwa vorgefundenen Handwerksutensilien, Materialien und die fertigen Fabricate fort, sondern belegte die Bönhäsen auch noch mit harten Strafen. Wahrlich, wenn der inhumane Geist des Zunftzwanges noch einer Beleuchtung bedürfte, so geben eine solche diese unwürdigen, mit Hülfe der Obrigkeiten in Scene gesetzten Hezen auf die Pariahs des Zunftthums!

Nicht minder strenge wurde die Abgrenzung der Zunftarbeiten durchgeführt. Der Zunftzwang trieb hier oft Blüthen, die das Stärkste in unsinniger Beschränkung leisten.

Nur Einiges sei uns vergönnt, aus diesem Capitel wiederzugeben. Die Barbieri und Bader durften sich und ihren Kunden die Haare abschneiden und Perrücken in Ordnung bringen. Neue Haartouren anzufertigen war ihnen aber verboten, das war das Geschäft der Perrückenmacher. Dagegen durften die Letzteren mit Puder, einem in ihrem Geschäfte vielfältig gebrachten Artikel, nicht handeln. — Den Knopfmachern, denen die Verfertigung allerlei Knöpfe von Seide, Wolle oder Kameelgarn oblag, durften mit ihren Erzeugnissen Handel treiben und zum Schutze ihres Gewerbes war den Schneidern nur die Anfertigung der mit Zeug oder Tuch überzogenen Knöpfe erlaubt. — Die Buchführer, welche zu den Kaufleuten zählten, handelten mit gebundenen Büchern und ungebundenen Schriften, die Buchdrucker und Verleger nur mit den Letzteren. — Die Bäcker wurden in Schwarz- und Weißbäcker eingetheilt, keiner dieser beiden Zweige durfte sich einen Eingriff in die Rechte des anderen erlauben. — Die Fleischer oder Metzger theilten sich in den größeren Städten in Rinds- und Schweinemetzger. Erstere durften keine Kälber und Schweine, Letztere keine Ochsen, Rinder, Stiere, Hammel und Lämmer schlachten. — Zum Schutze der Sebler durften die Weißgärber keine ledernen Handschuhe und Hosen anfertigen, auch war ihnen das Waschen derselben verboten. — Die Bildhauer durften sich zu ihrer Arbeit der Klöppel und Eisen bedienen, den Maurern war der Gebrauch dieser Werkzeuge untersagt. — Das Bemalen der geschnittenen Bilder durften die Bildschnitzer nicht selbst besorgen, sondern mußten mit dieser Arbeit die Maler betrauen. — Den Malern im eigentlichen Sinne des Wortes stand außer dem auf einer fremden Tafel ausgeführten Bilde das Malen der Uhrblätter, das Vergolden der Hähne, Knöpfe und Fahnen auf Häusern und Thürmen ausschließlich zu. — Das Austreichen des Holzwerks mit Oel- und Leimfarben besorgten die Töpler oder Tüncher, welche überdies noch besetzt waren

die äußeren Wände der Häuser mit Figuren auszuzeichnen. — Die Schreiner durften in ihrer Werkstatt keinen Nagel verwenden, außerhalb derselben war ihnen jedoch gestattet, ihre selbstgefertigten Arbeiten an Ort und Stelle anzunageln. — Den Wagnern (Stellmachern) stand die Befugniß zu, außer Karren, Wagen-Rädern, Deichseln und anderen in ihr Fach einschlagenden Artikeln auch die Räder für das Hochgericht anzufertigen.

Wir könnten mit leichter Mühe noch eine Menge ähnlicher Bestimmungen anführen, wenn wir nicht befürchten müßten, den Leser zu ermüden. Auch aus den wenigen hier gegebenen Proben wird man ersehen, mit welcher kleinlichen Eifersucht der Zünftler die nahe miteinander verwandten Gewerbe schied.

Alle diese so unwürdigen, so gewaltsamen und vollkommen unwirtschaftlichen Palliativmittel vermochten dem erschöpften und niedergedrückten Bürgerstande nicht die Sicherung seines Nahrungsstandes zu geben. Was half es den Zünften, daß sie Denjenigen, welche Nichtmitglieder ihrer Vereine waren, den Gewerbebetrieb untersagten? Gegen die armen Böhhasen konnten sie wohl ihr trauriges Monopol in engherziger Weise ausnützen, gegen die Hofhandwerker, die Gnadenmeister, vermochten sie nichts auszurichten und gegen die mit Staatshilfe errichteten Fabriken war das aller politischen Rechte entkleidete Zunftthum erst recht machtlos. Das bedeutame Wort: „Wenn sich die Fürsten der Handelschaft ergeben wollen, so müssen die Unterthanen Hungers sterben,“ womit der Kaiser Theophilus einst die Verbrennung des Handelsschiffes seiner Gemahlin motivirte, blieb von den leitenden Staatsmännern jener Zeit unbeachtet, obgleich man die verderblichen Wirkungen der Staatsmonopolen auf gewerblichen Gebiete schon damals von manchen Seiten bekämpfte. „Fürsten werdet nicht Handelsleute, Selbstfabrikanten und Monopolisten“, schrieb bereits

im Jahre 1785 das „Journal von und für Deutschland“. „Es ist ein übles Steckenpferd, wenn Fürsten Handel und Manufacturen reiten. Sie haben keine Kenntniße davon; ihre Räthe, Studirte und Juristen ebenso wenig. Der Handelsgeist schwingt sich mit raschen Adlerflügeln empor, wenn ihm lange, vieljährige Erfahrungen sicher rathen, thätig zu sein. Der auf manche Art zerstreute Jurist und Cameralist ist an den Schildkröten- und Schneckengang gewöhnt, den jedes Strohhälmchen aufhält. Er ist unersättlich im Anfragen, Schematisiren, Designiren, Status abfordern, Tabellisiren, und glaubt, darauf komme es an.“ Aber leider wurde den Lehren jener Forscher, welche bereits im Laufe des 18. Jahrhunderts die wirthschaftliche Freiheit verkündigten, nur wenig Gehör geschenkt. Statt sich mit der Hebung des Gewerbestandes zu beschäftigen, betrachtete man den Bürger- und Bauernstand als die misera contribuens plebs, die nur dazu in der Welt war, um die Staatscassen zu füllen. Und diese von den Handwerkern zusammengebrachten Fonds wurden, und dies gilt namentlich von vielen der deutschen Duodezländer, wo durch verschwenderische Maitressenwirthschaft, Klemterschacher und Verschleichheit im Beamtenstande der ganze Boden des staatlichen Lebens unterhöhlt war, entweder durch den luxuriösen Hofhalt dieser Landesherrchen verschlungen, oder die Fürsten legten theils selbst auf eigene Rechnung Fabriken an, theils unterstützten sie Günstlinge in der Gründung solcher Anlagen aus dem Staatsfonds. Daß sie dadurch den allgemeinen Wohlstand ruiniren halfen, berücksichtigten die Herrscher mancher dieser deutschen Miniaturstaaten nicht; sie dachten mehr an ihre Geliebten, ihre Jagdhunde, ihren Marstall als an das Wohl ihrer Unterthanen. Da darf es uns denn nicht Wunder nehmen, daß die Handwerker, welche aus naheliegenden Gründen gegen die Concurrenz der fürstlichen Fabrikanten nicht ankämpfen konnten, ihr einziges Heil in dem starren

Festhalten an der alten Zunftverfassung erblickten und die Maschinen als ihre Todfeinde bitter haßten. Sie suchten deßhalb die Einführung der Maschinen möglichst zu hintertreiben. Und eben weil ihnen die großen Vortheile der Maschinen für den Gewerbebetrieb unklar waren, bewogen sie auch die Obrigkeiten im 17. und 18. Jahrhundert, die Anwendung der Maschinen im Handwerksbetriebe mit harten Strafen zu belegen. Vom blinden Zunftgeiste erfüllt, ließ der Rath zu Danzig den Erfinder einer Bandwebemaschine, Anton Moller, heimlich ersäufen, aus Furcht, daß durch diese Erfindung die Zunft der Bandweber ihre Nahrung verlieren würde. Aus gleichen Motiven ließ der Rath zu Hamburg einen Bandwebestuhl öffentlich verbrennen und Kaiser Karl VI. 1719 das bereits 1681 erlassene Verbot der Bandmühlen im ganzen Deutschen Reiche erneuern. Die Zünftler schnitten sich durch solche auf ihr Betreiben hin gefaßten Maßnahmen in's eigene Fleisch. In jenen Städten, die das Verbot aufrecht erhielten, z. B. in Köln, Hamburg, Nürnberg, verarmten die Bandweber, in andern Städten dagegen, wo Maschinen geduldet wurden, konnten sie die Concurrenz erfolgreich bekämpfen und gelangten zum Wohlstande.

Das klägliche Treiben der Meister verfehlte natürlich auch nicht auf den Gesellenstand seine schädliche Wirkung auszuüben. Sehr früh hatten sich die selbständigen Handwerker in den Besitz des Vereinsrechtes zu setzen gewußt, im Gegensatz zu den Gesellen, welchen die Meisterzünfte, so lange sie noch autonomistische Befugnisse inne hatten, die Gründung von Vereinigungen auf jede Weise erschwerten. Die Gesellen wurden damals noch meistentheils als zur Familie des Meisters gehörig angesehen, erhielten Wohnung und Beköstigung im Hause des Meisters, nahmen als Familienglieder Antheil an den Familienfesten, am Seelgeräthe, mit einem Worte, das Verhältniß zwischen Meister und Gesellen war mehr ein pa-

triarchalisches, als ein auf Gegenseitigkeit beruhendes. Hatten jedoch die Gesellen, und dies geschah überall dort, wo den Meisterzünften von Anfang an die politischen Rechte knapper zugewiesen waren, erst einmal die obrigkeitliche Erlaubniß zur Bildung von Vereinen erlangt, in Danzig z. B. die Müllerknechte der großen Kornmühle und die Leinewebergesellen, so wurden ihre Vereinigungen auch des obrigkeitlichen Schutzes theilhaftig. Nach der Unterordnung der Zünfte unter die Ortsbehörden begannen sich sociale Unterschiede zwischen den Meistern und Gesellen zu bilden. Von diesem Augenblicke an schlossen sich Letztere sofort in Gesellschaften zu vorwiegend socialen Zwecken zusammen. Die gedrückte Meisterschaft wagte nun nicht mehr, der Constituirung derartiger Verbindungen Widerstand zu leisten, schon allein aus dem Grunde, um nicht durch ihre Opposition den Zorn der Gesellen zu erregen. Gewiß ein charakteristisches Zeichen, wie groß die Abhängigkeit des Arbeitgebers vom Arbeitnehmer damals war.

Der Geist, welcher in den Gesellenbruderschaften des 17. und 18. Jahrhunderts herrschte, zeichnete sich keineswegs durch Sittlichkeit, Anstand, und Religiosität aus. Die zahlreichen Verbote des Bechens und Spielens, des Raufens und Schreiens, des Fluchens und langen Wirthshausitzens, welche sich in den Statuten fast aller Gesellenverbindungen finden und wiederholt eingeschärft wurden, lassen vielmehr deutlich erkennen, daß das Gesellenwesen jener Tage an schweren Gebrechen krankte.

Wie sehr das Treiben auf den Gesellenherbergen der Zucht entbehrte, ergibt sich aus einer bei den Schuhknechten üblichen Anekdote, von der Lessner in seiner „Chronik der freien Reichsstadt Frankfurt a. M.“ (Ausgabe von 1706) folgende Schilderung entwirft: „Wann ain Schuhknecht gegen den andern seines gleichen Streit hat, es sey Zank, Streit, Schmähens, Schimpf- oder Scheltworte, so überfällt einer den

andern nicht gleich, sondern er schickt zwei Schuhknechte an ihn, wo er arbeitet, und läßt ihm andeuten, er würde wissen, was er mit ihm vorgehabt oder zu thun hätte, er erwartete seiner auf der Herberge, und wann er ein brafer Kerl wäre, so solle er zu ihm kommen; widrigenfalls er es nicht thut, arbeitet kein Gefelle länger, denn 14 Tage neben ihm, sondern stehet aus. Wann er aber auf die Herberge kommt, so hält einer dem andern das seine vor und fordern einander auf 3 Gänge Schuhknechtsmanier; daß sich keiner unterstehe, in währenddem Schlagen kein Messer zu zucken, keinen heimlichen Griff noch Biß zu thun, sondern sich wehren, wie es einem brafen Schuhknecht zusteht. Darauf ziehen sie sich aus, streifen die Ermel am Hembd hinter sich, stecken die Haar unter einen Kopfriemen, die 4 Alt-Gesellen nehmen 4 ausgemalte Stecken, welche man Schreibhölzer titulirt, und stellen sich 2 oben und 2 unten in die Stüb, schlagen die gemalte Schreibhölzer kreuzweis vor, daß keiner zum andern kann, bis sie die Schreibhölzer öffnen. Vor Aufhebung der Schreibhölzer reden die Alt-Gesellen sie nochmalen an, ob sie sich nicht in der Güte vergleichen wollen; wenn sie es verneinen, so lassen sie solche zusammen, da kloffen sie sich braf herum. Sobald sie zur Erde fallen, springen die 4 Alt-Gesellen herbei mit ihren Schreibhölzern; da darff keiner keinen Schlag mehr thun. Wann sie aufgestanden, so muß der, der oben gestanden, unten stehen, darauf läßt man ihnen Zeit zum Berödmen; dann thun sie den 2ten Gang und darauf den dritten. Wann alle 3 Gang vorbei, so geben sie einander die Hände und fragen, ob einer den andern anjeko vor einen brafen und ehrlichen Kerl hielte. Wann sie es bejahen, trinkt einer dem andern zu; darauf seynd sie wieder gute Freunde, obchon zum öfteren der eine stehet und ihm das Blut aus der Nasen und Maul läufet und dem andern das Hembd auf dem Leib zerissen. Wann die Gesellen ein Gebott (Versammlung) halten, so müssen diese so sich geschlagen, vor der offenen Lade er-

scheinen und jeder einen halben Thaler Straff geben; wann er aber um Guad bittet, wird ihm ein Ortsthaler wiedergeben. Dieses Faustrecht ist allhier von E. E. Magistrat verboten."

In die Reihe der „Quartale“, welche nach und nach ihren eigentlichen Charakter als Generalversammlungen ganz eingebüßt und sich in wüste Vergnügungen, welche jedesmal mit Schwelgerei und Tanz verbunden waren, umgewandelt hatten, schlossen sich die „blauen Montage“ oder „Freßmontage“ an. Ueber die Entstehung dieser Schwelgetage sind die Meinungen getheilt. Nach einigen Geschichtschreibern soll der Ausdruck „blauer Montag“ bereits in der Wiener Maurerordnung von 1550 vorkommen. Die letztere Urkunde erklärt den Gebrauch damit, daß sich die Gesellen am Sonntage „überweinten“, d. h. zu voll tranken, um am nächsten Tage ihren Berufsgeschäften nachgehen zu können. Andere Forscher führen den Ursprung des blauen Montags auf die um die Mitte des 16. Jahrhunderts allgemein übliche Sitte zurück, die Kirchen in den Fasten blau auszuschnücken. Der Handwerker pflegte in dieser Zeit seine Schwelgereien auch am Montag fortzusetzen und brachte das Sprichwort auf: „Heute ist blauer Freßmontag“. Die Gesellen ahmten den Meistern diese Unsitte nach und dehnten das in den Fasten gebräuchliche Niederlegen der Arbeit späterhin auf alle Montage im Jahre aus. Noch Andere sind der Ansicht, die betreffende Unsitte verdanke ihr Entstehen denjenigen Handwerkern, welche, wie z. B. die Schuhmacher und Schneider, fast den ganzen Sonntag arbeiten müssen, um die in der Woche liegen gebliebenen Stücke, welche ihre Kunden noch am Sonntag gebrauchen wollen, fertig zu stellen. Zur Entschädigung für die Sonntagsarbeit hätten dann solche Gesellen den Montag zu ihren Vergnügungen benutzt und die Gesellen anderer Gewerbe wären ihrem Beispiele gefolgt. Dem sei nun, wie ihm wolle, die Unsitte des blauen Montags artete mit der Zeit so sehr aus, daß allgemeine

Reichsverfügungen zu deren Abstellung erlassen werden mußten. Diese vermochten dem Uebel wohl auf kurze Zeit zu steuern, doch konnten sie dasselbe nie ganz beseitigen. Noch heute besteht der blaue Montag, wenn auch in abgeschwächter Form, fort.

Ein anderer Mißbrauch entsprang aus dem Rangverhältnisse, welches zwischen den „geschenkten“ und „ungeschenkten“ Zünften bestand. Erstere hielten sich für ehrenhafter und redlicher und blickten mit einer gewissen Nichtachtung auf die Letzteren herab. Anfangs standen auch die geschenkten Zünfte in höherem Ansehen, weil sie ihren wandernden Gesellen eine kleine Gabe, das sogenannte „Geschenk“, gewährten, während die ungeschenkten Zünfte keine Reiseunterstützung verabsfolgten. In der Folge entwickelten sich jedoch aus dieser Unterscheidung sehr unerquickliche Streitigkeiten und Reibereien zwischen den Mitgliedern der einzelnen Corporationen. Die Gesellen der geschenkten Zünfte hielten es unter ihrer Würde, bei den Meistern ungeschenkter Zünfte in Arbeit zu treten und umgekehrt mieden die Gesellen der ungeschenkten Zünfte die Werkstätten der geschenkten Meister. Wagte ein Meister oder Geselle, der einer geschenkten oder ungeschenkten Zunft angehörte, diese so einfältige und unwirthschaftliche Gewohnheit unbeachtet zu lassen, so wurde er „gescholten.“

Das „Schelten“ war durch den esprit de corps des Gesellenthums groß gezogen worden. Wir müssen bei diesem Brauche etwas länger verweilen, da derselbe ein treffendes Pendant zu den Verhältnissen zwischen den Arbeitgebern und -Nehmern der Gegenwart abgibt. Das Schelten bildete das vorzüglichste Zwangsmittel, dessen sich die Gesellen überall dort bedienten, wo sie sich an ihrer Ehre gekränkt glaubten. Es äußerte sich darin, daß die Gesellen das ihnen oder den Meistern zugefügte Unrecht als der gesammten Gesellenschaft angethan ansahen und behandelten. Natürlich wurde die den Gesellen von den Meistern, den Meisterfrauen und der Obrigkeit zugefügte

persönliche Beleidigung als ein triftiger Hauptgrund zum Schelten angesehen. Daneben wurde auch aus den läppigsten Motiven, z. B. wenn Einer eine Kage todt geworfen, einen crepirten Hund berührt oder mit einer Geschwächten aus einem Glase getrunken hatte, gescholten. Hatte nun ein Meister oder ein Geselle gegen die Zunftprinzipien gefehlt, so wurde er für „unehrlich,“ mit anderen Worten, für zunftunfähig erklärt und mußte sich, je nach dem Grade seines Vergehens, durch Geldstrafen oder Abbitte abfinden oder, wie es in der Zunftsprache hieß, „abwaschen.“ Nach geschehener Buße wurde der Betreffende wieder für ehrlich erklärt und die Sache war abgethan. Weigerte sich jedoch der Schuldige, die ihm zudictirte Strafe zu entrichten, so wurde er gescholten. Das Schelten glich einem förmlichen Interdict. Mit dem gescholtenen Meister pflegte kein Mitmeister persönlichen Umgang mehr, er durfte an den Zunftversammlungen nicht Theil nehmen, keinem Gesellen war es gestattet, bei ihm zu arbeiten, mit einem Worte gesagt, er wurde so lange als ein aus der Zunft Gestoßener angesehen und behandelt, bis er sich dem Spruche der Gesellen gefügt hatte. War ein Geselle gescholten, so mußte er sofort die Arbeit niederlegen, die Stadt verlassen und durfte erst dann wieder in Arbeit treten, wenn er sich „abgewaschen“ hatte. Im Falle der Nichtbefolgung des über ihn verhängten Interdicts wurde der Geselle „aufgetrieben,“ d. h. er wurde durch Briefe überall hin verfolgt, wohin er sich auch wenden mochte. Den Namen des gescholtenen Meisters schrieb man außerdem in die Rundschaften der wandernden Gesellen und verbreitete ihn so durch's ganze Land. Auf diese Weise hörten die auswärtigen Gesellen gar bald von der Scheltung, ihr esprit de corps erlaubte es ihnen nicht, in der Werkstatt eines gescholtenen Meisters um Arbeit vorzusprechen, und der Meister sah sich plötzlich, oft ohne jegliches Verschulden, seiner Arbeiter beraubt.

Mit dem Schelten hing das „Aufstandserregen“ eng zusammen. Unterfang sich die Genossenschaft der Meister einen gescholtenen Kollegen nicht zu bestrafen, nahm die Obrigkeit einen gescholtenen Meister oder Gesellen in Schutz, oder wollten die Meister den Gesellen ihre häufig unverschämten Forderungen nicht bewilligen, so erregten die Gesellen einen Aufstand, d. h. sie legten insgesammt die Arbeit nieder und suchten nun zunächst auf dem Wege der gütlichen Beilegung mit ihren Forderungen durchzudringen. Zerbrachen sich die Verhandlungen, so verließen sämtliche Gesellen des betreffenden Gewerks die Stadt und schalteten die ganze Ortszunft. Der status quo währte so lange, bis durch oftmals sehr diplomatisch gepflogene Verhandlungen ein Compromiß zu Stande kam. Wie man sieht, ähneln die Gesellenaufstände des 17. und 18. Jahrhunderts den modernen Arbeitseinstellungen auf ein Haar, ja, wir stehen nicht an, die Aufstände von damals und die Strikes von heute für identisch zu erklären. Es wird damit auch eine Ansicht widerlegt, die uns häufig aus den gewerblichen Kreisen entgegen tritt und welche in der Annahme gipfelt, daß die jetzigen Arbeitseinstellungen eine auf englischen Boden von den dortigen Gewerksvereinen groß gezogene und nach Deutschland nach Einführung des Coalitionsrechtes und der Gewerbefreiheit importirte Institution seien. Nichts ist irthümlicher, als dies. Jahrhunderte, bevor jenseits des Canals die Gewerksvereinsbewegung in Fluß kam und die englischen Maschinenbauer ihren Gewerksverein, die „Gesellschaft der vereinigten Maschinenbauer“ (The Amalgamated Society of Engineers, Machinists etc.), den Typus des modernen englischen Gewerksvereins, gründeten*), fanden in England häufig Arbeits-

*) Diese Gesellschaft wurde am 9. September 1850 zu Birmingham unter dem bei englischen Arbeiterverbindungen so beliebten langathmigen Namen „The Amalgamated Society of Engineers, Machinists

einstellungen statt. Freilich wurden diese englischen Arbeits-einstellungen nicht wie in Deutschland und Frankreich von Gesellen, sondern, wenigstens im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, meistentheils von Lehrlingen in Scene gesetzt. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß die englischen Handwerksgilden eine eigentliche obligatorische Gesellenzeit nicht kannten und die Lehrlinge nach überstandener 7jähriger Lehrzeit, denn so lange währte nach einem unter der Königin Elisabeth 1562 erlassenen Gesetze die Periode des Lernens, entweder gleich in den Stand der selbstständigen Meister übertraten oder doch nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit als „Knechte“ arbeiteten.

Wenn wir die Identität der Gesellenaufstände des 17. und 18. Jahrhunderts mit den Arbeits-einstellungen der Jetztzeit behaupten, so wollen wir dabei keineswegs ableugnen, daß zwischen beiden insofern ein wesentlicher Unterschied besteht, als die Ersteren fast durchweg aus Verletzungen der Zunftbestimmungen entsprangen, während Letztere bekanntlich auf principiellen Gegensätzen zwischen Arbeitgebern und -Nehmern beruhen. Diesen einen differirenden Punkt abgerechnet, scheint es uns schwer, sich des Gedankens zu entschlagen, daß

„Millwrights, Smiths and Pattern Makers“ mit dem Sitz in London gegründet. Es traten nämlich zu Birmingham nach monatelangen Vorverhandlungen 44 Abgeordnete von 7 verschiedenen Gesellschaften des Maschinenbaugewerbes zusammen und beschloßen die Amalgamation ihrer 7 Gewerbevereine zu einer alle Zweige des Maschinenbaugewerbes umfassenden Gesellschaft. Nur eine unter diesen amalgamirenden Gesellschaften, die bereits im Jahre 1826 zu Manchester gegründete „Friendly Union of Mechanics“ überragte alle übrigen an Zahl der Mitglieder, an Ansehen und Trefflichkeit der Organisation. Ihre Statuten und ihre ganze Einrichtung wurden darum der neuen Vereinigung fast vollständig zu Grunde gelegt und auch nach der Amalgamation drückte die Manchester Gesellschaft der „Vereinigten Gesellschaft“ ihren Stempel auf. (Siehe V. Brentano's „Zur Geschichte der englischen Gewerbevereine“, Leipzig 1871. S. 136 u. folg.)

unsere heutigen Arbeitseinstellungen nur die Fortsetzung der alten Gesellenaufrände sind und von den Strikes der englischen Arbeiter nicht viel mehr als den Namen geborgt haben. Diese Strikes der zünftigen Gesellen kamen fast in jeder größeren Stadt vor. In Augsburg legten die Schuhknechte im Jahre 1726 nach vorausgegangenen Straßencrawallen die Arbeit nieder, schalteten die ganze Ortszunft und verließen in einer Anzahl von 107 Personen die Stadt. Sie wandten sich nach der benachbarten Stadt Friedeberg. Von letzterem Orte aus erließen sie an ihre Bruderschaften in Hamburg, Leipzig, Berlin, Dresden u. s. w. Aufschreiben, die folgenden Passus enthielten: Wir haben einen Aufstand machen müssen, mit diesem, daß wir unsere alte Gerechtigkeit behaupten, und berichten Euch, daß Keiner nach Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist, oder gehet er hin, und arbeitet in Augsburg: so wird er seinen verdienten Lohn empfangen, was aber, das wird er schon erfahren.“ Wahrlich, sehr deutlich und verständlich! — In Bremen wurde im Jahre 1791 von den dortigen Schneidergesellen ein Aufstand in Scene gesetzt, dem sich die Gesellen der übrigen Zünfte anschlossen. Die unzufriedenen Arbeiter verließen ihre Werkstätten, rotteten sich zusammen und verübten so grobe Excesse, daß das Militair gegen die Ruhestörer einschreiten mußte. Die Tumultuanten setzten den Soldaten Widerstand entgegen, es kam in Folge dessen zum offenen Kampfe, in welchem ein Corporal und ein Schiffszimmermann getödtet und fünf Soldaten und elf Gesellen schwer verwundet wurden. Von den Letzteren erlagen noch mehrere ihren Verletzungen. Dem Auftritte in Bremen folgten ähnliche in Hamburg, Frankfurt a. M. und anderen Städten. Und nun rede man noch von den harmonischen Beziehungen zwischen Meistern und Gesellen in der „guten alten“ — Zeit des Zunftzopfes.

Die Reichszunftordnung.

Gegen die im vorigen Capitel berührten Ausbreitungen des Zunftthums mußten nothgedrungen die staatlichen Organe, vor Allem die gesetzgebende Versammlung des Reiches, der Reichstag, energisch Front machen; und in der That bildeten denn auch die wider die Handwerksmißbräuche erlassenen Reichsverfügungen eine recht stattliche Gesetzesammlung, die mit der Reichspolizeiordnung von 1530, Titel 39 beginnt und mit dem kaiserlichen Commissionsdecret vom 30. April 1772 endigt, also fast zwei und ein halbes Jahrhundert umfaßt. Unter diesen verschiedenen Reichspolizeiordnungen, Reichstagsanschriften, Reichsgutachten und Decreten ist besonders hervorzuheben der Reichsbeschluß vom 16. August 1731. Derselbe befaßte sich mehr als alle ihm vorausgegangenen Gesetze mit den Mißständen im Gewerbewesen und wird deshalb auch gemeinhin die „Reichszunftordnung“ genannt. Die directe Veranlassung zur Entstehung der Letzteren gab der oben erwähnte Aufstand der Augsburger Schuhmachergesellen.

Ueber die Tendenz dieses sich bis in die kleinsten Details mit den Gewerbeverhältnissen beschäftigenden Gesetzes ist wenig tröstliches zu sagen. Gewiß war die Reichszunftordnung ein sorgsam ausgearbeitetes Gesetz, das zum ersten Male den Zünften eine einheitliche, für ganz Deutschland gültige Ge-

werbeordnung gab, und es ist durchaus nicht zu bezweifeln, daß die durch dieses Gesetz geschaffene, früher so oft vermißte Rechtseinheit dem geschwächten, unter der Herrschaft des Zunftzwanges erstarrten deutschen Gewerbetwesen neuen Lebensodem eingehaucht haben würde, wenn die Reichsgewalt nur nicht selbst an so unbefreiblicher Schwäche gelitten hätte. Dazu kam noch das Fehlen einer jeden wirklichen Reform in dem bezügl. Gesetze. Schon vor und während des dreißigjährigen Krieges waren Stimmen laut geworden, die den hemmenden Einfluß des Zunftwesens auf die Fortentwicklung der Industrie nachgewiesen und der Aufhebung der Zünfte das Wort geredet hatten. Der Hofrath in M ü n c h e n beantragte bereits etwa um das Jahr 1615 die Auflösung sämtlicher Zünfte in Bayern, weil das Zunftwesen die allgemeine Wohlfahrt schädige, ohne Nutzen sei und den Handwerker zu unnöthigen Geldausgaben veranlasse. Der Antrag drang nicht durch. Die Regierung begnügte sich mit dem Erlasse eines Gesetzes, der mehrfach von uns citirten bayr. Landesordnung von 1616, in welcher die Abstellung der Zunftmißbräuche anbefohlen wurde. Axel Oxenstierna, der staatskluge und geistvolle Kanzler des großen Schwedenkönigs Gustav Adolph, erkannte gleichfalls die verderblichen Wirkungen des Zunftwesens. Er richtete am 8. October 1633 von Frankfurt aus ein Schreiben an den Reichsschatzmeister, in welchem er darauf hindeutete, daß es dem Wohlstand der Städte nicht zum Vortheil gereiche, wenn „ein Mann, zwei oder drei, allein Nahrung haben und den Kauf bestimmen, wie es ihnen selbst gefällt, sondern daß es (das gemeine Wohl) von der Menge des Volkes und dem Concurs derivire (sich ableite)“. Denselben Gedanken, wenn auch mit anderen Worten, sprach 10 Jahre später der Rath zu Bremen aus, als er 1643 eine Reihe Artikel für die Ansiedler in der Neustadt veröffentlichte. Das betreffende Gesetz, welches die Niederlassung wesentlich erleich-

terte, stellte die wirthschaftliche Wahrheit auf, „daß die Unfehlbare erfahrung bezeuge, daß wenn die Commercias nicht gehemmet oder in Gewisse Gleichsam Monopolische Schranken eingeschlossen, sondern franc und frey gelassen werden, daß sie desto mehr floriren und zunehmen.“ Noch mehr brach sich diese zunftfeindliche Strömung nach dem Abschlusse des westphälischen Friedens Bahn. Auf dem Reichstage von 1669 warf Chur-Brandenburg unter Zustimmung der ganzen weltlichen Fürstenbank die Frage auf, ob die Zünfte nicht gänzlich zu cassiren seien, aber wie wenig trug der schon auf dem Reichstage 1672 festgestellte und erst 1731 erlassene Reichsbeschluß, denn so lange hatten die traurige politische Zerrissenheit und das immer mehr schwindende Nationalgefühl seine Publication verhindert, den berechtigten Wünschen der Fragesteller Rechnung. Statt positiv vorzugehen und jenen Stimmen zu folgen, welche die gänzliche Aufhebung der Zünfte verlangten, beschränkte man sich auf ein negatives Auftreten. Man ließ die Zünfte nach Vererbung aller ihnen bis dahin zustehenden statutarischen Rechte nur noch als verknöcherte Gebilde aus dem Mittelalter bestehen, denen das Reich in seiner Agonie nicht als Stütze dienen konnte und auf welche die Gesetze der einzelnen Landesherren unwirksam blieben.

Dieser negirende Charakter des Gesetzes prägt sich schon in dem ersten Artikel des Gesetzes aus. Derselbe hob das freie Versammlungsrecht der Zünfte auf und stellte die Zusammenkünfte der Gewerbetreibenden unter die Aufsicht der Ortsbehörden. Auch sollten „an keinem Orte einige Handwerksartikel, Gebräuche und Gewohnheiten passirt werden, sie seien denn entweder von der Landes- oder wenigstens jedes Orts dazu berechtigten Obrigkeit nach vorgängiger genugsamer Erwäg- und Einrichtung nach der Sachen gegenwärtigen Zustand confirmirt und berechtigt“. Dagegen wurden alle von den Handwerkern eigenmächtig getroffenen Anord-

nungen für „null, nichtig, ungiltig und unkräftig“ erklärt. Handwerker, welche diese Vorschrift unbeachtet ließen und auch noch nach erfolgter obrigkeitlicher Ahndung auf die Durchführung ihrer ohne Vorwissen und Genehmigung der Behörde gefaßten Beschlüsse bestanden, sollten für handwerksunfähig erklärt und, falls sie sich durch die Flucht der Bestrafung entzögen, steckbrieflich verfolgt werden.

Weiterhin bemühte sich die Reichszunftordnung um die Regelung des sehr im Argen liegenden Lehrlingswesens. Sie schärfte die bereits in den Polizeiordnungen von 1548 und 1577 verfügte Bestimmung über die Zulassung aller Stände zum Handwerke auf's Neue ein. Nur dem Frohner und Scharfrichter sprach das bezügliche Gesetz die Ehrlichkeit ab und bestimmte, daß die Kinder derselben erst in zweiter Generation, wenn sie inzwischen einen ehrlichen Lebensberuf erwählt und in dem Letzteren mit ihrer Familie 30 Jahre hindurch thätig gewesen wären, wieder für handwerkstauglich sollten erachtet werden. — Ferner trat die Reichszunftordnung den vielen im Laufe der Zeit entstandenen Auswüchsen beim Gesellenmachen, dem sogenannten „Hobeln“, „Schleifen“, „Hänfeln“, „Predigen“, „Tausen“ zc. entgegen und erklärte solche „seltsamen theils lächerlichen, theils ärgerlichen und unehrbarlichen Gebräuche“ ein für allemal aufgehoben. Alsdann unterzog sie die übermäßig hohen Ein- und Ausschreibgebühren einer gründlichen Revision und verfügte, daß die Aufdinge-, Lehr- und Losspruchgelder aller Orten von den Obrigkeiten festgesetzt und zur allgemeinen Kenntnißnahme publicirt werden sollten. Desgleichen wurden der bei den Aufdingen und Lossprechen der Lehrlinge, bei dem Schenken der Gesellen, „als welche bei einigen Handwerkern mit keinem freiwilligen Geschenke zufrieden sind, sondern nach ihrem Gefallen mit kostbaren und gewissen Speisen von dem Meister versehen sein wollen“, bei den Versammlungen der Meister und Gesellen

und bei der Abmessung der Zunftstrafen übliche große Aufwand und die „beschwerliche Uebermasse“ verboten. Die wichtigste Maßregel jedoch, welche das in Rede stehende Gesetz in Betreff des Lehrlingswesens anordnete, war die Bestimmung über die Lehrbriefe. Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte im Namen der Meistercorporation der derzeitige Obermeister den Lehrbrief ausgestellt, welcher zur Beglaubigung vom Obermeister, zwei Beisitzmeistern und dem Lehrherrn unterzeichnet werden mußte. Da man aber häufig bei Abfassung dieses für die Zukunft des jungen Handwerkers so wichtigen Documents sehr willkürlich verfuhr, so ereignete es sich nicht selten, daß die Zunft der einen Stadt den von der Brudergemeinschaft der andern Stadt ausgefertigten Lehrbrief anfocht und denselben nicht für rechtskräftig anerkennen wollte. Diese gegenseitigen Chicanen wurden zuweilen so weit getrieben, daß auswärtige Richtercollegien zur Abgabe von Rechtsgutachten angegangen wurden; so mußte z. B. die Juristenfacultät der Universität Halle im Jahre 1643 entscheiden, ob der Lehrbrief des Schlossers Michael Klein gültig und kräftig sei. In Folge dieser Unzuträglichkeiten wurde es im 17. Jahrhundert ziemlich allgemein, daß nicht die Zunft, sondern die Obrigkeit auf Antrag des Handwerks den Lehrbrief ausstellte. Hierauf Bezug nehmend, bestimmte nun die Reichszunftordnung, daß bei sämtlichen Handwerken und Zünften ein jeder Lehrling, der aufgedungen würde, seinen Geburtsbrief in die Meisterlade, d. i. das Archiv der Meister-Corporation, niederzulegen habe. Bei seinem Uebertritte in den Gesellenstand solle er gleichfalls den erhaltenen Original-Lehrbrief der Meisterlade so lange zur Aufbewahrung überantworten, bis er sich am Orte niederlassen und Meister werden wolle, welches Vorhaben von der dortigen Behörde und der Zunft zu bestätigen sei. Trete der junge Geselle seine Wanderschaft an, so solle er zu seiner Legitimation die Abschrift seiner in der Lade befindlichen Papiere

und außerdem noch gegen Entrichtung von 10 bis höchstens 40 Kreuzer Schreibgebühren ein Arbeitszeugniß, die sogenannte „Kundschaft“, erhalten. Das Formular zu der Letzteren wurde in der Reichszunftordnung festgesetzt und lautete folgendermaßen:

„Wir Geschworene, Vor- und andere Meister des Handwerks N. N. in der Stadt N. bescheinigen hiermit, daß gegenwärtiger Gefelle, Namens N. N., von N. gebürtig, Jahre alt, und von Statur , auch von Haaren ist, bei uns allhier Jahre und Wochen in Arbeit gestanden und sich solcher Zeit über tren, fleißig, still, friedsam und ehrlich, wie einem jeglichen Handwerksburschen gebühret, verhalten hat, welches wir also attestiren und deßhalben unsern sämtlichen Mitmeister diesen Gefellen nach Handwerksgebrauch überall zu fördern, geziemend ersuchen wollen.

N. N., den 1c. (L. S.) N. N. Obermeister,

(L. S.) N. N. als Meister,

wo obiger Gefell in Diensten gestanden.“

Es folgen sodann sehr detaillirte Bestimmungen über das Wandern der Gefellen. Mit den eben mitgetheilten Handwerksatteste solle der Gefelle seine Wanderschaft fortsetzen und sich mit demselben in jeder Stadt, wo er Arbeit suche, bei dem Handwerke melden. Auf die Vorzeigung dieses Arbeitscheines hin seien alle Meister, die eines Gefellen bedürfen, verpflichtet, den Zugereisten „ohnweigerlich zu fördern.“

Werde nun, heißt es dann weiter, dem fremden Gefellen an dem „eingewanderten“ Orte Arbeit versprochen, so solle er, sobald er die Arbeit antrete, die mit dem Handwerksiegel versehenen Abschriften seines Lehr- und Geburtsbriefes, sowie das erhaltene Handwerksattest in die Meisterlade zur Verwahrung niederlegen und so lange in derselben lassen, bis er wieder weiter zu wandern gedenke. In letzterem Falle habe er dem Meister mindestens 8 Tage vorher die Arbeit aufzukündigen und vor

seiner Abreise allen Anforderungen, welche die Obrigkeit oder Privatpersonen rechtlicher Weise an ihn stellen könnten, Genüge zu leisten. Auch verpflichte man den Meister, Acht zu geben, ob der Geselle seine Entlassung aus der Arbeit wegen eines von ihm verübten noch nicht offenkundigen Verbrechens beghe. Nehme der Meister dieses an, so solle er es bei Vermeidung „geziemender“ Strafe der Obrigkeit sofort anzeigen. Dem Gesellen seien in solchen Fällen seine Papiere erst nach Erledigung der anhängig gemachten Sache auszuhandigen. Freilich stehe vielen Gewerken auf Grund ihrer von der Obrigkeit bestätigten Zunftartikel die Bestrafung leichterer Vergehen zu, allein diese Ausübung der Zunftgerichtsbarkeit dürfe nur unter Hinzuziehung der Obermeister und der von den Behörden ernannten Handwerksvorsteher erfolgen. Dagegen sollen Vergehen, welche das Gesetz mit einer Geldbuße von mehr als ein bis zwei Gulden bestrafe, und deren Aburtheilung ein größeres Maaß juristischer Kenntnisse erfordere, erst nach eingeholtem Rechtsgutachten der Ortsbehörde untersucht und geahndet werden. Habe sich aber ein Geselle in jeder Beziehung untadelhaft betragen und wolle „nach vorbesorgtermassen erfolgter bescheidener Aufkündigung auch allenfalls gepflogener Richtigkeit weiter wandern,“ so sollen ihm seine in der Meisterlade aufbewahrten Papiere nicht nur wieder ausgehändigt, sondern ihm neben dem älteren Arbeitsheine auch noch ein neues Attest seines Wohlverhaltens nach dem oben angegebenen Schema von dem Handwerke ausgestellt und dafür höchstens eine Gebühr von 15 Kreuzern berechnet werden. Dagegen solle auf das ältere Arbeitszeugniß, welches zum Zwecke des Weiterwandern für ungiltig zu erklären sei und „nur insoweit dem Gesellen gelassen werden könne, als er es etwa zu seiner eigenen Nachricht und Vergnügen aufbewahren wolle,“ verzeichnet werden, daß der Inhaber diese Kundschaft eine andere erhalten habe . . . „Geschieht es übrigens, daß einem Gesellen an dem eingewanderten Orte

keine Arbeit gegeben wird, so sollen die dafigen Obermeister des Handwerks auf sein mitgebrachtes und vorgebrachtes jüngstes Attestat ohne Entgeld notiren, wesmaßen zwar Anfrage gehalten, jedoch kein Meister gewesen, der einen Gesellen gebraucht hätte, und selbiger also weiter wandern müsse.“

Wir haben es hier mit einer Einrichtung zu thun, die lebhaft an jene noch nicht lange entschwundene Zeit erinnert, wo der wandernde Handwerksgefelle unter polizeilicher Aufsicht stand und die Ortsbehörde ihm nicht nur die Reiseroute, sondern auch die Zeitdauer derselben in sein Wanderbuch schrieb. Heute wird wohl kein Gewerbetreibender den endlichen Fall dieses Systems der Bevormundung beklagen und die Herrschaft des Paßzwanges zurückwünschen, damals war jedoch solches Vorgehen dem durch und durch corrumpirten Gesellenstande gegenüber geboten. Es galt den zünftlerischen Strikes, jenen Gesellenauftänden, an denen das verfloßene Jahrhundert so reich ist, und die nicht nur das wirtschaftliche Leben störten, sondern auch die bürgerliche Ruhe bedrohten, ein Paroli zu biegen, und dazu bedurfte man eben sehr energischer Maßnahmen. Darum schrieb auch die Reichszunftordnung vor, daß kein Meister, unter welchem Vorwand es auch immer sein möge, einen Gesellen, der sich nicht durch die Abschriften seines Lehr- und Geburtsbriefes, sowie durch seine Kundschaft legitimiren könne, bei 20 Thaler Strafe weder in Arbeit nehmen, noch ihm das übliche Geschenk geben oder eine andere „Handwerkswohlthat“ erweisen solle. Eine weitere Maßregel, die den Bau des Zunftorganismus in seinen Grundvesten erschütterte, war das Verbot der von den Zünften bisher ungehindert geführten Correspondenz und die Anordnung der Briefcensur. Bei Vermeidung von 20 Thalern Strafe wurde sämtlichen Gewerken anbefohlen, von nun an weder einen Brief an eine andere Zunft zu senden, noch ein derartiges Schreiben anzunehmen, zu erbrechen und zu beantworten;

„wenn jedoch Fälle sich ereignen, da das Zuschreiben nöthig scheint, mögen die Briefe anders nicht, denn durch jede Ortsobrigkeit, nach zuvor erwogenen ihren Inhalt und zu dessen Verweis beigesehter Signatur bestellet werden.“ Zur erfolgreichen Durchführung dieser dictatorischen Bestimmung, welche die größte Erbitterung im Gewerbestande hervorrief, wurde jegliche Verbindung ganzer Zünfte unter einander aufgehoben und der mit dem Bruderschaftsiegel getriebene Mißbrauch den Gesellen unterjagt. Auch sollte, da das Bestehen der Gesellenbruderschaften überhaupt unstatthaft sei, den Gesellen das „angemaßte“ Siegel abgefordert und in der Meisterlade verwahrt werden.

Mit sehr scharfen Bestimmungen suchte die Reichszunftordnung die ruhestörenden Bewegungen des Gesellenstandes niederzuhalten. „Von den Meistern will man ohnedies nicht vermuthen,“ heißt es an der betreffenden Stelle des Gesetzes, „daß sie gegen geleistete Bürger- oder Unterthanenpflichten wider ihre Obrigkeit einen Aufstand und Rebellion erregen, außerdem an hinlänglichen Zwangsstrafmitteln es keiner Obrigkeit fehlen würde. Wofern aber, bisheriger Erfahrung nach die Gesellen unter irgend einem Pretext (Vorwand) sich weiter geküßten ließen, einen Aufstand zu machen, folglich sich zusammen zu rottiren, keine Arbeit mehr zu thun oder selbst haufenweise auszutreten, und was dahin einschlagenden rebellischen Unfugs mehr wäre, dergleichen große Frevler und Missethäter sollen nicht allein mit Gefängniß, Zuchthaus, Festungsbau- und Galeerenstrafe belegt, sondern auch nach Beschaffenheit der Umstände und hochgetriebener Reizung nicht wieder wirklich verübten Unheils (nach dem verursachten Unheil) am Leben gestraft werden.“ Falls eine Stadtbehörde oder gar diese und jene Landesobrigkeit die ausgebrochenen Unruhen nicht allein zu unterdrücken vermöge, solle sie sich an die benachbarten Aemter oder den Kreisobersten wenden und

um Hilfe bitten. Diese würden dann die aufgestandenen Gesellen zur Haft bringen und dieselben entweder der beleidigten Obrigkeit ausliefern oder sie selbst „gehörig“ bestrafen. Außerdem erklärte die Reichszunftordnung die Theilnehmer eines Gesellenaufstandes, sowie alle Diejenigen, welche die Auführer unterstützten, für vogelfrei. Kein Ort im römischen Reiche solle den „frevelnden Handwerksburschen“ und deren „Fehlern und Mithelfern“ Ausnahme und Schutz gewähren, kein Wirth sie beherbergen und mit Speise und Trank versehen. Jede Uebertretung dieses Gebotes werde als eine Unterstützung des Aufstandes angesehen und hart geahndet werden.

Nicht minder harte Strafen waren auf den bloßen Versuch des Aufstanderregens gesetzt. Unterfange sich ein Geselle, dem wegen üblen Verhaltens seine Legitimationspapiere vorenthalten würden, die Meisterzunft zu schimpfen, die Arbeit niederzulegen oder gar die anderen Gesellen zu dergleichen Verbrechen aufzuheizen, so solle er sofort im ganzen römischen Reiche steckbrieflich verfolgt und von jeder Obrigkeit unverzüglich als ein Auführer und Aufwiegler verhaftet werden. In dieser Haft solle er so lange bleiben, bis er seine Schmäh- und Drohworte zurückgenommen und ernstliche Besserung angelobt habe; doch könne je nach dem Ermessen der Behörde über den Schuldigen auch Gefängniß-, Zuchthaus- oder Festungshausstrafe verhängt werden. Flüchte sich der Verbrecher in ein Land, von dessen Regierung seine Auslieferung nicht zu erlangen sei, so solle der Magistrat derjenigen Stadt, in welcher der Geselle die Erregung des Aufruhrs versucht habe, an die Behörde seines Geburtsortes schreiben und bei den dortigen Gerichten sowohl sein bereits erlangtes Vermögen, als auch die noch etwa zu erwartende Erbschaft mit Beschlagnahme belegen. Sei jedoch der aufgestandene Geselle ein Ausländer, der nichts zu verlieren habe, so solle derselbe nach vorausgegangener An-

zeige an seine Landesherrschaft für infam erklärt und sein Name an den Galgen geschlagen werden.

Weiterhin wandte sich die Reichszunftordnung gegen die Auswüchse im Handwerksceremoniell und ordnete die Abstellung dieser „Handwerksgrüße, läppiſchen Redensarten und anderer dergleichen ungereimten Dinge“ an. Insbesondere sollte der Handwerksgruß, welcher durch die Einführung des Arbeitsſcheines vollkommen überflüssig geworden sei, fortfallen und somit auch z. B. im Maurerhandwerk der Unterschied zwischen „Grüßern“ und „Briefträgern“ in Zukunft anſhören. Auch sei der vermeintlich höhere Rang, deſſen ſich die geſchenkten Zünfte den ungeſchenkten gegenüber rühmten, aufzuheben und dem wandernden Geſellen an den Orten, wo er eine Reiſeunterſtützung erhalte, nicht mehr als höchſtens 4—5 gute Groſchen oder 15—18 Kreuzer als Geſchenk zu verabreichen.

Außerdem verbot die Reichszunftordnung den „wider alle Vernunft laufenden“ Mißbrauch der heimlichen Geſellen gerichte, ſowie alle anderen ſogenannten „Geſellengebräuche“, „ſie ſeien nun gleich zu Papier gebracht oder nicht.“ In Zuſammenhange hiermit wurde den Behörden aufgegeben, die von ihnen ausſtellten oder beſtätigten Geſellenbriefe ſchleunigſt wieder einzuziehen und zu caſſiren oder, wo ſolches unthunlich ſei, dieſe Privilegien doch inſoweit einer Reviſion zu unterziehen, daß ſie mit dem vorliegenden Geſetze nicht im Widerſpruche ſtänden.

Schließlich ſei hier noch kurz der Maßnahmen gedacht, welche das in Rede ſtehende Geſetz zur Unterdrückung der bei den Meiſterprüfungen üblichen Mißbräuche traf. Die Behörden wurden angewieſen, die koſtbaren und unnützen Meiſterſtücke, ſowie die ſchwelgeriſchen Mahlzeiten bei der Vorlage der Probearbeiten abzuschaffen und darauf zu achten, daß man die Meiſterſtücke „moderire, verändere und nach Billigkeit einrichte.“ Ferner ſollten die Obrigkeiten berechtigt ſein, dem ſtrebsamen,

W. Koch, Geſchichte des deutſchen Handwerks.

geschickten Gesellen auch ungeachtet des Widerspruchs der Zunft das Meisterrecht zu ertheilen, wenn das Handwerk auf die Anfertigung der veralteten Meisterstücke bestehe und der Meisteraspirant sich diesem Brauche nicht fügen wolle. Endlich wurde die bereits in vielen Ländern erlassene Verfügung, daß sobald es der Jungmeister verlange, ein Ausschuß von unparteiischen Sachverständigen das verworfene Meisterstück zu prüfen habe, auf alle Handwerke in Deutschland ausgedehnt. —

Im Vorstehenden haben wir den Inhalt der Reichszunftordnung kurz wiedergegeben; es erübrigt nun noch der Frage näher zu treten, ob durch dieses Gesetz die Mißstände im Gewerbeleben der Zunftzeit beseitigt wurden. Die Antwort hierauf lautet verneinend. Gleichwie die Tendenz der Reichszunftordnung den Stempel der Halbheit an der Stirne trug, so war auch die Wirkung des Gesetzes gleich jeder halben Maßregel: das Uebel wurde nicht gehoben, sondern verschlimmert. Selbst die am Schlusse des Reichsdecrets vom 16. August 1731 ausgesprochene Drohung, bei Nichtbeachtung des Gesetzes „alle Zünfte insgesammt und überhaupt völlig aufzuheben und abzuschaffen,“ erwies sich als resultatlos. Die Reichszunftordnung stieß eben überall auf heftigen Widerstand. Auf der einen Seite opponirte der gesammte Handwerkerstand einmüthig gegen das Gesetz, weil dasselbe ihm das freie Versammlungsrecht raubte, sowie die Verbindungen der Zünfte und das Correspondiren verbot; auf der andern Seite zögerten die einzelnen Landesregierungen mit der Veröffentlichung des Reichsbeschlusses, weil sie durch diesen Act ihrer Selbstständigkeit etwas zu vergeben glaubten. Ja manche Fürsten publicirten den Reichsbeschuß nicht einmal, und nur Brandenburg machte eine rühmliche Ausnahme, indem die Behörden ihn dort streng zur Ausführung brachten. Dagegen zeigten sich namentlich die Obrigkeiten in den herabgekommenen Reichsstädten, dem Eldorado der Gesellenaufstände, in der Publication des Gesetzes sehr saumselig. Hier

nahmen die Vertreter der Zünfte, wenn auch oft nur als Figurant, an der Stadtvertretung Antheil und suchten, in diesem Falle von dem Rathe und der übrigen Bürgerschaft eifrig unterstützt, mit allen Mitteln die Ausführung des Gesetzes zu hindern. So fehlte es denn fast aller Orten an dem rechten Eifer für die Durchführung des Gesetzes. Die Reichszunftordnung blieb bedeutungslos und vermochte nicht jene Phalanx zu durchbrechen, welche der in seinen Mißbräuchen so fest durch ganz Deutschland zusammenhängende Zunftorganismus gegen jede auch noch so nothwendige gewerbliche Reform bildete

Schluß.

Fast 150 Jahre sind verflossen, seitdem den deutschen Handwerkern in der Reichszunftordnung das erste allgemeine Gewerbegesetz gegeben wurde, vermittelt dessen man eine Regeneration des entarteten Zunftthums vergebens anstrebte. Heute wissen wir, daß diese Bemühungen, dem groben Unfuge und den tumultuarischen Bewegungen innerhalb der Zünfte zu steuern, scheitern mußten, denn die Geschichte des Handwerks hat uns gelehrt, daß nur durch die gänzliche Abschaffung der Zunftverfassung und die Einführung der Gewerbefreiheit den hochgradigen Mißständen im Gewerbeleben der Zunftzeit ein Ende gemacht werden konnte. Aber mit welchen Opfer an Nationalvermögen, an Volkswohlfahrt und Menschenglück mußte diese wirtschaftliche Wahrheit erkaufte werden; wie lange dauerte es bis man in dem Zunftthum ein schweres Unrecht gegen die Gesellschaft erkannte, bis man den treffenden Ausspruch Herder's „daß Alles auf Erden Veränderung ist, daß jedes Menschenwerk hinfällig ist und selbst die beste Einrichtung in wenig Geschlechtern drückend wird“ auch auf die Zunftverfassung anwandte. Und jetzt, nachdem wir uns zur wirtschaftlichen Freiheit durchgerungen haben; jetzt, wo die Fesseln des Zunftzwanges gefallen sind und alle materiellen, geistigen und physischen Kräfte unseres Volkes sich ungehindert entfalten können und in fruchtbarer Wechselwirkung ein nimmer ruhendes Leben und Ringen und Streben hervorrufen, — werden wiederum Stimmen

aus gewerblichen Kreisen laut, die offen oder verschämt die Rückkehr zu der „guten alten“ Zeit des Zunftthums wünschen. Und fragt man diese mit den gegenwärtigen Entwicklungsgänge unserer wirthschaftlichen und gewerblichen Angelegenheiten unzufriedenen Zunftfreunde nach der Begründung ihrer Forderungen, so antworten sie mit den Hinweise auf den Nothstand im Gewerbewesen der Gegenwart. Die Lage des Handwerkers verschlechtere sich von Jahr zu Jahr, heißt es dann, die freie Concurrenz gefährde den Nahrungsstand der Gewerbetreibenden auf eine sehr beunruhigende Weise, die Fabriken entzögen den Werkstätten des Kleingewerbetriebes die tüchtigen Arbeiter, das Gesellenwesen franke an schweren Schäden, die gewerbliche Arbeitsgeschicklichkeit sinke tiefer und tiefer, da die Lehrlinge nichts mehr lernen wollen, und an allen diesen und noch vielen andern Uebeln trage die unbeschränkte Gewerbefreiheit und Freizügigkeit die Hauptschuld. Es läßt sich gewiß nicht verkennen, daß die meisten dieser Klagen berechtigt und unsere gegenwärtigen gewerblichen Zustände nicht nur der Besserung fähig, sondern auch theilweise sehr bedürftig sind. Wir freuen uns deshalb, daß die Handwerker endlich über die allgemeinen Redensarten hinausgekommen sind und eine Reorganisation des Handwerks durch die Neubildung freier Zünnungen anstreben. Unserer Ansicht nach bieten solche gewerblichen Vereinigungen, welche gleich den Zünften ihre Entstehung dem natürlichen Vergesellschaftungsdrange der Gewerbetreibenden verdanken, das beste und naheliegendste Mittel zur erfolgreichen Bekämpfung der gewerblichen Mißstände und namentlich können sie auf dem Gebiete des sehr im Argen liegenden Lehrlingswesens sehr segensbringend wirken. Nothwendig wird es allerdings sein, daß man diesen aus der Initiative der Handwerker hervorgegangenen modernen Zünnungen auf dem Wege der Gesetzgebung bestimmte gewerberechtliche Befugnisse zuweist. Wir geben uns auch der Hoffnung hin, daß die Regierungen und Volksvertretungen

der Innungsbewegung fördernd entgegen kommen werden, damit Letztere aus ihren sporadischen Anfängen heraus sich entwickle und nicht auf einige Städte beschränkt bleibe. Nur möge man bei der Abmessung der den gewerblichen Corporationen zu gewährenden Rechte sich hüten, jenen Stimmen zu folgen, die gar zu gerne den alten Zunftgeist in diese neuen Verbände hineintragen möchten, indem sie die Wiedereinführung obligatorischer Innungen verlangen. Eine solche Verletzung des Princips der Gewerbefreiheit würde ein schwerer wirthschaftlicher Fehler sein und die Entwicklung der Innungen nicht fördern, sondern nur hemmen, ganz abgesehen davon, daß jede künstliche Belebung des abgestorbenen Zunftthums nur unter vollkommener Verleugnung aller Lehren, welche uns die Geschichte giebt, möglich ist.

